B. Chr. Ludwig Natorp

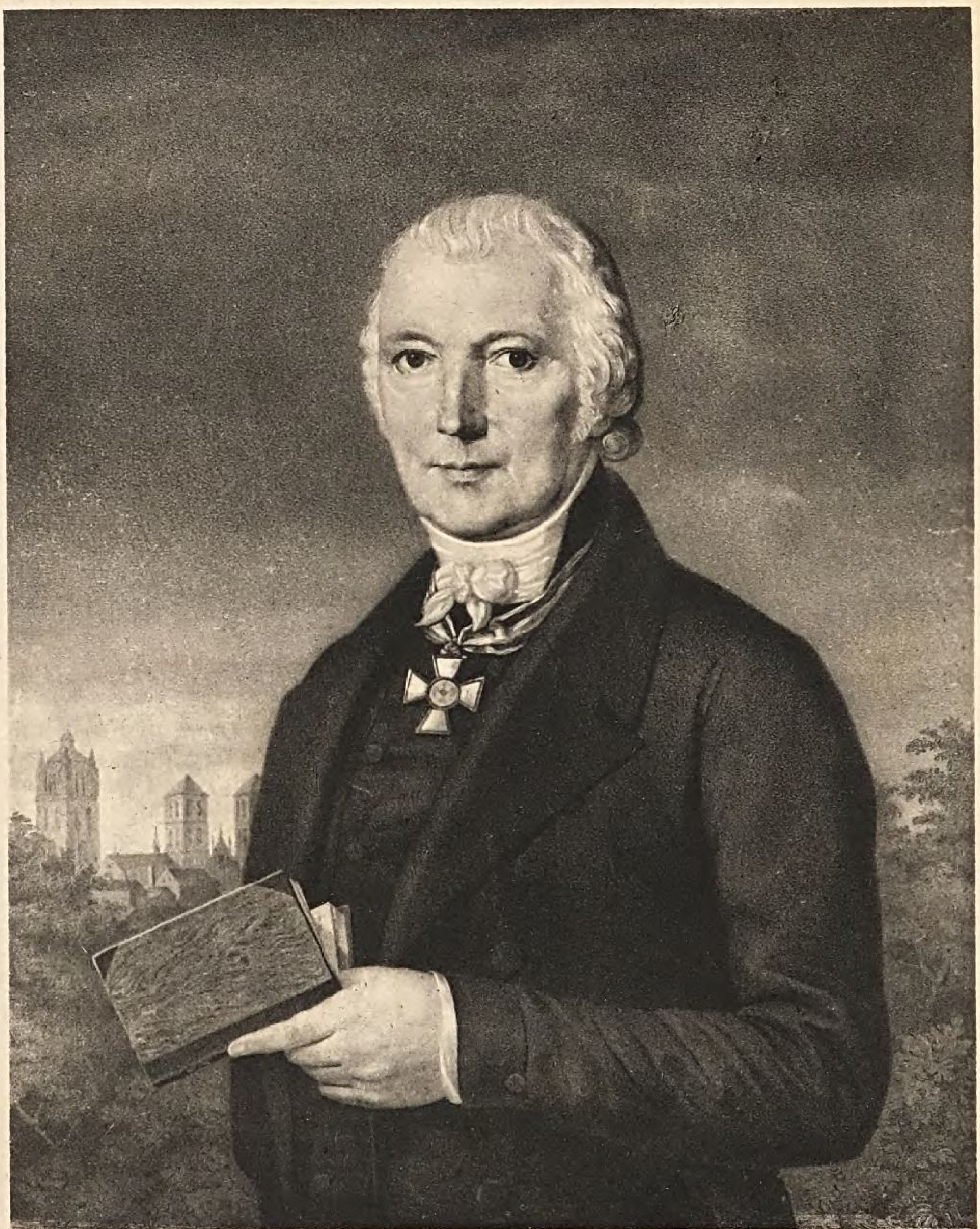
ein

Lebens- und Zeitbild

von

P. Natorp.

G. D. Baedeker in Essen.



Meisenbach Riffarth & Co. Berlin heliogr.

Natorp.

B. Chr. Ludwig Natorp,

[illegible]

[illegible]

Lebens- und Zeitbild

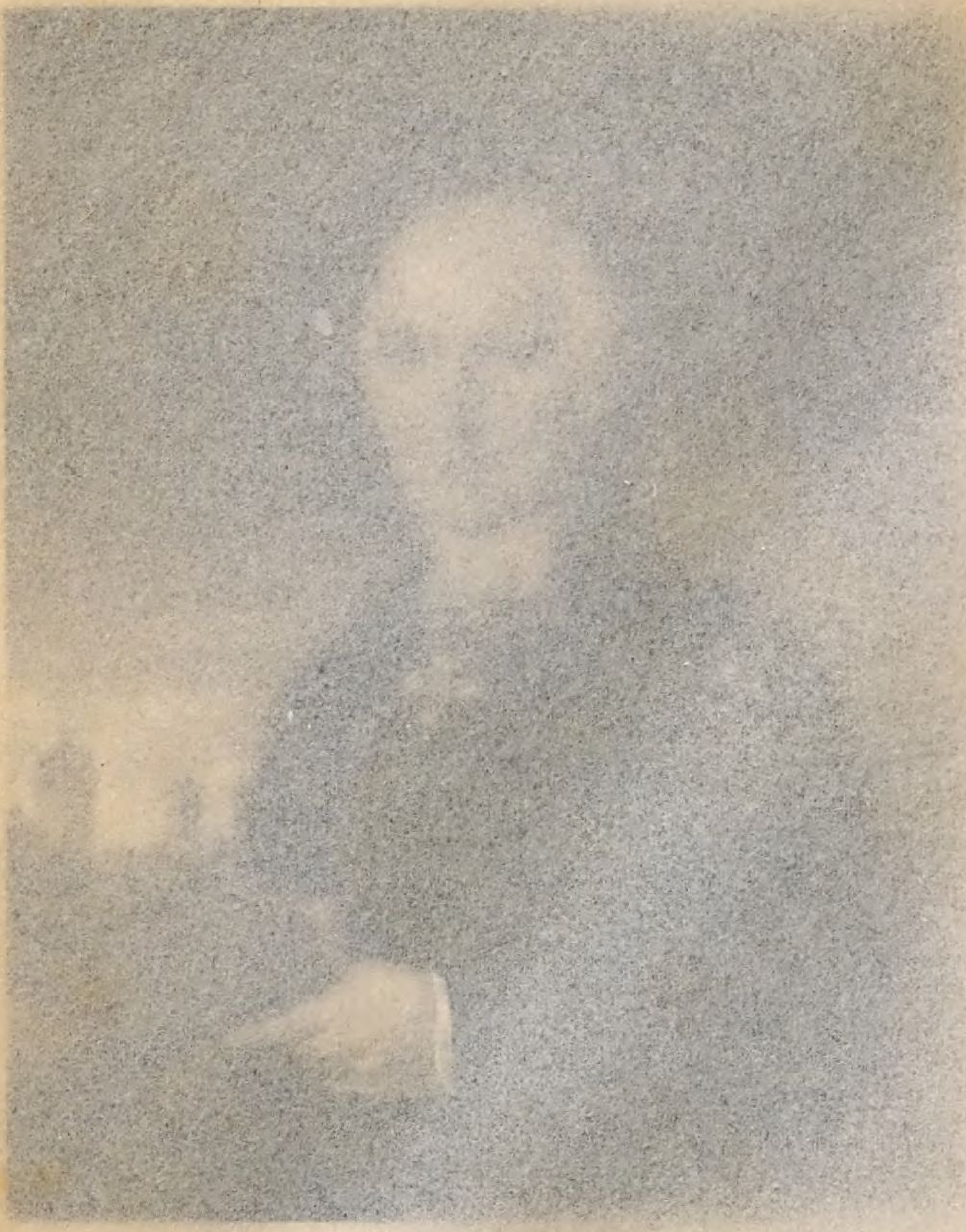
[illegible]

der Geschichte des [illegible]
Preußens in der ersten [illegible]

[illegible]

O. Natorp.

Essen.
Druck und Verlag von G. D. Bädeker.
1894.



B. Chr. Ludwig Natorp,

Doktor der Theologie, Oberkonsistorialrat und Vize-Generalsuperintendent zu Münster.

Ein

Lebens- und Zeitbild

aus

der Geschichte des Niederganges und der Wiederaufrichtung Preußens in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts

von

O. Natorp.

Essen.
Druck und Verlag von G. D. Bädeker.
1894.

Begleitschreiben.

Der Verfasser gegenwärtiger Biographie darf sich der Pflicht der üblichen Bevorwortung, die gewissermaßen zwischen Titel und Inhalt eine Brücke schlagen soll, überhoben erachten, da das Werk selbst Andeutungen über seinen Ursprung und Zweck genug bietet; allein die Rücksicht auf die Länge der Zeit, die unsere Gegenwart von der auf dem Titelblatte angegebenen Periode trennt, empfiehlt es, wenigstens durch ein Begleitschreiben jenen Dienst besorgen zu lassen. Die Veranlassung zur Abfassung dieses Buches gaben — obschon der Name des Darstellers mit dem des Dargestellten übereinstimmt — zunächst doch nicht die darauf zielenden oft geäußerten Wünsche der Freunde und Familie; vielmehr eine gelegentlich von dem Unterrichtsministerium in Preußen an die Lehrer höherer Bildungsanstalten gerichtete Ermunterung, in Einzelschriften die historische Entwickelung des preußischen Schul- und Kirchenwesens zum Vorwurfe zu nehmen, und daneben eine treffende Bemerkung L. Bergers in seiner Biographie F. Harkorts, daß es sich besonders für unsere Generation lohne, die Zeit der Wiederaufrichtung Preußens nach der Napoleonischen Herrschaft genauer, als meist der Fall ist, nach allen Seiten kennen zu lernen. So will denn das vorliegende Werk mit dem Lebensbilde ein Zeitbild von der Entwickelung des Schul- und Kirchenwesens in den beiden Landschaften, in denen B. Ch L. Natorp während jener Periode leitend thätig war, in Brandenburg und Westfalen, bieten und, was andere darüber im einzelnen geliefert haben, zusammenfassend darstellen. Wenn wir nun zugleich der Zeichnung des Lebens und Wesens einen großen Bruchteil des Inhaltes widmen, so ermunterte hierzu schon die Wahrnehmung, daß gerade in neuester Zeit manche Aufsätze und Vorträge bezeugen, in wie vielen Herzen Oberkonsistorialrat

D. Natorp († 1846 zu Münster) noch fortlebt; dann aber auch die wertvolle Freude, die, so denken wir, jeder Edle an einem schönen Leben immer empfindet. Natorps Glaubensbekenntnis, wenn wir so das bezeichnen dürfen, was man sonst zu stolz ein Lebensprogramm nennt, wurzelte ja in einer freimütigen, unabhängigen religiösen Denkungsart, die heutzutage in manchen kirchlichen Kreisen nicht allzu warm empfohlen wird. Allein wenn es dem Verfasser gelungen sein sollte, nicht nur mit Liebe, sondern mit Wahrheit und Liebe zugleich, nach handschriftlichen Quellen und dem Urteile sachverständiger Zeitgenossen Natorps richtig zu zeichnen, so darf er sich mit der Hoffnung schmeicheln, daß die oft verhängnisvolle Voreingenommenheit in historischen Dingen der Empfehlung vorliegender Schrift nicht hemmend entgegentreten werde. Als notwendig zur vollen Herausschälung des Charakters sollte endlich auch das hingenommen werden, was aus der Familienvergangenheit und dem Kreise der Freunde und des Hauses Natorps beigefügt worden ist, weil dadurch der Geist, der in ihm lebte und durch ihn wirkte, noch lebendiger erkannt wird.

Mülheim a. d. R., im Dez. 1894.

Prof. D. Natorp.

Übersicht des Inhalts.

Aus der früheren Zeit der Familie B. Ch. L. Natorps.

Während der kirchlichen Streitigkeiten, die kurz vor dem Ausbruche und im Verlaufe des dreißigjährigen Krieges das untere Ruhrthal heimsuchten, wirkten zwei Geistliche, Johann Natorp Vater und Sohn, in dem unweit Essen gelegenen Stifte Rellinghausen mit warmem Eifer für die dort hartbekämpfte evangelische Lehre. Es waren Vorfahren des Mannes, dessen Lebensbild die nachfolgenden Blätter bringen sollen. Sie redeten und handelten aus jener freien, offenen Sinnesart, die das Bewußtsein vom Werte der eigenen Überzeugung immer verleiht; aus jener Gesinnung, der ihr oben erwähnter Nachkomme einmal in den Worten Ausdruck verliehen hat: „Uns Menschen alle trägt doch der nämliche Erdboden; wir alle wandeln den nämlichen Weg zum Grabe und zur Ewigkeit: was wären wir denn, wenn wir unter solchen Verhältnissen über verschiedene Meinungen uns entzweien, auf Andersdenkende mit Unwillen und Abneigung herabblicken, unsere Herzen einander entfremden, zwischen unsern Gemütern eine Scheidewand errichten, Genossen anderer Kirchenparteien verketzern, drücken, kränken wollten? Wunderliche Kinder, die dem Willen ihres Vaters widerstreben, die Liebe gegen Bruder und Schwester verleugnen; thörichte Wanderer, die ihren Gefährten ein freundliches Wohlwollen verweigern, weil diese einen anderen Gang haben als sie." Für solche Grundsätze traten jene Altvordern männlich ein; sie hatten aber auch für sie zu kämpfen und zu leiden.

Dort, am Eingange der Schellenberger Waldungen, die sich auf dem rechten Ufer der Ruhr zwischen Essen und Werden in herrlicher Breite lagern, blickt das Dorf Rellinghausen von anmutiger Höhe so friedlich in das Flußthal hinab, als wollte es sagen, daß hier, in dieser stillen Schönheit, eine Stätte wäre, die des Glaubensstreites Wut nie gekannt hätte. Doch in der Mitte des Ortes zeugt noch ein alter, von Grün umsponnener, dicker Turm, der die Wellen der Zeit überdauert hat, gerade

von den furchtbarsten Greueln des Aberglaubens: in diesem Turme hatten einst, neben wirklichen Verbrechern, auch die vermeintlichen, die Hexen und Ketzer, Untersuchungshaft und Folterqualen auszuhalten. Zuverlässige Überlieferungen, die von fleißigen Forschern der Gegend, den Herren Pfarrer Karsch und Rentner W. Grevel, ans Licht gezogen worden sind, berichten in entsetzlicher Treue von jenen Teufelsprozessen. So erfahren wir aus einem, drei dicke Bände umfassenden Verhöre vom Jahre 1595, daß der Henker von Rellinghausen stets vollauf zu thun hatte, daß in 25 Jahren 42 Hexen oder Ketzer, etwa 4 vom Hundert der Bewohner, zum Feuertode verurteilt wurden. Der Hexenprozeß begann mit der Wasserprobe: man band dem oder der Unglücklichen die Arme und Beine kreuzweise zusammen und warf sie so in die Ruhr, an einer Stelle, die noch heute die Hexentaufe heißt; wollte der Missethäter nicht gleich sinken, so galt er für schuldig; er wurde auf die Folter gespannt und gestand hier natürlich, was er gestehen sollte, da gewöhnlich schon die Anklage den Ausgang entschied. Das Ende war der Tod durchs Feuer.

Die Befreiung von diesem Wuste, die Luthers Lehre in Aussicht stellte, mußte allein schon, sollte man sagen, der Aufklärung auch in Rellinghausen den Weg bahnen. Die Stimmung für die Reformation wurde außerdem durch die mancherlei Rechtsstreitigkeiten zwischen dem dortigen Stifte und der übergeordneten Fürstin Äbtissin zu Essen oder den Vögten geweckt. (Vgl. W. Grevel's Geschichte des Landkreises Essen, 1883.) Rellinghausen hatte nämlich ehedem ein kaiserlich freiweltliches Damenstift. Das Kapitel, das sich aus der Pröpstin, der Dechantin, elf Kanonissen und 3 Geistlichen (canonici) zusammensetzte, übte in Gemeinschaft mit dem kaiserlichen Erbdrosten auf Haus Baldeney die niedere und höhere Gerichtsbarkeit. Die Dechantin wurde von den Stiftsdamen, für die 24 Stellen gegründet waren, aus deren Mitte gewählt. Die Pröpstin aber setzte der kirchliche Obere. Die Canonici verwalteten die äußeren Angelegenheiten. Die Verteidigung der Rechte des Stiftes führte nicht selten zu bewaffneten Ueberfällen, zu Raub und Totschlag. Dem Streben der Stiftsdamen wie des Landvolkes nach immer größerer Unabhängigkeit bot die Reformation nun gleichfalls Aussicht

auf besseren Erfolg. Endlich hatte auch der rege Verkehr, den die Damen des Stiftes mit adeligen Häusern der Grafschaft Mark evangelischen Bekenntnisses unterhielten, das lockende Wort der geistigen Freiheit bereits in die stillen Mauern der Einsiedelei getragen.

In der Stadt Essen regten sich die ersten reformatorischen Triebe um 1543. Nicht lange, so wurde auch das Land von der Neuerung ergriffen. Mächtige Einflüsse kamen, wie aus der lutherischen Mark, so von den kalvinischen Bewegungen in den Niederlanden. Auch Geistliche und Adelige wurden der neuen Lehre, wenngleich zunächst nur heimlich, zugethan. Die Familie von Vitinghoff gen. Schell auf Schellenberg bei Rellinghausen bekannte sich zu ihr; ein Herr von Vitinghoff-Schell soll Luthers Tischgenosse gewesen sein. Noch mehr begeisterte sich das Landvolk für die Reformation, — schon, weil sie Befreiung von manchen äußeren Lasten versprach. In Rellinghausen wuchs die Zahl ihrer Anhänger zwischen 1550 und 1560 so mächtig heran, daß letztere sich zu einer Gemeinde zusammenschlossen, die den Ruhm beansprucht, im ehemaligen Essener Abteigebiete die älteste evangelische zu sein. 1572 erhielt sie das Recht, die Stiftskirche, die zugleich Dorfkirche war, mit zu benutzen. Der Pfarrgeistliche und Stifts-Kanonich Johann Natrop (auch Natorp geschrieben) ging der Gemeinde mit männlicher Ueberzeugungskraft voran. Ein ebenso eifriger, wie einsichtsvoller und beredter Verteidiger der lutherischen Lehre und der weltlichen Rechte des Stiftes, verdient er die Auszeichnung, als der erste evangelische Prediger im Essener Gebiete dazustehen. Nun aber geschah, — ohne Zweifel unter seinem Einflusse —, das Unerhörte, daß auch die Dechantin des Stiftes samt den Kanonissen und den beiden anderen Kanonikern von der Ketzerei bestrickt wurden. Johann Natrop hatte sie namentlich von der Richtigkeit der evangelischen Abendmahlslehre zu überzeugen gewußt. Nur ermöglichte sich, wie man begreift, der Wunsch des Kapitels, förmlich überzutreten, nicht so leicht, wie der des Volkes. Die Pröpstin stemmte sich mit Gewalt gegen die Neuerung. „Sie blieb," so rühmt eine kirchliche Urkunde von ihr, „fest und standhaft auf dem römischen Felsen." Trotzdem gingen die verwegenen Stiftsdamen selbständig vor. Anno 1572, dem

Jahre der Pariser Bluthochzeit, ersuchten sie ihren Pfarrgeistlichen, den Kanonich Natrop, ihnen das Abendmahl in beiderlei Gestalt zu reichen, „so wie Christus es angeordnet hätte". Durch Wahlbedingungen wußten sie bei den Nachfolgerinnen der erwähnten Pröpstin ihre Freiheit zu wahren. Sie traten förmlich zum evangelischen Glauben über, alle ohne Ausnahme.

Natrop, der 1540 geboren war, trat 1595 in die Ehe; er vermählte sich mit der ehrsamen Rellinghauser Jungfrau Belia Salmans, die ein Alter von 90 Jahren erreichte. Den Stiftsdamen war er auch um deswillen wert, weil er wiederholt die Rechte der Genossenschaft gegen die Anmaßungen des Vogts von der Baldeney siegreich verfochten hatte. Dieser Vogt seufzt in seinen bei der Essener Äbtissin eingereichten Beschwerden häufig über den Widerstand des klugen und rechtskundigen Kanonichs. Die Stiftsdamen und die Gemeinde blieben ihrem Führer treu; er wurde am 21. August 1594 mit dem ersten Pastorat zu Rellinghausen feierlich investiert. Trotz Vogt und Äbtissin lehrte er den lutherischen Glauben getrost weiter. Für einen Mann seiner Gesinnung muß es eine Lust des Strebens und Hoffens gewesen sein, zu sehen, wie zu seiner Zeit schon der Samen der Neuverkündigung im ganzen nordwestlichen Deutschland fröhlich aufging. Von Wesel bis Paderborn, von Münster bis ins Sauerland war alles evangelisch, namentlich auch der Adel. Städte jener Gegend, die heute wieder überwiegend und streng der mittelalterlichen Auffassung des Christentums ergeben sind, bekannten sich damals zur Reformation; sogar ein Abt von Werden, Hermann Duden, erwies den Evangelischen freundliche Duldung.

Da aber brach der Sturm der entsetzlichen Kriege, der den jungen Bau bis in die Grundfesten erschütterte, über das Land. War bereits Ende des 16. Jahrhunderts im eigentlichen Herzogtum Kleve unter dem Drucke der spanisch-jesuitischen Gegenwirkung tüchtig aufgeräumt worden, so ging nun im Münsterlande, im Paderbornschen und an der mittleren und niederen Ruhr die Heimsuchung dem Baume womöglich noch schärfer an die Wurzel. Der jülich-klevesche Erbfolgestreit rettete kaum mehr als den brandenburgischen Teil der vormals kleveschen Lande dem evangelischen Glauben.

Johann Natrops altersmüde Augen sollten das volle Verderben, das nun hereinbrach, nicht mehr zu schauen haben. Er starb

1617. Die Stiftsgenossen fühlten bald, daß ihnen mit ihm die kräftigste Stütze gebrochen war. 1618 trat eine neue Pröpstin an ihre Spitze, Anna, aus dem eifrig jesuitisch gesinnten Hause Limburg-Styrum. Ihr gelang es, einige katholische Kanonissen ins Stift zu bringen, und mit Hilfe der päpstlichen Nuntien, des Kaisers und des Kölner Erzbischofs gewann die Richtung dieser Damen bald die Oberhand; Köln schickte einen katholischen Geistlichen, Essen die Kapuziner, Werden eine Kompagnie Soldaten. Natrops Kollege, Johann Hann, fügte sich voll Angst in das römische Joch; sein Sohn und Nachfolger, Johann Natrop der Jüngere, aber wollte sich nicht beugen. Man vertrieb ihn aus seiner Stelle. Kaiserliche und spanische Truppen beraubten die Gemeinde ihrer Kirche. „Wir seind", so klagt die alte Trauerkunde, „an der Benützung der Kirchspells Kirche durch gewaltsame Beeinträchtigung und Turbation, mit Schlagung auf die Stülle und Bancke, Kessel, Gepolter, Geschrey, und Nachruffen nit allein behindert worden, sondern auch uns die Kirchthüre verschlossen." Am 25. Februar 1622 erschienen abermals vier Kompagnieen spanischer Reiter im Stifte, und „haben daselbsten übel gemacht". Die Spanier waren schon seit der Einnahme der Feste Wesel (1614) Herren des Niederrheins, seit Tillys Siegen die Liguisten auch des westfälischen Gaues geworden. Diese Brüder konnten sich schon etwas erlauben. Gustav Adolfs Siegeszug brachte nur schnell vorüberziehenden Sonnenschein auf diese Lande. So schrumpfte unter dem entsetzlichen Hausen der spanischen Kriegsvölker die Zahl der Evangelischen im Stifte von Jahr zu Jahr erbärmlich zusammen. Allein trotz des wilden Sturmes rettete sich eine treue Zukunft unter der mutigen Führung Johann Natrops des Jüngeren. Mochten auch die Feinde noch so sehr schnauben und drohen, er hielt seine Gottesdienste weiter, zunächst auf dem Kirchhofe unter „blauem Himmel"; und dann, als ihn die Gewalt von hier verdrängte, in Mönkhoffs Busch bei Ueberruhr, heimlich selbst noch in einem Bürgerhause des Ortes, bei einem Namens Cremer. Während des sogen. Hessenkrieges, 1633—36, versuchte er es sogar, seine Kirche wieder zu gewinnen. Das Unternehmen scheiterte zwar an dem bald eintretenden Umschwunge der Verhältnisse; allein die Pflichttreue siegte doch über das schmerzliche Gefühl zeitweiligen Unterliegens: Natorp

rettete die kleine Gemeinde, die nach seinem Heimgange längere Zeit von Gelsenkirchener Geistlichen regelmäßig bedient wurde.

Die beiden Natorp, die sich im Sturme der Reformationsbewegungen an der untern Ruhr so männlich hervorthaten, leiteten ihre Familie von dem Gute und der Bauerschaft Natorp bei Unna in der Grafschaft Mark her. An der Eisenbahnstrecke, die Dortmund mit Soest verbindet, schimmern dort das Haus und die Wirtschaftsgebäude des alten Stammsitzes aus den Obstbäumen dem Auge der Nachkommen noch heute freundlich entgegen. Der Hof, der vordem zur Abtei Essen gehörte, scheint — anders wie sonst in Westfalen üblich — erst von der Familie seinen Namen erhalten zu haben, da er in älteren Zeiten verschieden benannt wurde. Um 1453 wird unter den „Howelüden“ der Äbtissin ein Hannes to Nortorpe erwähnt und ein Verwandter desselben als Bürgermeister von Unna; 1559 war der Besitzer des Hofes ein „freyer Mann“. Vermutlich kam die Familie aus dem Münsterlande, wo sich der Name (s. v. a. Nord-dorf) noch in mehreren Ortsbezeichnungen findet und schon 1285 die Abbatissin von Essende eine Christina de Nortorpe zur Ministerialis eines Nattorphowes bei Recklinghausen ernannte und später ein Besitzer desselben Hofes, Thiderikus de Natorp, mit einem Siegel, das dem noch heute in der Familie gebrauchten ähnlich sieht, seine Unterschrift beglaubigte.

Die Unruhen des 16. und 17. Jahrhunderts, namentlich des dreißigjährigen Krieges, haben, wie in vielen anderen Familienchroniken, so auch in der uns gerade beschäftigenden unausfüllbare Lücken gelassen. Aus den Beziehungen des Hofes bei Unna zu Essen ließe es sich allenfalls erklären, wie Johann Natorp der Ältere seine Stelle zu Rellinghausen erhielt. Vielleicht auch brachte er die Neigung zum Protestantismus schon mit aus seiner Heimat. Denn hier, in der Grafschaft Mark, hatte man bald nach Luthers weithin wirkendem Auftreten eifrigst zu reformieren begonnen. Da wir in der Folge der vorliegenden Lebensbeschreibung häufig auf die Entwickelung der kirchlichen Verhältnisse in jener altsächsischen Westmark zurückgreifen müssen, so erscheint eine erstmalige geschichtliche Umschau hier aus dem nämlichen Grunde angebracht, der uns vorhin veranlaßte, von den ersten reformatorischen Bewegungen im Essener Gebiete etwas

ausführlicher zu reden. Bei den Markanern, zu deren hervorstechenden Eigentümlichkeiten eine freisinnige Denkungsart in staatlichen und Glaubenssachen gehört, mußte die Reformation verhältnismäßig früh und tief Wurzel schlagen. Wie sie den neuen Geist von Wittenberg aus erhielten, so neigten sie auch ihrem Wesen nach zur lutherischen Auffassung und tragen sie, im bezeichnenden Unterschiede von der vorwiegend kalvinischen Richtung des benachbarten bergischen Landes, das Gepräge des lutherischen Kernwesens. Hatten noch um 1450 die Ablaßhändler ihre Ware zu Dortmund unter großem Zulaufe des Volkes feilgeboten, so durften bald nach Luthers Anfängen Männer wie Klarenbach (vordem Konrektor zu Münster), Westermann und Köthen (Mönche zu Lippstadt), Kelberg und Kamp zu Soest, die Varnhagen zu Iserlohn, Lykaula zu Altena, Trygophorus zu Herdecke, Heinrich von Steinen zu Unna, unter dem Schutze des Wissenschaft und Kunst freisinnig fördernden Herzogs Johann II. von Kleve und Mark die Stimme für die evangelische Lehre erheben. Freilich gelang es den mächtigeren Gegnern noch, einige dieser Zeugen niederzuwerfen, und bis 1539 war es zu Gemeindebildungen nicht gekommen. Als aber in jenem — auch für Brandenburg so wichtigen — Jahre der neue Herzog, Wilhelm, halberwegs evangelisch wurde, machte man Ernst nach allen Seiten: während seiner 53 jährigen Regierung wandte sich die ganze Mark dem Luthergeiste zu. Die nachweislich älteste evangelische Gemeinde in der Grafschaft ist die des zwischen Witten und Hagen am linken Ruhrufer gelegenen Dorfes Wengern, einer kirchlichen Stiftung aus Karls des Großen Zeit (vgl. S. 216). Hier war der Pastor Hildebrand Sluick, ein Bauernsohn des Ortes, mit Luther in Briefwechsel getreten und von der Richtigkeit der Lehre über den rechtfertigenden Glauben durchdrungen worden. Am Sonntage Rogate 1543 hatte er im Sinne dieser Lehre vor seinen Bauern gepredigt und zum Schlusse erklärt, er wäre, falls die Gemeinde nicht mit ihm ginge, eher bereit, sein Amt niederzulegen, als von der Wahrheit zu lassen. Da aber erhoben sich zunächst seine beiden Vikare, dann alle Anwesenden, gaben fröhlich ihre Zustimmung kund und sangen stehend das Lied: „Es ist ein Heil uns kommen her", wobei mit allen Glocken geläutet wurde. Ein Bäuerlein, das sich nicht sofort von den

alten Formen trennen konnte, mußte es sich gefallen lassen, daß man seinem Hofe den Namen Lasterkotten gab, den er bis auf diese Zeit behalten hat. Von dem Ruhrdörfchen zogen dienstbare Geister in die Umgegend und wurden die Reformatoren zu Bochum, Weitmar, Ümmingen, Wattenscheid, Gevelsberg, Volmarstein. Die Feuertaufe der jesuitischen Verfolgung blieb der jungen Tochterkirche nicht erspart; allein der Sinn für Unabhängigkeit und Recht, — ein zweiter hervorstechender Zug im Wesen der Markaner —, behauptete mit Zähigkeit, was die Grafschaft Kleve größtenteils wieder einbüßte, was auch im Münsterlande und Paderbornschen durch Feuer und Schwert entwurzelt wurde. Den Greueln der Verwüstung setzte der Kurfürst von Brandenburg, dem die Grafschaft 1609 zufiel, ein Ende. Im ersten Jahrzehnt des 30jährigen Krieges gelang es freilich den Jesuiten noch einmal, ihren Stuhl an der Ruhr aufzuschlagen. Einer derselben, Boos, ließ in Wengern eine Abteilung Lothringer Soldaten einrücken und den Pfarrer Fabrizius (Schmits) auffordern, Rechenschaft über sein Predigtamt abzulegen, ihm auch die Ausübung der Seelsorge verbieten. Der greise Prediger weigerte sich nicht nur, jenem Befehle Folge zu leisten, sondern verschanzte sich in seiner wohlgemauerten Pfarre gegen die fremden Kriegsvölker. Sein Sohn, ein Vikar, wurde in diesen Tagen der Drangsal erschossen, als er mit den Lothringern aus einem Fenster heraus kapitulieren wollte. Den Glauben des Vaters aber krönte eine rechtzeitige Rettung, die auch die Gemeinde vor neuen Plackereien sicher stellte.

Unter Brandenburgs Schutze gedieh überhaupt die Reformation in der Grafschaft Mark so allgemein, daß katholische Gemeinden nur noch vereinzelt hier und da fortlebten, und daß man bis in unsere Zeiten die zu Böhle bei Hagen, als eine der wenigen Ausnahmen, den märkischen Kirchenstaat nennen konnte. Auch einige kleine reformierte Gemeinden blüheten unter ihrer Förderung durch den großen Kurfürsten.

Zu der Zeit, da die beiden Johann Natorp an der unteren Ruhr reformatorisch thätig waren, hatten ihre Angehörigen in der westfälischen Heimat den evangelischen Glauben bei der Familie eingeführt. So ein dritter Johann, der 1637 als Gutsherr zu Natorp bei Unna mit Elisabeth geb. Holzwickede

in die Ehe trat. Ein Enkel dieses Ehepaares, Johann Bernhard, wurde der Stammvater einer Reihe lutherischer Theologen.

Dieser Johann Bernhard kam 1729 im 35. Lebensjahre als Notar nach Hagen an der Volme, wo auch eine Schwester mit dem Dr. juris Johann Kaspar Funcke vermählt war. Späterhin vertauschte er seine Stelle mit der eines Landgerichtsassessors an dem 1753 errichteten Landgerichte zu Bochum, das mit einem Richter und zwei Assessoren besetzt war. Im Jahre seiner Niederlassung zu Hagen heiratete er das Fräulein Anna Christina Elisabeth Ostermann, eine Tochter des Reichskonsulenten Dr. Ostermann zu Dortmund. Daß diese seine Gattin mit dem durch seine merkwürdigen Schicksale bekannten russischen Reichskanzler Grafen Heinrich Johann Friedrich (später Andreas) Ostermann nahe verwandt war, haben ihre Nachkommen stets behauptet; ihr Lebensalter und der Name ihres ältesten Sohnes, den man auf Heinrich Johann Friedrich taufte, sprechen dafür; indes ist die angenommene nächste Verwandtschaft, wie man gleich sehen wird, ausgeschlossen und scheint die Frau Natorp nur eine Base des Grafen gewesen zu sein. Dieser Graf O. war nämlich der Sohn eines lutherischen Predigers zu Bochum. Auf dem „Lyceum" zu Hattingen ausgebildet, bezog er die Universität Jena, um die Rechte zu studieren. Infolge eines unglücklichen Zweikampfes mußte er aus Deutschland flüchten, gelangte unter Peter d. Gr. in russische Dienste, stieg, durch die Gunst dieses Zaren und seiner Nachfolger stets ausgezeichnet, empor, erhob sich, mit oft gewaltsamer Beseitigung mächtiger Nebenbuhler, zu den höchsten Staatsämtern, wurde aber durch die Kaiserin Elisabeth, weil er die Thronfolgeordnung willkürlich geändert hätte, schrecklich gestürzt. Er war zum Tode verurteilt. Man holte ihn nächtlicherweile aus seinem Palaste; im Schlafrocke, mit einer Mütze auf dem grauen Haar, so entkräftet, daß die Soldaten ihn auf das Schafott tragen mußten, sah er am 27. Januar 1742 morgens 8 Uhr der letzten Entscheidung entgegen, und schon hatte der Scharfrichter das Haupt des Grafen auf den Block gelegt, da verkündete der Geheimschreiber der Kaiserin, daß sie ihm gnädigst die Todesstrafe erlassen und aus Anerkennung seiner vielfachen Verdienste in lebenslängliche Verbannung nach Sibirien umgewandelt hätte.

1745 starb der Graf zu Bernsow am Ausflusse des Obi in den Armen seiner Gattin, einer geborenen Gräfin Tolstoi. Der General Ostermann-Tolstoi, der 1813 die Russen bei Kulm führte und in der Schlacht einen Arm einbüßte, war einer seiner Nachkommen. Ein Studiengenosse von Jena, ein Prediger, hatte dem Grafen Andreas einst in Holland, wo dieser sich als russischer Gesandter befand, wie auf Eingebung sein schreckliches Ende vorausgesagt. Als der Prediger nämlich seinen ehemaligen Freund um eine milde Gabe für seine Gemeinde ansprach und Ostermann ihn mit den harten Worten abwies: „Meinen Sie, mein Kaiser habe mich hierhergesandt, um Ihre Betteleien anzuhören?" da schied der Prediger mit der lateinisch gesprochenen Warnung: „Man wird hoch erhoben, um desto schrecklicher zu stürzen." — Die Vermutung ist nicht ungegründet, daß die heftige Gemütserschütterung, die das Schicksal und die Schmach des Grafen bei den Seinigen in der Mark zurückließ, auch zu dem vorzeitigen Tode der Frau Natorp beigetragen habe. Sie wurde ihrem Gatten im 54. Lebensjahre, nachdem sie ihm sieben Söhne und eine Tochter geschenkt hatte, durch den Tod entrissen.

Die Hagener Familie lebte in günstigen Verhältnissen und erfreute sich des Verkehrs mit den angesehensten Leuten der Gegend. Allen Söhnen ließ Johann Bernhard eine höhere Bildung angedeihen: zwei wurden Kaufleute, drei Rechtsgelehrte, der älteste und der sechste Prediger.

Dieser sechste Sohn, **Johann Heinrich Bernhard Natorp**, ein trefflicher, kerndeutscher Mann, der von seinen Zeitgenossen am Niederrhein allgemein verehrt und von seinen Nachkommen mit Stolz genannt wurde, verdient es, daß wir uns, zugleich unter Rücksicht auf den Zusammenhang unserer Darstellung, ein wenig eingehender mit ihm beschäftigen. Er war am 29. März 1741 zu Hagen geboren und wurde durch Hauslehrer und in der Schule des Hagener Rektors Griesebeck für den Besuch der Hochschule vorbereitet. Als er 1760 nach Halle ging, hatte er gleich dem ältesten Bruder den ernsten Beruf eines Predigers erwählt und zeigte sich schon im Jünglingsalter, als klar und ruhig denkender Kopf, begeistert für alles Gute und Große, wie durch Sittenreinheit, seines schönen Zieles würdig. Seine Studienjahre waren von den letzten Stürmen des siebenjährigen

Krieges umbraust; doch kaufte er die Zeit so fleißig aus, daß er zwei Tage nach seiner Heimkehr die Staatsprüfung, nach damaliger Einrichtung vor dem Superintendenten („Inspektor") der Bochumer Synode („Klasse"), rühmlichst bestand. Seine Lehrer in Halle — Semler, Nösselt, Michaelis, Knapp — huldigten mehr oder weniger dem gerade aufblühenden Vernunftglauben, während in der Heimat eine neue Art Pietismus die Gemeinden erregte; er blieb jedoch ein bibelfester Lutheraner. Um sich nach Luthers Rat durch Schulmeisterei auf das geistliche Amt vorzubereiten, übernahm der Kandidat eine Hauslehrerstelle bei Elberfelder Kaufleuten. In dieser Beschäftigung hatte der bislang glatt Geförderte auffallend lange zu warten. „Bis jetzt", schrieb im vierten Jahre seine edle Selbstbescheidung, „habe ich noch keine Pfarre; aber der Herr wird mir zu seiner Zeit schon meine Kanzel zeigen. Er mache mich immer mehr zum Werkzeuge seiner Ehre." Erst im siebenten Jahre brachte eine Probepredigt zu Werden a. d. Ruhr den gewünschten Erfolg. Der stattliche, frische Mann mit einnehmenden Zügen und gewandter, kräftiger Rede vereinigte die Stimmen aller Wähler — das waren damals sämtliche selbständige Gemeindeglieder — auf sich und am 29. März, seinem Geburtstage, 1769 wurde er in sein Amt eingeführt. So kam er in dieselbe Gegend, in der einst seine Rellinghausener Vorfahren die Lehre der Reformation bezeugt hatten, die nun aber größtenteils dem alten Glauben zurückerobert war, in eine Gemeinde, an der ein anderer Ahn mütterlicherseits, der Magister Ostermann, 100 Jahre vor ihm gepredigt hatte. Die Abteistadt schenkte ihm 1773 auch die Lebensgefährtin. Am 2. Christtage dieses Jahres vermählte er sich mit der „selten edelen" Tochter des Bürgermeisters von Werden, mit Helene Katharina Huffmann. Ihre Mutter, Helene Katharina geb. Hecker, war eine Schwester des als Stifters der ersten Realschule zu Berlin und einsichtsvollen Schul- und Kirchenmannes zur Zeit Friedrichs d. Gr. wohlbekannten Johann Julius Hecker, der damals als Ober-Konsistorialrat und erster Prediger an der Berliner Dreifaltigkeitskirche das besondere Vertrauen seines Königs genoß. Eine alte Lebensbeschreibung Natorps, vom Superintendenten Mohn zu Duisburg verfaßt, nennt seine Gattin „ein Bild edler Weiblichkeit, eine sanfte, stille und fromme

Frau". „Ihr Hauswesen", so versichert Mohn, „beseelte der Geist der Heiterkeit und des Friedens; Gastfreiheit und Geselligkeit galten ihm als schöne Zierden; Dienstwilligkeit, Bescheidenheit,. Redlichkeit begegneten dort jedem Besucher." Er, der joviale und geistreiche Hausherr, bildete, von allen gern so gesehen, den Mittelpunkt anregender Unterhaltung. Die Gemeindeglieder wußten, wie lieb es ihm war, wenn sie bei ihm vorsprachen; und selten verging, so lange er gesund war, ein Abend, an dem nicht ältere oder jüngere Leute jedweden Standes bei „ihrem Natorp" ein Stündchen verplaudert hatten. Seine pfarramtliche Tüchtigkeit rühmt Mohn nach allen Seiten, namentlich in Beziehung auf die Rednergabe. „Ausgerüstet mit einem an Erkenntnis reichen Schatze und einem vorzüglichen Rednertalente, predigte er das Evangelium, das ihm über alles teuer war, mit eindringlicher Herzlichkeit. Auf seine Predigten verwandte er stets vielen Fleiß. Es war ihm zur Gewohnheit geworden, schon im Anfange der Woche die Materie für den nächsten Sonntag zu wählen und sie inzwischen im Gemüte mit sich herumzutragen." Für die Bibel hegte er zeitlebens eine kindlich fromme Verehrung. „So ermahnte er seinen Sohn, den Theologen, wie oft auch die jungen Kandidaten, eindringlich, dieses Buch mit allem Eifer zu studieren, und konnte dabei von einem Vorfahren rühmen, daß er sich erboten hätte, die heil. Schrift, falls sie verloren ginge, aus dem Kopfe wieder herzustellen" (?). — Ueber seine Anschauungsweise giebt die Jubiläumspredigt, die er im 79. Lebensjahre hielt, Anhaltspunkte. Er nannte diese Predigt „Ein Bekenntnis, daß er in der langen Zeit seines Lebens und seiner Amtsführung je länger, je mehr Gottes Gnade erfahren hätte, und daß er nach allen Erfahrungen nichts Besseres zu raten wüßte, als sich an Gottes Gnade und Treue beständig zu halten." Kindlich fromm wie er war, sagte ihm doch die „Geistertreiberei" der Pietisten seiner Gegend wenig zu; noch weniger ihr Herabsehen auf kirchliche Ordnungen. Gleich seinen Vorfahren zu Rellinghausen war ihm das besondere Charisma verliehen, seinen Gemeindegliedern auch in häuslichen und bürgerlichen Angelegenheiten mit Hilfe und gutem Rate zur Seite zu stehen. In einer Streitsache der Gemeinde zu Werden mit dem dortigen Abte führte er das Recht voll Kraft und Verstand zum

Siege. Ähnlichen Erfolg brachte er in seiner zweiten Gemeinde Gemen zuwege. Die dortige katholische Gutsherrschaft maßte sich nämlich das Recht an, die lutherische Pfarrstelle zu besetzen, und hatte in der That der Gemeinde schon mehrere Prediger aufgenötigt. Natorp jedoch war nicht willens, diese Knechtung weiter zu dulden. „Ich sterbe nicht, es sei denn, daß ich die Gemeinde Gemen zur Ruhe gebracht habe", sagte er. Nach einem kräftigen Briefwechsel mit der Klever Regierung und dem Grafen gab dieser richtig klein bei und stellte die Versicherung aus, daß er sich nie wieder in eine Predigerwahl der Lutheraner mischen wollte.

Im achten Jahre seiner Werdener Thätigkeit berief ihn die Gemeinde Gemen im Münsterlande einstimmig zu ihrem Prediger, und er nahm nach siebenwöchiger Bedenkzeit diese Wahl an. Wiederum nach 8 Jahren, 1786, siedelte er in das freundliche Lippedorf Gahlen über, wo er dann beinahe 34 Jahre, bis ans Lebensende, seines Amtes wartete. Die drei Gemeinden hielten ihn in liebevoller, treuer Erinnerung. So schrieben ihm die Gemener gelegentlich seines goldenen Amtsjubiläums 1819: „Niemals erstirbt das Andenken des würdigsten, des um uns so hoch verdienten Mannes in unserer Brust. . . Wir wissen es, unser Natorp behält uns lieb; darum ist unsere Freude auch so groß und unser Glückwunsch so herzlich." Die Synoden, in denen er lebte, erhoben ihn zweimal zu ihrem Inspektor. Mit einem gewissen Stolze redeten sie gern von ihrem „Vater Natorp" oder auch dem „alten Bernhard von Gahlen". Gleich nach Antritt seines Gemener Amtes berief ihn die Fürstin von Bentheim-Steinfurt zu ihrem Beichtvater. Ein artiges Schreiben dieser Frau lud ihn ein, ihr und 70 (lutherischen) Glaubensgenossen zu Burgsteinfurt das heilige Mahl zu reichen, und bei seinem Besuche hinterließ er einen so freundlichen Eindruck, daß er nun alle Jahre an bestimmten Tagen zu eben gedachtem Zwecke herüberkommen mußte. Bis 1812, da ihn körperliche Leiden daran hinderten, versah er dieses Nebenamt mit besonderer Freude, obschon er die etwa 12 Wegestunden auf einem zweiräderigen Bauernwägelchen durch die Heide zu bewältigen hatte. Stets erinnerte er sich dankbar der vielen Proben von Hochachtung und Liebe, die er von der würdigen Frau empfangen hatte, und

der Briefwechsel mit ihr blieb ihm, so sagt Mohn, „eine Quelle des innigsten Vergnügens“. Die Fürstin schrieb zum Jubiläumstage an ihn u. a.: „Wäre Gahlen näher, so überzeugte ich Sie persönlich von meiner warmen Teilnahme an diesem schönen Feste. Jetzt begnüge ich mich, es schriftlich zu thun und Sie zu bitten, von meiner Hochachtung überzeugt zu sein, die nur mit meinem Leben enden kann.“

Die erste Elternfreude war dem würdigen Ehepaare zu Werden am 12. November 1774 durch die Geburt eines Sohnes geworden, dem der Vater in der Taufe am 16. die Namen Bernhard Christoph Ludwig beilegte. Dieser Sohn sprach späterhin scherzhaft wohl sein Bedauern darüber aus, daß er unter Sturm und Nebel im unfreundlichsten Monate auf die Erde gekommen wäre; doch konnte er sich mit der Erinnerung trösten, daß vor ihm drei große Theologen, Augustinus, Luther und Schleiermacher, „denselben dummen Streich“ begangen hätten. Dem Erstgeborenen traten später zwei Schwestern, Juliane und Wilhelmine, und zwei Brüder, Theodor und Friedrich, letzterer am Weihnachtstage des Geburtsjahres der Neuzeit 1789, zur Seite. Mit derselben herzlichen Liebe, die Vater und Mutter in ihrem Hause walten ließen, hingen die Geschwister zeitlebens an einander. Ludwig erhielt zu Gemen in der „deutschen Schule“, dann in der dortigen Klosterschule, wo noch strenge Mönchszucht gehandhabt wurde, den ersten Unterricht. Seinem frühzeitig sich kundthuenden Sinne für die Tonkunst kam der Vater dadurch entgegen, daß er ihm von einem Lehrer in dem benachbarten Städtchen Borken die ersten Griffe auf dem Klaviere beibringen ließ. Zu Gahlen hielt er für Ludwig und den Sohn seines Amtsvorgängers Kalle und den seines Freundes Hasenklever einen Hauslehrer, der die Jungen so rasch förderte, daß Ludwig und Kalle schon nach zwei Jahren in die zweitoberste Klasse des Weseler Gymnasiums eintreten konnten. Die ältere Tochter, Juliane, vermählte sich 1806 mit dem mennonitisch gesinnten Kaufmann Jan Pol zu Borno in Overyssel. Sie schenkte ihrem Gatten im nächsten Jahre einen Sohn, Jan Pol, nachmaligen Prediger zu Hedfeld im Sauerlande, dem wir wertvolle Aufzeichnungen über Familien- und Zeitverhältnisse verdanken. Aber das nämliche Jahr entriß Julianen den Gatten,

und sie lebte fortan wieder bei ihren Eltern zu Gahlen. Der Schwiegersohn scheint dem alten Natorp besonders nahe gestanden zu sein; J. Pols frühzeitiges Scheiden „preßte ihm oft bittere Thränen aus".

Diese Heimsuchung traf zusammen mit den Leiden des Vaterlandes nach den Schicksalen von Jena, Eylau und Friedland. Das klevesche Land kam unter eine fast siebenjährige Franzosenwirtschaft. Als der Morgen der Freiheit auch über die westlichen Gaue heraufzog, traten die jüngeren Söhne unter die Vaterlandskämpfer. Friedrich marschierte noch 1814 mit gegen die Franzosen; dann kämpfte er unter den westfälischen Freiwilligen, die am 18. Juni 1815 nachmittags die günstige Entscheidung bei Waterloo herbeiführen halfen. Die Franzosen hatien ihn bei der Ausrüstung gegen Rußland 1812 mitnehmen wollen, ließen ihn jedoch, weil er auf dem rechten Auge einen Schaden hatte, zu seiner Freude wieder laufen; in den Kämpfen vor Paris und bei Waterloo bewies er ihnen, daß er auch links zielend trefflich zu schießen verstand. Gern erzählte er später wohl, wie er und seine Kameraden beim Einsturme in Genappe selbst die Freude am Siege über eine Schüssel Reis, die sie in einem Bürgerhause entdeckten, vergessen hätten, dieweil ihnen seit 1½ Tag „kein warmer Eßlöffel in den Mund gekommen wäre". Dieser Sohn und sein älterer Bruder Theodor widmeten sich der Landwirtschaft; Theodor lebte später als Rentmeister zu Schwelm, Friedrich als Pächter des von der Reckeschen Gutes Werdringen bei Herdecke, dann als Besitzer des Hofes Jellinghausen bei Vörde in Westfalen unter angenehmen Verhältnissen.

Mit den deutschen Befreiern kamen auch die Horden des russischen Zaren an die Westgrenze; sie erschienen zwar unter freundschaftlichem Zeichen, wurden aber durch ihr rohes Wesen, ihr Schnapstrinken und Sauerkrautverschlingen, sowie ihre Ungebührlichkeit gegen hilflose Leute selbst den deutschen Bundesgenossen so widerwärtig, daß manche erklärten, sie wollten doch lieber mit den höflichen Franzosen, als mit diesen Kosaken und Baschkiren zu thun haben. Zu Gahlen nannte man jene unerwartete neue Plage den „Kosakenwinter".

Auch an mancherlei häuslichen Leiden fehlte es nicht. Die Hausfrau kränkelte oft und lange. Natorp selbst hatte einmal ein ganzes Jahr infolge eines schweren Fiebers, das ihn an den Rand des Grabes brachte, das Zimmer zu hüten. Trotzdem verlor er selten die fröhliche Laune und das feste Gottvertrauen. Stellen aus einigen Briefen, die auch sonst für unsere Darstellung Wichtiges enthalten, mögen dies bezeugen. So schrieb er unterm 14. April 1814 an den Buchhändler G. D. Bädeker zu Essen: „Glück zu dem eben vollendeten Osterfeste! Seit sieben Jahren haben wir kein so angenehmes verlebt. Ich habe nicht allein gestern zweimal meine Stimme wie eine Posaune erhoben, sondern auch diesen Morgen über Ps. 89, 22—24 die befohlene Siegespredigt mit der größten Freudigkeit in meiner von Zuhörern vollgepfropften Kirche gehalten. Der Herr Professor und Feldprediger Spiker muß an allen Orten hier, wo preußische Truppen liegen, predigen und die Kommunion austeilen. Er predigte vor mich am Karfreitage mit Beyfall; er machte dabey meiner Gemeinde den Einzug unseres Königs in Paris bekannt, welches mit großer Freude gehört wurde. Sein Talar ist wirklich eine recht anständige Tracht. Spiker ist ein genauer Freund meines Sohnes (Ludwig) in Potsdam, von dem er mir viel Gutes erzählt und versichert hat, daß unser König ihn seinen geistlichen Feldmarschall nennt. Jetzt werden verschiedene Leute durch die Nachricht in der gestrigen Dorstener Zeitung beunruhigt: daß der Prinz von Eckmühl*) mit dem größten Teile seiner Truppen Hamburg verlassen und sich vielleicht nach Wesel wenden werde. Was sagen Sie dazu? Ich zweifle sehr, daß ihm dieser coup gelingen werde, wenn er wirklich solchen auszuführen willens wäre."

2. Juni 1814 an denselben: — „Unsere Markaner Fußgänger sind schon eine Zeit lang in Cleve, und itzt heißt es, sie werden nach Wesel kommen, wo die Philister über die Einquartierung der Preußen größtenteils mißvergnügt sind, weil sie solche füttern müssen. Verdienten diese Unzufriedenen nicht, daß man ihnen ein paar Regimenter Russen besorgte, damit sie erfahren, wie uns diesen Winter zu Mute gewesen? Mein Sohn hat mir auch von ihm eine Predigt am Feste der drei Könige

*) Der General Napoleons Davoust, durch den Sieg über die Österreicher 1809 zum Fürsten von Eckmühl (in Bayern) ernannt.

kommuniziert, welche lustig zu lesen ist: die drei Könige sind Friedrich Wilhelm, Alexander und Frantz, und Bonaparte ist der Herodes."

In einem Briefe vom 3. Januar 1815 berührt er eine kirchliche Frage, die bald von Bedeutung werden sollte: „Itzt mache ich mir schon mehrere Hoffnung, meinen Sohn ins künftige näher zu haben, da mir unter anderm Herr von Vincke folgendes schreibt: Noch denke ich nicht an Ruhe, so lange es noch so viel Arbeit giebt, daß ich an nichts Weiteres denken darf. Wenn's Glück gut gehet, hoffe ich vielmehr, mit Ihrem lieben Sohne mich noch einmal wieder zusammen vor den Dienstkarren zu spannen. — Der König, so schreibt mein Sohn (aus Potsdam), hat den feierlichen Ritus in der Episkopalkirche zu London kennen gelernt, sowie im Felde die Einrichtung des russischen Kultus oftmals gesehen, daran Wohlgefallen gefunden und sich geäußert: ob man nicht hierzulande dem Gottesdienste mehr äußerliche Feierlichkeit geben könnte. Es erschien dann eine Cabinets-Ordre, welche ein Kreutz auf dem Altare aufzupflanzen befahl. Auf gemachte Vorstellungen (wie es heißt, vom Oberkonsistorialrate Sack) wurde diese Ordre zurückgenommen. Statt deren erfolgte ganz unerwartet das berüchtigte Publicandum, die Einführung der Feierlichkeit beim Gottesdienste betreffend. Nun wurde eine eigens sogenannte liturgische Kommission errichtet. Die Geistlichkeit mußte natürlich über diese Wendung der Sache bestürtzt sein und verstimmen. Die auf deutliche und bestimmte Erkenntnis haltenden Protestanten trauten ihren Augen nicht, als sie das päpstelnde und katholisierende Publikandum lasen. Die Religiöseren und kirchlich Gesinnten wunderten sich, wie sich der Staat herausnehmen könnte, kirchliche, auf den Glauben und Gottesdienst sich beziehende Vorschriften zu erlassen und über die Geistlichkeit und die gantze Pastoraltheologie mit so keckem Schritte hinwegzugehen. Hierzu kommt noch ein Bibel-Edikt, worin den Regierungen zur Pflicht gemacht wird, nachzuforschen: ob auch die Bibel in den Schulen gelesen werde; und dafür zu sorgen, daß die vollständige Bibel den Kindern in die Hände gegeben werde; die Geistlichen anzuweisen: ihren Schulmeistern zum Gebrauche der Bibel Anleitung zu geben, damit die verloren gegangene Religiösität früherer Zeiten, in

denen man täglich die Bibel gelesen habe und in deren Geist eingedrungen sein soll, wiederhergestellt werde, indem die Vernachlässigung der Bibel so viel Unheil über uns gebracht und die Religiösität untergraben habe, etc. Nun urteile man: ob man nicht bey solchen Prozeduren im 19. Jahrhundert, im protestantischen Deutschland, im preußischen Staate, nach Beendigung des heiligen Krieges, irre werden und fragen muß: was ist das, und was soll das? Wie sollen nun die heller denkenden Geistlichen im Volke sich dabey nehmen, wenn eine Staatsbehörde ihnen ins Amt greift und ihrem Glauben und ihrer Philosophie durch den Kopf fähret? Es wird mir schwer, es zu verschmerzen, daß der preußische Staat itzt so etwas bereitet und zu dem berühmten Mons parturiens ein Seitenstück würde. Eine Folge dieser Sache ist, daß sich mein Sohn nun ernstlicher nach der hiesigen Heimat zurücksehnt, und der Herr von Vincke wird gewiß seinen Wunsch zu erfüllen suchen."

Am 10. Juni 1818 raffte die Wassersucht Natorps treue Lebensgefährtin aus seinen Armen. „Nach langem Krankenlager rettete sie mit christlicher Ruhe und Heiterkeit, von all den Ihrigen heiß beweint und gesegnet, und allen Edeln, die sie kannten, wert, ihre Seele in die Gefilde der Unsterblichkeit hinüber." Der Greis, der, wie die alte Lebensbeschreibung weiter bemerkt, „nach ihrem Abschiede die frühere Jovialität verlor und die Einsamkeit suchte," kleidete die Gedanken an das nun ihm entrissene Glück in die einfachen, herzbewegenden Worte: „Wir gehen hier den Kreuzesweg, und viele Wunden werden unserm Herzen geschlagen, ehe wir das Ziel erreichen. Freilich wird auch manche Wunde wieder geheilet durch die lindernde Kraft der Zeit. Freilich kommen nach den bösen Tagen auch wieder gute; und auch während der Trübsal wird uns mancher Trost durch Menschen zu teil. Aber für ein gefühlvolles Herz liegt hierin keine vollständige Beruhigung. Es giebt nur einen Trost, der das betrübte Herz der Leidenden vollkommen stille machen kann, und das ist der, daß wir unter allen Leiden und Widerwärtigkeiten den lebendigen Glauben an Gottes Gnade und Treue in unserem Herzen bewahren."

Dem trefflichen Manne war es vergönnt, noch den Ehrentag des fünfzigjährigen Dienstjubiläums, zugleich seinen 79. Geburts-

tag, zu sehen. Die rührende Anhänglichkeit der Gemeinde, die Freundschaft und Liebe seiner Amtsgenossen und vieler guter Menschen, die Hochachtung, deren er bis in die höchsten Kreise genoß, wetteiferten dahin, dieses Fest recht würdig zu gestalten; waren doch allein 62 Vertreter der kirchlichen und bürgerlichen Behörden und der Synoden der Nachbarschaft um ihn versammelt, als er bei dem vom Präses der niederrheinischen Synode, Pfarrer (später Bischof) Roß, geleiteten Gottesdienste in voller Kraft und Frische, mit Glauben und Geist über Gottes Barmherzigkeit und Treue redete. (1. Mose 32, 10.) Der König verlieh ihm den Roten Adlerorden III. Kl. „mit dem Wunsche, daß Sie Ihrer erfolgreichen Wirksamkeit lange erhalten bleiben", und um „Ihnen das Anerkenntnis der ausgezeichneten Erfüllung Ihres Berufes zu bethätigen". In der Dorfkirche erinnert noch eine hübsch umrahmte Tafel mit einer Aufschrift in goldenen Buchstaben an die Feier: „Dem würdigen Jubelgreise, unserm hochverehrten und hochgeliebten Lehrer, dem Herrn Prediger J. H. B. Natorp, bei der Feier seiner 50jährigen Amtsführung, an seinem 79. Geburtstage, die liebende und dankbare Gemeinde zu Gahlen, den 29. März 1819."

Schon im Herbste desselben Jahres, am 14. Oktober früh 1/4 6 Uhr, erlag Vater Natorp einem Übel, von dem er durch Ansteckung bei einem Krankenbesuche befallen war. Er entschlief, ohne die Nähe des Todes zu fühlen, treulichst bis ans Ende durch seine Töchter und seine Enkelin Mathilde Natorp gepflegt und gesegnet von den Amtsgenossen und Gemeindegliedern, die zu dem „Bischof von Gahlen" wie zu einem Vorbilde der Kraft und des Geistes, doch auch der Bescheidenheit, emporblickten. Der Prediger Nonne zu Schermbeck, der nicht lange nachher jener Mathilde die Hand zum Lebensbunde reichte, sagte in der Grabrede am 16. Oktbr.: „Wem in dieser großen Versammlung ist es unbekannt, welchem Manne jetzt das Wort der Klage gilt? Er ist ja ein Entschlafener, der aller Welt lieb und wert war; dem beide, Gott und Menschen, hold waren; es ist der treue Haushalter der Geheimnisse Gottes bei dieser Gemeinde, dem unsere Thräne fließt, weil er nicht mehr unter uns wandelt. In dem Andenken an die Segnungen und Freuden seines Lebens, in der Herrlichkeit und dem Jubel seines Ehrentages war doch die Demut

das vorherrschende Gefühl seines Herzens. Er war des inne: Ich bin viel zu gering! Die Liebe lehrt es uns; der Segen, der dieser Gemeinde durch sein Wirken ward, legt es Euch in den Mund; der Schmerz um seinen Verlust spricht es laut aus: Er war ein frommer Mann, voll heiligen Geistes und Glaubens; Gott hatte ihn auserkoren zum heiligen Amte um seiner Treue und Sanftmut willen." Der älteste Enkel, Gustav Natorp, damals Student zu Halle, den der alte Bernhard besonders schätzte, und der noch am 29. März mit allen Kindern und Enkeln dem Jubilar in freudiger Liebe zugejauchzt hatte, schrieb bewegten Herzens in sein Tagebuch: „Seiner gedenke ich oft und immer mit innigster Liebe; sein Bild schwebt mir beständig und lebendig vor der Seele." Ein einfacher Sandstein auf der Südseite der Dorfkirche bezeichnet die Stätte, die den alten Natorp und seine Gattin, daneben seine Schwiegermutter Huffmann birgt. Im Jahre 1834 holte die Gemeinde einen Enkel des Verewigten, Pfr. Alfred Natorp, aus dem benachbarten Schermbeck in ihre Predigerstelle. Man hatte schon 1819 den älteren Bruder Gustav einstimmig für dieses Amt gewählt; da der junge Mann aber noch 1½ Jahr bis zum Examen warten mußte, so wurde der Ruf der Gemeinde von seinem Vater abgelehnt. — Die beiden Töchter des alten Natorp verzogen 1820 nach dem Dörfchen Ende bei Herdecke, später nach dieser Stadt, in die Nachbarschaft ihres Bruders Friedrich, und lebten der Ausbildung des jungen Jan Pol.

Bernhard Christoph Ludwig Natorp, D.

Die Wanderung durch die früheren Zeiten der Familie sollte dem Leser ein Urteil über den Boden, auf dem die gegenwärtige Lebensbeschreibung sich erbaut, verschaffen. Im elterlichen Hause Ludwig Natorps waltete jener Geist der Frömmigkeit, Liebe und Heiterkeit, der sich fast wie von selbst auf Kind und Kindeskind vererbt. Aus der noch weiter zurückliegenden Vergangenheit hatte die Familie den Sinn für geistige Freiheit und Selbständigkeit, warme Begeisterung für Wahres und Schönes und einen aus redlicher Bescheidenheit geborenen unermüdlichen Fleiß im Streben nach den höchsten Gütern überkommen. Ein wohlgearteter Sohn, wie Ludwig war, mußte es als eine Lebensaufgabe betrachten, diesen Tugenden seiner Väter nachzujagen; er mußte bei seiner besonders günstigen Ausstattung sich getrieben fühlen, sie auch im Dienste eines größeren Ganzen zu verwerten. Und diese Erwartung wird sich, so hoffe ich, in der nachfolgenden Lebensbeschreibung bestätigt finden.

Über unsern Ludwig Natorp schrieb später einmal seine Schwiegertochter, eine geborene Krummacher, an ihren Sohn, Dr. Gustav Natorp zu Essen, als dieser eine Lebensskizze seines Großvaters für Schmids Pädagogische Encyklopädie entwarf: „Es wäre köstlich, wenn das Andenken dieses selten liebenswürdigen und bedeutenden Mannes erhalten bliebe.“ — Nun ist ja das Gedächtnis dieses Mannes freilich in den Herzen derer, die ihn gekannt haben, lange erhalten geblieben; auch nennt ihn die Geschichte des deutschen Volksschulwesens und der evangelischen Kirche Westfalens. Aus dem Kreise der märkischen Lehrer hat ihm schon 1848 Herr Balster in einer bei G. D. Bädeker veröffentlichten Schrift: „B. Chr. L. N. in seinem Leben und Wirken namentlich als Schulmann“ ein Denkmal der Liebe und Verehrung gesetzt. Neuerdings bringen Zeitschriften hin und wieder Aufsätze

über ihn, unter denen wir K. Diefenbachs Vortrag: „Overberg und Natorp“ im Allgemeinen Schulblatt für den Regierungsbezirk Wiesbaden dankbar hervorheben. Anderseits aber muß es befremden, daß der ungemein herzlichen Verehrung und Hochachtung, deren Natorp bei seinen Zeitgenossen namentlich in Brandenburg und Westfalen sich erfreute, keine ausführlichere Lebensbeschreibung gerecht geworden ist. Auch ihm gegenüber wiederholt sich die Wahrnehmung, daß man den meisten jener tüchtigen Westfalen, die der Wiederaufrichtung unseres Volkes nach dem Elende der französischen Knechtschaft ganz hervorragend treue und große Dienste geleistet haben, eine Abstattung des Dankes erwähnter Art noch schuldet. Über den Oberpräsidenten von Vincke z. B. erzählt das schöne Buch Ernst von Bodelschwinghs nur bis 1816, da jener treffliche Verwaltungsmann nach Westfalen kam; von Fritz Harkort ist erst kürzlich durch die geschickte Hand seines Schwiegersohnes ein Lebensbild gezeichnet worden. Was die Einzelschriften über Natorp bieten, muß in wesentlichen Stücken ergänzt und richtig gestellt werden. Wenn wir diese Arbeit noch jetzt unternehmen, so ermuntert uns dazu vorab, was Größere, namentlich die sachkundigen Zeitgenossen, über ihn als Kirchen- und Schulmann gesagt haben. Konsistorialrat Daub unter anderen, sein jüngerer Amtsbruder in Münster, stellt ihn als einen Mann hin, den die „Provinz, der preußische Staat, Deutschland ehrten, weil er auf die Entwickelung des Volkes einen umfassenden Einfluß ausgeübt hatte“. Bei den Kennern des Kirchengesanges besonders wird sein Name einen guten Klang bewahren. Über seine Begabung für die Rede sagt Daub: „Vielleicht hat Deutschland nie einen ausgezeichneteren Kanzelredner gehabt.“ Diesterweg schrieb einmal an die Lehrer der Grafschaft Mark: „Er war ein Schulmann, und auf dem Acker der Schule hat er die dauerndsten Früchte gezeitigt. Seine Verdienste um Brandenburg sind dort nicht vergessen; aber was wollen sie bedeuten gegen seine Wirksamkeit in Westfalen! Die Anerkennung muß dort allgemein sein. Liebe und Verehrung sind ihm gefolgt, und Tausende bewahren ihm ein dankbares Herz.“ Dieses Zeugnis bestätigt eine Zuschrift märkischer und rheinischer Lehrer, in der sie Natorp (1846) ersuchten, die Widmung eines Buches über Pestalozzi anzunehmen. „Vielleicht,“ so heißt es dort, „ist

keines preußischen Pädagogen Einfluß auf das Volksschulwesen ganzer Provinzen so allgemein und doch wieder so besonders eingreifend gewesen, wie Ew. Hochwürden reich gesegnete Wirksamkeit. Westfalen, Brandenburg und zum Teil auch Rheinland verehren Sie als den Reformator ihrer Volksschulen. Besonders aber sind es die Lehrer, in deren Herzen Sie sich ein Gedächtnis des Dankes und der Liebe gestiftet haben." Und Balsters Lebensbeschreibung fügt an einer Stelle hinzu: „Selten vereinigen sich so viele treffliche Eigenschaften in einer Person, wie bei Natorp. Manche mögen einzelne seiner Vorzüge besitzen; nur wenige werden ihn im ganzen erreichen; keiner fast ihn übertreffen."

Solche Lobsprüche würde freilich seine Bescheidenheit durchaus abgelehnt haben. Gab er doch den Lehrern auf die eben erwähnte Zuschrift zur Antwort: „Um Eines muß ich Sie aufs angelegentlichste bitten, — daß die Zuschrift hinter dem Dedikationsblatte weggelassen werde. Das Lob, das Sie hier in so starker Weise über mich und mein Wirken aussprechen, kann ich nicht auf mir sitzen lassen. Ich habe ja nur meine amtlichen Obliegenheiten schuldigermaßen zu erfüllen mich bemüht. Wer das gethan, von dessen hohen Verdiensten darf nicht die Rede sein." Allein die Zeugnisse berufener Zeitgenossen behalten ihren Wert für die Nachlebenden. Ebenso war es mir wahrhaft rührend, bei der Nachfrage und Bitte um Beisteuer für die gegenwärtige Lebensgeschichte zu sehen, mit welcher Sorgfalt die Familien, bei denen ich anklopfte, die von Natorp an sie geschriebenen Briefe als ein teueres Vermächtnis ihrer Vorfahren bewahrt, mit welchem Anteil sie seine Worte gelesen hatten.

I. Jugend und Vorbereitung.

Am 12. November 1774 wurde Ludwig Natorp seinen Eltern zu Werden a. d. R. geschenkt; vier Tage später taufte ihn sein Vater. Bei dessen Umzuge nach Gemen war er vier Jahre alt; zwölf, als sein Vater nach Gahlen berufen wurde. — Die Söhne der Landgeistlichen genießen des besonderen Vorzuges, die die Stille und Abgeschiedenheit des Dorflebens der Regel nach für die Erziehung mit sich bringen. Man sollte sagen, daß Lauterkeit und Unschuld, Heiterkeit, Einfachheit in Rede und Wesen

dort besonders gut gedeihen; und diesen Tugenden schließt sich gemeiniglich der Sinn für Natur und Naturschönheiten an, weil die Bauern ihre Pastorate gern mit einer hübschen Umgebung schmücken, die auch auf das Auge und Herz des Kindes reizend einwirkt. Wenigstens blieben Ludwig die in Gemen und Gahlen verlebten Jugendjahre diesen Einfluß auf Gemüt und Wesen nicht schuldig, einen Einfluß, der allerdings durch die zärtliche Liebe und Sorgfalt der wackeren Eltern und durch den Umgang mit den lieben Schwestern und den Schulkameraden Kalle und Hasenklever wesentlich verstärkt wurde. Aber der Knabe war ein frühreifer Geist — und zwar eine glückliche Ausnahme von der bekannten fatalen Regel —, und seine raschen Fortschritte machten es angezeigt, ihn bereits mit dem vierzehnten Lebensjahre einer höheren Ausbildung, als der Hauslehrer noch bieten konnte, zu übergeben. Der Vater wählte das Gymnasium des benachbarten Wesel für die Vorbereitung des Sohnes auf das Berufsstudium, das, so dachten er und die Mutter, so wollte auch schon der Knabe, kein anderes sein sollte, als die Theologie.

Im Album des Weseler Gymnasiums steht: „B. Ch. L. Natorp, Galensis, natus 14. (?) Nov. 1774, accessit ad Classem II. 1. Octobr. 1788, discessit 2. Sept. 1791.“

Unter einem Gymnasium damaliger Zeit darf man sich nicht eine nach unseren Begriffen ausgestaltete Schule dieses Namens vorstellen. Das Gymnasium Vesaliense zählte zu Natorps Zeit vier Klassen mit 35—40 Schülern. Hauptlehrgegenstand war natürlich das Latein. Vom Griechischen lernte man so viel, daß man beim Abgange von der Schule das griechische Neue Testament, Hesiod und Homer, dazu die Redner übersetzen konnte; doch stellte man auch Übertragungen aus dem Deutschen und Lateinischen in jene Sprache schon mit auf den Lehrplan. Außerdem fanden sich dort Geschichte und Geographie, Rechnen und Mathematik vertreten; Religion nur für die unteren Klassen. Französisch lernten die Schüler, die es wünschten, bei einem Sprach-, Tanz- und Fechtlehrer, seit 1788 aber bei dem Inspektor des Weseler Schullehrerseminars. Die lateinische Grammatik brachte man schon nach einem deutsch geschriebenen Buche bei. Die Hauptaufgaben bildeten: Übersetzung der römischen Schriftsteller, Anfertigung lateinischer Aufsätze, fleißiger mündlicher

Gebrauch der lateinischen Sprache, auch in öffentlichen Reden der Schüler. In abgesonderten Lehrstunden betrieb man die „freien Künste": Poesie, Oratorie, Ästhetik und Logik, — d. h. man leitete die Knaben an, nach den Mustern des Vergil, Ovid und Horaz prosaische Stücke in lateinische Verse umzuwandeln, oder auch schöne Abschnitte aus deutschen Schriftstellern, besonders Gellert, in Vers und Reim zu kleiden; man zergliederte mit ihnen Ciceronianische Reden und ließ nach deren Muster Ausarbeitungen ähnlicher Art über irgend einen Gegenstand anfertigen; die „Logik" brachte man in praktischen Übungen nach Cicero bei; Stunden in der „Ästhetik" erteilte der Herr Prüfungs-Kommissar Westermann aus Vorliebe für diese Wissenschaft, und Natorp rühmte später dessen Lehrgeschick, weil „Westermann in seinem Fache selbst fest" gewesen wäre. Außer der Schulzeit versammelten sich die Zöglinge der obersten Klasse zu besonderen Vorträgen ihrer Lehrer: Samstags sprach der Direktor Eichelberg zu ihnen über Gegenstände der Naturlehre, Dienstags und Mittwochs der erste Oberlehrer oder Rektor Hüther über Gellerts moralische Vorlesungen, zweimal wöchentlich außerdem über natürliche und geoffenbarte Religion; noch ein Lehrer über mathematische Probleme. Der Unterrichtsstunden waren verhältnismäßig nur wenige: auf der ersten und zweiten Klasse je zwei Stunden ununterbrochen morgens und nachmittags; Mittwochs und Samstags gab es keinen eigentlichen Unterricht. Vor Beginn der Herbstferien hielt man zwei Tage hindurch öffentliche Prüfungen; bei dem auf sie folgenden Festakte traten Schüler der obersten Klassen mit freien Reden vor die Versammlung: man erstrebte damit „die Dämpfung einer unanständigen Blödigkeit im Reden, die Gewöhnung an eine edle Freimütigkeit und eine deutliche, emphatische Aussprache". So wird denn auch unser zartes Pastorensöhnchen dort die ersten Versuche in der Aneignung dieser Rednertugenden gewagt haben. Die Schulzucht lastete nicht zu hart auf dem Gemüte des freien Landkindes; denn sie scheint nach schönen Grundsätzen gehandhabt worden zu sein: „Das ist die beste Zucht, wo die Schüler von Ehrfurcht und Liebe zu den Lehrern erfüllt sind"; — „Bestrafung Unwürdiger ohne Bitterkeit"; — „keine Beschimpfung". Übrigens stand die Weseler Schule eben erst auf der Stufe des Wiederaufblühens nach längerem Verfalle. Die beiden Direktoren

Eichelberg, Vater und Sohn, förderten das Werk nacheinander mit verständigem Eifer, auch der Amtsgenosse des jüngeren, Rektor Hüther. Doch war Hüther etwas hitziger Art und geriet mit dem Leiter der Schule häufig in unerquicklichen Streit. Beide Männer waren ursprünglich Theologen. Eichelberg, der seinem Vater 1785 im Direktorat folgte, ein tüchtiger Lehrer, erblickte in der stillen Schularbeit sein Hauptziel, war dabei Neuerungen wenig hold. Hüther hingegen drang mit Ungestüm auf Abstellung „überlebter Einrichtungen". Nun wurden die Klassen noch nicht in einem gemeinsamen Schulhause, sondern in den Wohnungen der Lehrer unterrichtet; jeder der Lehrer hatte nur seine Klasse. Hüther aber erstrebte schon den heutzutage geltenden Fachunterricht, das „Durcheinander der Lehrer", und stieß dabei auf den Widerspruch seines Vorgesetzten. Diesem Streite mag der zartfühlende Knabe, der im elterlichen Hause nur Liebe und Heiterkeit geatmet hatte, verwundert zugeschaut haben. Ein anderer Schaden störte nicht minder das Gedeihen der Studien: in den Klassen, namentlich der obersten, saßen Schüler oft sehr ungleichen Alters zusammen, einmal z. B. einer von $24^1/_2$, ein anderer von $14^2/_3$ Jahr. Diese auffallende Mischung rührte zum Teil daher, daß vor Errichtung des Weseler Seminars auch zukünftige Volksschullehrer auf dem Gymnasium ihre Vorbildung erhielten. Die Einrichtung der Anstalt wich also in manchen grundsätzlichen Stücken von dem gegenwärtigen Aufbau der Gymnasien ab; vor allem gestattete man der selbständigen Entwickelung der Zöglinge einen weit umfangreicheren Spielraum. Bei einem Schüler, wie der junge Natorp war, trug die Art der damaligen Ausbildung, trotz seiner Frühreife, die schönste Frucht, weniger ohne Zweifel bei Durchschnittsmenschen; auf letztere ist unsere heutige Schulgestaltung, ist auch unsere weit vorgeschrittene Lehrweise berechnet, die nun umgekehrt sich hüten muß, die Eigentümlichkeit des Zöglings außer acht zu lassen und schablonenmäßig zu arbeiten. Der Sinn für gelehrte Beschäftigung und das eigentliche Studieren, die Begeisterung für das Gute und Schöne, die Fähigkeit, einen Gegenstand zu erfassen und zu gliedern, die Einfachheit und Feinheit des Ausdruckes, diese Vorzüge brachte Ludwig von seinem verhältnismäßig kurzen Aufenthalte zu Wesel mit auf die Hochschule, wenn auch

zugleich nicht verkannt werden darf, daß daheim unter der elterlichen Erziehung der Boden wohl vorbereitet war. Das Schulleben scheint ihm dabei freie Bewegung in reichem Maße gestattet zu haben. Auch an heiteren Episoden fehlte es wohl nicht, wie sich aus der oben beschriebenen Einrichtung der Schule nach manchen Seiten schließen läßt. Er erzählt später einmal in einem Briefe aus Potsdam, daß er sich eines Abends bei gemütlicher Unterhaltung mit seinem Freunde Maaßen in Erinnerung an das Weseler Gymnasium „tüchtig zerlacht habe". Auf diesen Zögling ihrer Schule, Johann Karl Georg Maaßen aus Kleve*), geb. 1769, promotus 1788, den späteren preußischen Finanzminister und Begründer des deutschen Zollvereins, konnten übrigens die Lehrer wohl schon damals wie auf ein Muster der Tüchtigkeit ihre Schüler hinweisen. Er war später durch die innigsten Freundschaftsbande mit Natorp geeint.

Der Vater hatte den kleinen Ludwig und dessen Kameraden Kalle dem Hause des Pfarrers und Inspektors Schreve anvertraut. Auch in diesem Stücke lohnte sich die treue elterliche Fürsorge, die gewiß nicht ohne Bedenken einen Knaben so frühe dem „feindlichen Leben" preisgab; Schreves Haus hinterließ offenbar einen wohlthätigen Einfluß auf das Herz des jungen Gymnasiasten. Mit kindlich offener und andächtiger Hingabe lauschte Ludwig namentlich den Gebeten und Predigten des würdigen Hausherrn, dessen er sich stets dankbarst erinnerte. Ferner dürfen wir hier auf die innerlich bildende Kraft der Tonkunst zurückgreifen, da der junge Freund dieser Kunst die Gelegenheit, die ihm Wesel zur Förderung im Klavier- und Orgelspiel bot, fleißig benutzte. Einen Unterricht im Orgelspiel hatte ihm schon in Gahlen der Dorfschullehrer Kühn erteilt, freilich auf einem Werke, das wegen Mangels mehrerer Pfeifen eine nur eng begrenzte Übung erlaubte; und der 12 jährige Knabe hatte seinen Meister bald überflügelt. Um so mehr freute es ihn, von dem Organisten Kolb zu Wesel, dem man nachrühmte, daß er den Kirchengesang der lutherischen

*) Gewöhnlich heißt es: aus Schermbeck. Noch eine andere Angabe seines Geburtsortes „aus Gartrop" stammt wohl aus dem Album des Weseler Gymnasiums. Vermutlich waren Maaßens Eltern frühzeitig nach Gartrop, von hier nach Schermbeck gezogen. Unsere Bestimmung seiner Heimat ist die richtige.

Gemeinde zu einer gewissen Blüte (nach damaligem Maßstabe!) gefördert hätte, eine eingehendere Unterweisung in der Musiklehre zu erhalten. Und so sehen wir ihn denn morgens vor dem Schulunterrichte mit dem Notenpaket unter dem Arme, zu diesem Meister pilgern, um Finger und Kopf fleißig zu üben und wenigstens soweit zu kommen, daß er später als Student in Halle einem höheren Musikunterrichte folgen konnte.

Nicht lange vor seinem Abgange zur Hochschule, am Weihnachtsfeste 1791, hielt der Jüngling seine erste „Predigt". Ich denke mir, der Vater ließ sich einmal, von Krankheit ans Zimmer gebunden, durch den jungen Sohn mit einer Rede vor dem Altare vertreten, so wie das in ähnlichen Fällen wohl durch den Ortslehrer geschah. In der Behandlung des aus dem Prologe des Johannesevangeliums genommenen Textes: „Wie viele ihn aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden," begegnen wir Gedanken, die seinem Alter zum Teil voraus eilen, aber den tiefen Ernst, mit dem er die Aufnahme Christi ins Herz auffaßte, in der Kraft und Schönheit des Ausdruckes, die Natorps geistliche Reden später auszeichneten, schon edel genug und reich entfalten. Mit Entschiedenheit wendet er sich gegen das leere Herr-Herrsagen, gegen das Pochen auf eigenen Wert, wo noch Haß gegen das Gemeine fehlt, gegen geistloses Mitmachen kirchlicher Gebräuche. „Die Kenntnis der wichtigsten Wahrheiten, der Trost im Leiden, die hohe Aussicht in Zukunft und Ewigkeit sind Jesu Verdienst." „Will man sein Jünger sein, so soll man das Herz von Vorurteilen immer mehr reinigen." „Wer ihn herzlich liebt, der wird keine Sinnenlust im Herzen herrschend werden lassen, den Versuchungen zur Sünde Trotz bieten, nie die Bahn der Tugend verlieren; er wird erwägen, wie die irdischen Güter durch ihren Glanz nur täuschen, uns zu beglücken scheinen und doch keine wahre Ruhe mit sich führen; er genießt die Freuden des Lebens mit heiterem Geiste und einem unschuldigen Gewissen." Und Ähnliches! Die mit zierlicher Handschrift aufgesetzte, wie bei Anfängern gewöhnlich recht umfangreich ausgefallene Rede zeigt an mehreren Stellen die bessernde oder ergänzende Zuthat des Vaters, der jedoch, offenbar die Eigentümlichkeit der Auffassung seines Sohnes erkennend, nur Äußerlichkeiten ändern wollte.

In den größeren Ferien war Ludwig oft Gast bei dem ältesten Bruder seines Vaters, der in dem Ruhrstädtchen Hattingen als Prediger stand. Gelegentlich einer Reise dorthin, am 8. Juni 1791, lernte er auch die Familie Heintzmann auf dem Hattingen gegenüber liegenden Haus Weile kennen. Wir erwähnen hier dieses Begegnisses, weil es, wie wir sehen werden, von den wichtigsten Folgen für Natorps Leben begleitet war; — brachte ihm doch Michaelis 1792 sein Freund Karl Petersen aus Linden (bei Hattingen) einen Brief von Fräulein Heintzmann mit nach Halle.

Ludwig folgte seinem Vater wie in der Wahl des Berufes, so der Hochschule. Ostern 1792 bezog er, $17^1/_2$ Jahr alt, die Universität Halle; er verblieb dort auch bis zum Eintritte ins Leben, 1794. Von den Lehrern seines Vaters fand er in Halle noch die alten Knapp und Nösselt; außer diesen hörte er bei Eberhardt, Niemeyer und F. A. Wolf.

Wenn sorgsame Eltern, wie natürlich, vor allem nach der Art des Lebens und Strebens, sowie nach dem Umgange ihrer studierenden Söhne fragen, so gaben die Briefe Ludwigs bald die tröstliche Gewißheit, daß er die Hauptprobe auf die bisher genossene Erziehung wohl bestehen würde. Duckmäuserei lag ja nicht in seiner Art. Er war ein so frischer, fröhlicher Student, wie er ein munterer Schüler gewesen war. So genoß er auch gern die akademische Freiheit an der Saale kühlem Strande, in Giebichenstein, Kröllwitz, auf der Bergschenke im Kreise „froher, kluger Freunde“. Aber er genoß diese Freuden, dem in seiner Erstlingspredigt niedergelegten Programm entsprechend, mit „unschuldigem Herzen“. Auch überwog den Genuß die vom Vater ererbte Gewissenhaftigkeit, die ihn die Zeit auskaufen lehrte. So bezeugen es die Leistungen des jungen Mannes in dem gleich nach der akademischen Zeit bewältigten Examen, so seine vertrautesten Freunde. Letztere waren zunächst die westfälischen Landsleute, die er in Halle traf: Eylert, Ehrenberg, Alemann (aus Bielefeld), Deegen, später Pfarrer in Kettwig, Dethmar, nachmals Pfarrer in Anholt, Kalle, der wiederum sein Studiengenosse war. Im Laufe der Jahre schlossen sich u. a. auch Augustin aus Halberstadt und Nebe aus Eisenach dem Kreise der Freunde an. Natorps Verbindung mit diesen Jünglingen

bestand die Wechsel des Lebens, — der beste Beweis dafür, daß er erstmals richtig gewählt hatte. Wenn wir, gelegentlich auch in diesen Blättern, hören, mit welcher Liebe und Wertschätzung seine frühesten und späteren Freunde über ihn reden, so dürfen wir schließen, daß wesentlich seine edle Denkungsart, die an jedem Menschen die ihn auszeichnenden Vorzüge anerkannte und hervorhob, zu diesem Gewinne beitrug, so wahr und unverstellt auch sein Urteil über Mangel an Verstand und gutem Willen sonst sich aussprach. Über die gemeinschaftlich betriebenen wissenschaftlichen Beschäftigungen der Studiengenossen hat Natorp einmal (1844) an seine ebenfalls in Halle lernenden Enkel Gustav und Adelbert N. geschrieben: „In meiner akademischen Zeit gab es litterarische Kränzchen unter den Studenten, an denen jedoch keine Professoren als Leiter teilnahmen. Ich gehörte zu einem theologischen Kränzchen, das immer 8 Mitglieder zählte. Es unterzeichnete sich mit den Buchstaben S. A. C. Th. (societas augendae cognitionis theologicae). Diese Buchstaben finden sich bisweilen noch in öffentlichen Blättern, z. E. in der Darmstädter Kirchenzeitung, der Litteraturzeitung, unter Rezensionen und Aufsätzen. Die so unterzeichneten Schriften rühren von ehemaligen Mitgliedern dieser societas her. Die Professoren Niemeyer und Nösselt wußten aber doch um unser Kränzchen und unsere Verhandlungen, und von ihnen holten wir uns auch wohl grobes Geschütz für unsere Disputationen und Oppositionen. Wir versammelten uns nachmittags und blieben bis in die Nacht zusammen. In der einen Versammlung exegesierten wir; in der andern hielten wir in lateinischer Sprache förmliche Disputationen über vorher in Umlauf gesetzte Abhandlungen oder Theses. Diesen Übungen habe ich viel zu verdanken. Ich wohnte damals auf dem großen Berlin im Hause der verwitweten Frau Prof. Meyer."

Lehrer Balster thut in seiner Schrift noch einer Art von Zusammenkünften Natorps und einiger Freunde Erwähnung; in diesem Kreise behandelte man — nach Balster — Schul- und Erziehungsfragen, zu denen der Universitätskanzler und Professor Niemeyer, zugleich Direktor der Franckeschen Stiftungen, die Anregung gab. Das in den Vorlesungen Gelernte wurde wiederholt und besprochen; man hielt auch förmlich Schule, indem, der Reihe nach, je einer der Freunde der Lehrer, die anderen

die Schüler waren. Balster hat die Mitteilungen über jene Kränzchen vermutlich von seinem Schwiegervater Böcker, einem Freunde Natorps; in meinen Quellen finde ich keine Angaben, die sie bestätigen könnten.

Die Freunde unternahmen einmal eine pädagogische Reise durch Thüringen und Sachsen bis nach Böhmen, auf der sie Schnepfenthal besuchten, Salzmann und Gutsmuts kennen lernten, Rosenmüller in Leipzig, Reinhard in Dresden predigen hörten. „Diese Reise", schreibt Dethmar, „ward durch Natorps geistvolle Bemerkungen und seine Heiterkeit die interessanteste meines Lebens. Welche Tiefe in seiner Anschauung! Welch gründliche Bemerkungen über das Vorzügliche und das Fehlerhafte! Nie entfiel ihm ein unreines Wort; überall zeigten sich in ihm Unschuld und reine Natur. Er war unser Schutzengel. Fleiß und Sittsamkeit, Nüchternheit und Mäßigkeit, Wahrheit und Treue, Hinrichtung des Gemütes auf das Edle und Schöne, — das waren die Grundzüge seines akademischen Lebens."

In der Theologie, seinem Berufsfache, begegnete Natorp dem durch Semler in Deutschland begründeten, durch Kant umgestalteten und zum Siege geführten sog. Vernunftglauben. Da die hiermit bezeichnete Richtung einen zum Teil bestimmenden Einfluß auf ihn gewann, so müssen wir bei ihr einige Augenblicke verweilen. Ihre damals hoch gepriesenen, heute ebenso tief herabgesetzten Vertreter, — in England hießen sie The Freethinkers, in Frankreich Les Esprits forts, bei uns die Rationalisten —, gingen ursprünglich von der wunderbarsten aller Thatsachen aus, und sie endeten mit der Leugnung der eigens so genannten Wunder. Mit jener wunderbarsten Thatsache meinen wir die, daß dem Menschengeiste das Bewußtsein von Gott, das sittliche Gefühl und die Gewißheit von der Unsterblichkeit der Seele von Hause aus innewohnen, ihm angeboren sind, — eine Thatsache, die der Atheist gern bespöttelt, vor der ein Verbrecher erbebt. Die „angeborenen Ideen" nun erschienen den Freidenkern als ausreichende Grundlage aller Religion; auf dieser Grundlage glaubten sie die Bibel und ihre Wunder beurteilen zu dürfen. Die Entstehung der Bibel erklärten sie sich ohne Beihilfe der alten Inspirationslehre; die heiligen Schriftsteller, so sagten sie, haben nur das niedergeschrieben, was ihrem Herzen als Wahrheit galt. Während

nun aber eine edlere Richtung unter den Freidenkern der geschriebenen Offenbarung im Gegensatze zu der durch die Sünde getrübten Vernunft die Würde einer höheren Entscheidung, den heiligen Schriftstellern besondere Erleuchtung zuerkannte, ging die gewöhnlichere zu der Behauptung über, die Schrift sei mit und an der Vernunft auf ihre Wahrheit zu prüfen, ja, man könnte auch ohne die geschriebene mit der natürlichen Offenbarung auskommen; auf einer noch tieferen Abstufung endlich standen die Spötter, die mit den biblischen Geschichten ihre schalen Witze trieben. Sogar der gelehrte Semler, der, wie die meisten Hallenser Rationalisten seiner Zeit, aus orthodoxer und pietistischer Jugendanschauung herangewachsen war, erlaubte sich die Behauptung, die Kirchenlehre wäre durch Betrug und Staatsgewalt ausgebildet, und auch der Bibel könnte man ohne weiteres keine Glaubwürdigkeit beimessen, wenngleich sie zur Pflege des sittlichen Sinnes „im Volke" noch gut genug wäre. Vor diesen Sätzen und ihren Folgerungen schraken verständige Leute zurück; selbst Friedrich II., der Jünger Voltaires, wollte doch „dem Volke seinen Glauben gewahrt wissen". Hatte sich aber die Entstehung der Schrift vor dem Verstande zu rechtfertigen, so mußten die in ihr erzählten Wunder noch schärfere Probe bestehen; die Rationalisten — abgesehen von den Spöttern — bemüheten sich, diese Wunder natürlich zu erklären, so unnatürlich diese Erklärung, besonders gegenüber den wunderbaren Krankenheilungen, oft ausfiel. Wenn es heißt: „Gott sprach zu Abraham", so konnte man ja diese göttliche Mitteilung als einen rein inneren Vorgang bezeichnen; die Worte: „In dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter der Erde", — als das Bewußtsein des israelitischen Stammvaters von der universalen Wahrheit seines Glaubens. Ähnlich durfte man die Visionen, die Erscheinungen aus einer höheren Welt, als bloß innerlich Erlebtes fassen. Wenn Elias unter der Terebinte der Wüste ein Brot und ein Krüglein Wasser zur Wegzehrung fand, — konnte nicht eine Karawane diese unerwartete Hilfe auf der Oase gelassen haben, und war sie nicht auch so eine Gabe Gottes, obzwar auf natürlichem Wege vermittelt? Aber nicht so leicht kam man, wie gesagt, zu einer beruhigenden Erklärung der Kraft, der die Krankheiten auf das Wort des Heilenden gehorchen mußten. Und die Hauptfrage endlich bildeten die Person und das Werk

des Erlösers. Er konnte der „vulgären" Richtung, das versteht man leicht, höchstens noch für den großen Weisen und das Vorbild der Tugend gelten; und späterhin stiegen ihre Vertreter, Voltaire z. B., noch weit tiefer hinab. Die Männer der ernsteren Richtung hingegen schlugen einen Mittelweg ein: sie überließen das Wunderbare der Erscheinung Christi dem Glauben des Einzelnen, hielten aber an ihm fest als dem, der dem Gemüte den Frieden gegeben, dessen Werk Gott durch die Geschichte beglaubigt habe.

Mißt man die Hauptsätze der Vernunftgläubigen an der früher geltenden Theologie, so staunt man darüber, wie schnell sie zur Grundlage einer allbeherrschenden Zeitrichtung werden konnten. Bis gegen 1730 folgten z. B. die Professoren in Halle noch dem strengsten Pietismus; zur Zeit des siebenjährigen Krieges segelte die dortige Lehrerschaft bereits unter dem Zeichen der Aufklärung. Will man sich diesen jähen Wechsel erklären, so muß man ein wenig in der Geschichte zurückgreifen. Auf die erquickende Frische des Reformationszeitalters war schon in dem Geschlechte, das nach Luther aufkam, eine ängstlich sich abschließende Buchstaben-Rechtgläubigkeit gefolgt, unter der das kirchliche Leben erstarrte. Diese Erstarrung suchten mit edelem Feuer die Männer pietistischen Strebens, Spener und Francke als Leiter, durch die Wärme eines in der Liebe zu Gott und Menschen thätigen Christentums zu lösen; aus kleinen Kreisen sollte sich das neue Leben über die Kirche als Ganzes verbreiten. Aber eine andere Engherzigkeit war die Folge dieser anfangs segensreichen Erweckung; was man heutzutage spöttisch Pietismus nennt, argwöhnische Abschließung gegen die Heiterkeit des Lebens, galt für ein notwendiges Erfordernis wahren Christentums. Aus der Übersättigung mit süßlicher Selbstpeinigung heraus dachte nun das jüngere Geschlecht an den fröhlichen Geist Martin Luthers. Die Ausgeburten der Heuchelei, die der Pietismus vergeblich von seinen Rockschößen abzuschütteln sucht, widerten die Studenten an, namentlich wo sie, wie in Halle, die freisinnige Philosophie eines Wolff hörten. Sagte doch der fromme Spangenberg, nachmaliger Bischof der Brüdergemeinde, da er 1732 als Adjunkt der theologischen Fakultät nach Halle kam: er werde die horrible und tollkühne Heuchelei, davon alle Welt zu sagen wisse, nicht

dulden; — und sagte er das doch trotz seiner persönlichen Beziehungen zu Francke! Endlich aber brauchte sich der Pietismus, weil er zu einseitig die Ansicht des Einzelnen gegenüber der Kirchenlehre betonte und sich von der Förderung des Kirchenwesens abwandte, nicht zu wundern, daß sich seine eigenen Söhne dem von England, seiner Geburtsstätte, und von Frankreich, seinem Vermittler, hereinbrechenden Vernunftglauben in die Arme warfen; hatte doch z. B. in Halle seit Gründung der Universität (1694) kein Dozent, außer Anton, über die kirchlichen Lehrschriften gelesen. So erklärt sich wohl zur Genüge der rasche Sieg des Rationalismus. Seine lange Herrschaft, — denn sie erstreckte sich noch über das erste Drittel unseres Jahrhunderts — sollte einen Beurteiler vorsichtig stimmen. Die rationalistische Theologie ist jedoch von den entgegengesetzten Seiten häufig in das unrechte Licht gestellt worden. Zu ihrer Zeit galt sie für den Triumph der Wissenschaft; heutzutage brandmarkt der Name Rationalist. Hörten wir in unserer akademischen Zeit etwa den Prof. Tholuck über die „Aufklärung", so mußte Geringschätzung oder gar Verachtung bei den weniger Kundigen Platz greifen. Da kitzelten schon die absichtlich zusammengestellten Namen der Teller, Löffler, Gabler, Semler, Nösselt die Lachmuskeln der Studenten; erzählte man uns, daß die Rationalisten am Weihnachtsfeste vom Nutzen der Stallfütterung, am Ostertage vom Vorzuge des Frühaufstehens gepredigt hätten, so fragten wir uns billig, ob ihnen überhaupt noch etwas vom Christentume übrig geblieben wäre. Allein man hätte uns nicht verschweigen sollen, daß unter ihnen eine Reihe sehr wissenschaftlicher und frommer Männer zu nennen wäre, daß man sich in manchen ihrer Kreise ebensowohl wie bei den Rechtgläubigen an der Bibel und Klopstocks Dichtungen erbaute. Ferner sollte man der Aufklärung zwei bleibende Errungenschaften zuerkennen: die Anbahnung einer geschichtlichen Erforschung des christlichen Altertums und der Duldung in kirchlichen Ansichten. Das geschichtliche Wissen ist doch das sicherste Schutzmittel gegen bloße Meinungen und Stimmungen; letztere sind nie ganz frei von Schwankungen; wer aber ein festes historisches Fundament gelegt hat, der kann nicht so leicht zu unerweislichen Behauptungen zurückkehren. Zugleich muß die geschichtliche Erfassung der Glaubenslehren auch ver-

schiedenen Ansichten über sie ein Recht der wissenschaftlichen Geltendmachung zuerkennen.

Unsere Darstellung wird jedoch zur Erkenntnis geführt haben, daß der Vernunftglaube allerdings eine doppelte Beurteilung gestattet, weil sich in ihm eine edlere, tiefere und eine gewöhnlichere, oberflächliche Richtung entwickelt haben. Der sogenannte vulgäre Rationalismus endete in der That mit einem religiösen Bankerott und trug viel dazu bei, die Religion bei den Gebildeten in Miß- und Nichtachtung zu bringen. Ihn trifft eine Bemerkung, die A. H. Niemeyer, selbst ein Sohn der Aufklärung, in seinem Leben Nösselts macht: „Daß besonders den Lehrern mehr Ernst und Würde bei der Behandlung religiöser Gegenstände und mehr Rücksicht auf das Gewissen zum Gesetz gemacht werden möchte, war schon lange der stille Wunsch aller wahrhaft religiösen Männer." — Wenn aber die Geschichtschreiber häufig den äußeren und inneren Zusammenbruch Deutschlands und namentlich Preußens in der Franzosenzeit schlankweg dem Rationalismus in die Schuhe schieben, so urteilen sie unbedacht, weil das Volk in seinen mittleren Schichten, wie aus dem Geiste der Freiheitskriege hervorleuchtet, seinen religiösen, biblischen, kirchlichen Sinn bewahrt hatte, die höheren Stände dagegen und die Höfe sich von dem lockeren Wesen des Auslandes, namentlich des doch katholischen Frankreichs, hatten beeinflussen lassen. Der Rationalismus bewahrte ja auch noch weit über die Freiheitskriege hinaus, trotz Schleiermacher, seine Herrschaft; er hatte in dem Königsberger Philosophen einen so allgemein angesehenen, wie strengen Prediger der Pflicht. Wenn man ferner dem Vernunftglauben Begeisterung, Wärme, Poesie abspricht, so muß wiederum darauf aufmerksam gemacht werden, daß in seinen edleren Vertretern vielmehr eine Art sentimental-poetischer Stimmung vorwaltete, daß unter ihnen ein durchaus persönliches, sicheres und inniges Verhältnis zu Gott lebte. Bei dieser Bemerkung tritt mir der Amerikaner Benjamin Franklin vor die Erinnerung. Er war als Jüngling durch die Schriften englischer und französischer Spötter um seinen presbyterianischen Glauben gebracht worden und in sittlich loses Treiben geraten, in Fehltritte, die er, der Buchdrucker, als „Druckfehler" seines Lebens bezeichnet hat. Aber der warme Verehrer der Natur blieb eines Tages nach-

denkend vor ihren erhabenen Thatsachen stehen. Von den Gestirnen, so sagte er sich, die seit Jahrtausenden unwandelbar ihren Lauf verfolgen, bis zu dem Kerbtierchen, das nur einige Minuten um das Blatt eines Baumes kreist, gehorchen alle Wesen, auch der Menschengeist, festen Gesetzen, die auf eine höhere Vernunft als ihren Ursprung, auf eine höchste Güte und Gerechtigkeit als ihre Stütze, auf eine unendliche Vollkommenheit als ihre nie versiegende Lebensquelle zurückweisen. Auch der Mensch also steht unter diesen Gesetzen, nicht über ihnen, er, das kunstvollste Erzeugnis der höchsten Vernunft, er, der Träger überlegenen Verstandes, er, ausgestattet mit dem Gefühle für Güte und Gerechtigkeit. Er soll sich mithin von der Erkenntnis jener Gesetze emporschwingen zur Erkenntnis dessen, der sie gegeben hat; er soll sich freudig die Erfüllung der Gebote der Liebe und Gerechtigkeit zur Pflicht machen, so wie er sich der unendlichen Fortdauer seines unwandelbaren geistigen Prinzips gewiß ist. Durch diese Betrachtung gelangte Franklin vom natürlich gegebenen Bewußtsein zur Gewißheit des Glaubens und zu strengen Pflichtsätzen, von denen er sich mit Gottes Hilfe nie wieder abzuweichen gelobte. Der Aufbau seiner Lehre aber trägt den Stempel des sogenannten Vernunftglaubens. (Man lese hierüber Mignet, Vie de Franklin).

Im Gegensatze zum Rationalismus, teilweise aber auch gegen das „Kirchentum" bildete sich in einigen deutschen Gegenden eine neue Art des Pietismus heran, die wir zum Unterschiede vom früheren ethischen eines Spener, und dem später in unserem Zeitalter aufkeimenden orthodoxen, den mystischen Pietismus nennen können. Auch dieser letzteren Richtung müssen wir ein wenig näher treten; wir bleiben dabei jedoch auf dem Schauplatze unserer Biographie, in der Gegend der unteren Ruhr und des Bergischen, wo Natorps Vater Pfarrer gewesen war. Gerade in dem Jahre (1769), da er nach Werden kam, starb in dem benachbarten Mülheim a. d. R. der Urheber der dortigen pietistischen Bewegung, Gerhard Tersteegen. Das sanfte, innige Wesen dieses hochbegabten Geistes, die Lauterkeit seines Sinnes, die schönen Lieder, die „auf Mülheims lieblichen Revieren" seiner Versenkung ins Göttliche entquollen, sichern ihm ja die Achtung aller religiösen Kreise von sonst und jetzt.

Allein man kann auch, wenn nicht gerade das Eifern, so doch die ernsten Bedenken der damaligen Geistlichkeit begreifen, die von der durch ihn erzeugten, vielfach gegen kirchliche Ordnung gerichteten Aufregung eine schlimme Zukunft besorgten und ihr ernstlichst entgegentraten. Der Mystizismus, dieses geheimnisvolle unbekümmerte Sichversenken der Seele in die Liebe des „Lammes", wie man den Erlöser bei den „Erweckten" mit Vorliebe nannte, die „Vermählung des endlichen mit dem ewigen Sein", setzte das Kirchentum, selbst das geschriebene Wort und die Sakramente, zu unwesentlichen Äußerlichkeiten herab und führte zur Verachtung des Predigtamtes, sodaß man es versteht, wenn praktisch erfahrene Männer ihm den Eingang in die Gemeinden zu verstopfen suchten. Die „Erweckten", die „Stillen im Lande", unter Führern, die nicht immer so demütig dachten, wie Tersteegen, richteten in der That manchen Unfug an. Tersteegen sammelte seine Leute, von Mülheim bis tief ins Bergische hinein, zu religiösen Gemeinschaften; ganze Scharen lauschten seiner Belehrung in Bürgerhäusern, in Scheunen, unter dem Dach des Waldes. Die Erweckten aber neigten oft zur selbstgerechten Verachtung derer, die nicht mit ihnen gingen. Der Geist jener Zeit ist noch heute in den damals von ihm durchweheten Gegenden zu spüren. Auch der Großoheim Natorps, der früher erwähnte Oberkonsistorialrat Joh. Julius Hecker zu Berlin, stand den Erweckten seiner Heimat nicht fremd oder abgeneigt gegenüber. Er war selbst pietistisch angehaucht und wechselte Briefe mit Tersteegen. Seinem Gönner, König Friedrich d. Gr., erstattete er nach einem Besuche in der Gegend einen so freundlich lautenden Bericht, daß der König sich äußerte, so etwas hätte er von den Stillen nicht erwartet. Auf einer Reise nach Wesel lud Friedrich den Mülheimer Mystiker zu einem Gespräche ein; Tersteegen aber lehnte die Einladung ab. Was er von dem „aufgeklärten" Fürsten hielt, schrieb er in einem Büchlein, „Gedanken über die Werke des Philosophen von Sanssouci", nieder.

Natorp mußte nach seinem innersten Wesen jeden Einfluß dieser pietistischen Luft seiner Heimat ablehnen. Er wußte wohl den Segen zu schätzen, von dem die gesundere Richtung der Spener, Francke, Hecker begleitet gewesen war; aber der Mysti-

zismus, sowie der späterhin hervortretende orthodoxe Pietismus widerstrebten ihm.

Wenn man ihn nun umgekehrt gewöhnlich glattweg einen Rationalisten nennt, so wird man alleroberst in Erwägung zu ziehen haben, daß er überhaupt selten in den Fahrspuren eines Systems anderer zu finden, daß er vielmehr in seinem ganzen Denken und Streben, als Kirchen- wie Schulmann, ein selbständig vorgehender Geist gewesen ist, der wenigstens, und zwar schon als Jüngling, nicht ohne Prüfung und feste Überzeugung auf das Wort der Lehrer schwur. Wie weit er nun als Student und Prediger den Halleschen Rationalisten gefolgt ist, läßt sich nicht bis ins einzelne verfolgen, da wir keine theologischen Erörterungen größeren Umfanges von ihm haben. Die Leser werden jedoch im Verlaufe dieser Lebensdarstellung ein allgemeines Urteil über seine theologischen und mit diesen in Zusammenhang stehenden pädagogischen Grundanschauungen gewinnen. Die von der Aufklärung betonte Duldung und die Notwendigkeit einer geschichtlichen Grundlegung in Glaubenssachen, sowie die unabhängige Stellung zum kirchlichen Dogma finden wir bei ihm stets hochgehalten. Die in öde Dürre ausartende Verstandesrichtung des Rationalismus vulgaris dagegen mitzumachen, verbot ihm die Tiefe seines Gemütslebens. Ebenso strenge schieden ihn vom gewöhnlichen Belieben der Vertreter jener Richtung besonders die Verehrung für die von ihm mit außerordentlichem Eifer durchforschte Bibel und für die Person und das Werk des Erlösers, sowie seine Hochachtung für den unverfälschten Schatz unserer Kirchenlieder und deren Weisen, in dem man damals unbarmherzig vandalisiert hatte, und für eine würdige, warme Gestaltung unseres Gottesdienstes. Seinem Enkel Gustav Natorp schenkte er bei dessen Eintritt ins Gymnasium eine Prachtausgabe des griechischen Neuen Testaments mit der Zuschrift: „Die Biblia, sagt Dr. Luther, ist ein schöner Wald, darin kein Baum steht, an dem ich nicht mit eigner Hand einmal geklopft habe.“ In seinen Predigten und Briefen hebt er mit besonderer Wärme die nach allen Seiten segensreiche, schöpferische Kraft der Sendung Jesu hervor und bezeugt er damit, daß ihm Christi Erlösungswerk die feste Grundlage seines Vertrauens zur göttlichen Weltregierung und seiner Gewißheit

von den „angeborenen Ideen“ Gott — Freiheit — Unsterblichkeit bildet.

Kehren wir nunmehr zur weiteren Betrachtung seiner akademischen Studien zurück.

Außer der Berufswissenschaft pflegte Natorp, nach wie vor, mit großer Vorliebe die Altertumskunde. Seiner Zeit zählte ja Halle unter seine Lehrer einen Meister der Philologie, der auch die Nichtfachgenossen für sie begeistern konnte. Bei diesem, F. A. Wolf, hörte Natorp 1792 mehrere Vorlesungen. Wolfs berühmte Abhandlung im „Museum der Altertumswissenschaft“, die eine genauere Begrenzung des Gebietes der Philologie schuf und ihr neue Bahnen öffnete, hatte Natorp sich angeeignet. Späterhin ist er mit Wolf auch in freundschaftlichen Verkehr getreten. 1813 traf er in Potsdam zuerst wieder mit dem Gelehrten zusammen. In einem Briefe an G. D. Bädeker von 1834 bemerkt er über eine Lebensgeschichte F. A. Wolfs, „daß sie ihn ungemein interessiere“, und über eine dort sich findende Notiz, nach der sich unter Wolfs hinterlassenen Schriften auch ein paar Bogen Kritik und Exegese des Evangeliums Matthäi fänden: „Hierüber hat Wolf kurz nach meiner Abreise von der Universität ein Kolleg gelesen; auch hat er in Freienwalde oder Potsdam mit mir über die Sache gesprochen.“

Unter Niemeyers Einfluß wandte Natorp zum ersten Male seine Aufmerksamkeit dem Fache zu, das neben der Theologie ein Lebensstudium für ihn werden, in dem er so segensreich für seine Zeit und die Nachwelt wirken sollte, dem Erziehungs- und Unterrichtswesen. Die großen Fortschritte, die man in seinen Jugendjahren auf dem Gebiete der Pädagogik machte, mußten ohnehin nachdenkende Theologen veranlassen, mit ihnen sich genauer zu befreunden. Die Morgenröte einer neuen Zeit war für Schule und Erziehung angebrochen; eine große Umwälzung nötigte die heller Sehenden, mit Hand ans Werk zu legen. Hatte man vordem auf das bloße Beibringen von Kenntnissen in den Schulen sein Augenmerk gerichtet, so wurde jetzt die Erweckung des geistigen Lebens im Zögling betont; im Gegensatze zu dem bisher üblichen Lernen nach fertigen Begriffen verlangte man als Grundlage der geistigen Entwickelung die Anschauung und Beobachtung des „Wirklichen“. Die großen Vorgänger auf diesem Wege waren

Bacon und Comenius gewesen: der eine, der Philosoph, hatte die bis auf ihn gebräuchliche Methode des Denkens und Forschens auf den Kopf, oder, richtiger, auf die Beine gestellt, indem er den Ausgang von der Beobachtung der Erscheinungen nehmen ließ; der andere, der Schulmann, benutzte die bahnbrechende Arbeit des Engländers für die Methode des Unterrichts. Dann waren es die Pietisten aus Speners Schule, die das Werk fortsetzten. Zu ihnen zählte auch Natorps Großoheim, Joh. Julius Hecker, derselbe, der die erste Realschule in Berlin gründete. Mit der edeln Wärme der Überzeugung und der Liebe zur Jugend schrieb dieser treffliche Schulmann: „Nicht durch Regeln, sondern durch Anschauung soll man unterrichten; die bloße, dem kindlichen Geiste fremde Theorie muß der lebendigen Einübung weichen; an Stelle dessen, was nur das Gedächtnis in Anspruch nimmt und beschwert, muß man das setzen, was den Verstand bildet und alle Geisteskräfte erregt und beschäftigt. Nicht Stunden der Qual und Langeweile sollen die Lehrstunden sein, sondern das Gemüt der Kinder sollen sie für die Lehrgegenstände begeistern und durch innere Teilnahme die Mitarbeit immer voll und wach erhalten.“ Beherzigenswerte Worte, die Natorp als ein schönes Erbteil aus der Familie mit in seine spätere Thätigkeit auf dem Gebiete des Schulwesens hinübernahm. Sie galten damals zunächst den höheren Schulen; aber diese folgten der von Hecker bezeichneten Richtung nur vorübergehend, um dann lange wieder einem öden Formalismus zu fröhnen. Auch zu Heckers Zeiten ließ man sich die neuen Ansichten fast nur für die Realschulen gefallen, und diese Schulen wiederum bezweckten damals nur eine Vorbereitung für das Berufsleben, nicht eine Allgemeinbildung. Was aber die höhere Schule unbenutzt liegen ließ, nahmen Volksschule und Volksbildung gern und freudig auf. Das Jahr 1762 brachte Rousseaus Emile und mit dieser Schrift eine große Bewegung. Die Forderung der „Naturgemäßheit“ in Erziehung und Unterricht schloß ein erlösendes Wort in sich. Mit Recht tadelte Rousseau: „Ils cherchent toujours l'homme dans l'enfant, sans penser à ce qu'il est avant que d'être homme,“ — „ohne zu erwägen, was der Mensch ist, bevor er die Reife des Denkens erreicht hat.“ Sein vielgelesenes, verschlungenes Buch enthielt, was man auch

sonst an ihm tadeln mag, Quellgedanken, die mächtig anregten, und die in einem Pestalozzi wiederklangen; sie waren nur echt französisch gedacht und ausgesprochen. Das erste Buch des Schweizer Reformpädagogen, „Die Abendstunde eines Einsiedlers", erschien 1780; das Jahr darauf sein noch erfolgreicheres Volksbuch „Lienhard und Gertrud". Die Gedanken beider Schriftsteller wurden von allen ernsten und einsichtigen Schul- und Staatsmännern sorgfältig auf ihre Anwendbarkeit für die Volksschule geprüft, namentlich in Preußen während der Unglückszeit. „Naturgemäße Entwickelung des geistigen Lebens auf Grund der Anschauung" wurde der leitende Satz aller Umgestaltungen im Volksschulwesen. Wie ferner Rousseau sowohl als Pestalozzi mit ihren pädagogischen Neuerungen zugleich und vor allem die Hebung des armen Volkes, seiner Bildung und seines Wohlstandes erstrebten, so blieb fortan „Menschenwohl fördern" das andere Stichwort ihrer Zeit. Die Männer der Kirche, wie späterhin Natorp, bemüheten sich, diese Förderung des Menschenwohles in Zusammenhang mit ihrem kirchlichen Berufe zu bringen. Rousseau wie Pestalozzi verkannten die Bedeutung der Kirche in ihrem Werke. Um Pestalozzi in dieser Hinsicht höher zu stellen, bemerkt jemand: „Rousseaus Ansicht von der Verdorbenheit der gesellschaftlichen Verhältnisse führte zu einer äußerlichen, politischen Revolution; Pestalozzi verlangte eine innere Umwandlung, damit ein sittlicher Geist die Verhältnisse durchdränge, die ohne diesen höheren Geist nur Erzeugnisse der Selbstsucht sind." Das mag gelten; aber auch bei Pestalozzi ist das kirchliche Gemeindeleben von nur nebengeordneter Bedeutung für jene „innere Umwandlung". Nach der Ansicht eines Niemeyer, Natorp und anderer Theologen dagegen sollten Kirche und Schule bei dem Werke der Volksbildung in innigster Wechselwirkung stehen.

Niemeyers Hauptwerk „Grundsätze der Erziehung und des Unterrichtes" bekundet im übrigen den Einfluß der neuen Bewegung auf dem Gebiete der Pädgogik; doch schritt er als selbständiger Denker vor. Seine von edler Wärme durchdrungenen Vorträge in fesselnder Sprache mußten strebsame junge Männer, wie Ludwig von Vincke, der ein Zögling des unter Niemeyers Oberleitung stehenden Pädagogiums der Franckeschen Stiftungen gewesen war, und Natorp, der bei dem Kanzler hörte, für den

Gegenstand gewinnen und begeistern. Natorp ließ es mit dem Anhören der Vorträge nicht genug sein; er wohnte oft dem Unterrichte in den Franckeschen Stiftungen bei und lenkte bald des Professors Aufmerksamkeit auf sich und auf sein Streben. Niemeyer wurde und blieb ihm väterlich zugethan, sowie Natorp dem Lehrmeister unentwegte Verehrung bewahrte.

In einem Lande wie Sachsen, wo die Tonkunst im höheren Stile eifrig gepflegt wurde, konnte der junge Student auch seiner Vorliebe für sie ganz neue und kräftig fördernde Nahrung zuführen. Während der Halleschen Zeit studierte er zuerst eingehender den Altmeister Johann Sebastian Bach; er lernte ihn spielen und lesen und als vollendetes Muster schätzen.

II. Elberfeld und Hückeswagen.

Erst zwanzig Jahre alt, aber in männlicher Selbständigkeit des Wissens und Wollens, kehrte er Ostern 1794 von der Hochschule heim. Seinem Freunde Dethmar hatte er (wahrscheinlich, als dieser Halle verließ) ins Stammbuch geschrieben: „Thun wir für unsere Zeit, was wir thun können, so wird in der folgenden Zeit manches That und Wahrheit werden, was wir jetzt bloß für Träume halten. Lebe wohl, mein Dethmar, bald umarme ich Dich wieder im Vaterlande. Halle, 1. August 1793. Dein Ludwig Natorp.“ Dieses Programm für den erwählten Beruf, voll feurigen Aufstrebens, aber auch in verständiger Selbstbescheidung, weist zurück auf die oben hervorgehobene Verbindung der neuen pädagogischen Ideen mit dem Ziele der Lebensthätigkeit, die „Förderung des Menschenwohles“.

Zu Wupperfeld, im Gasthofe zur Pfalz, bestand er seine theologische Prüfung vor dem Inspektor Hartmann aus Düsseldorf. Später erzählte er wohl scherzend, daß er z. B. im Hebräischen mehr gewußt hätte, als alle seine Herren Examinatoren.

Die Kriegsstürme der ersten Zeit nach der französischen Staatsumwälzung waren dahin gebraust, ohne ihn in seinen Studien wesentlich gestört zu haben. Er blickte, wie die meisten Söhne der friderizianischen Erinnerungen, noch vertrauensvoll in die Zukunft des Vaterlandes. Ja, noch ehe der Friede zu

Basel 1795 geschlossen war, wagte er, in der Gesinnung des Götheschen Hermann, den großen Wurf des Lebens. Das Bild der Jungfrau nämlich, das ihm 1791 zuerst entgegen getreten war, hatte seine Seele nicht wieder verlassen. Häufiger als sonst besuchte er von Gahlen aus, wo er bis ins nächste Jahr blieb, den ältesten Bruder seines Vaters zu Hattingen, und auf einem Gange über die dem Städtchen gegenüberliegenden Winzer Hügel schloß er mit Christiane Heintzmann im Frühjahr 1795 (22. April) den Bund des Herzens. Die Familie Heintzmann, der sie entstammte, war vom Harz in die Grafschaft Mark gekommen. Johann Friedrich H., geb. 1716 24. August zu Clausthal, trat 1756 aus Stolberg-Wernigerodeschen Diensten als Bergmeister an die Spitze des 1737 zuerst in Bochum errichteten, dann nach Hattingen verlegten Königl. Preuß. Bergamtes für Westfalen. Er ist der Verfasser der an die Stelle der alten Bergordnung von 1541 tretenden „Revidierten Bergordnung vor das Herzogtum Kleve, das Fürstentum Meurs und vor die Grafschaft Mark vom 29. April 1766", die bis zum Erlasse des „Allgemeinen Berggesetzes" vom 24. Juni 1865 in Geltung geblieben ist. Von seinen Söhnen trat der ältere, Julius Philipp, geb. 29. Sept. 1745 zu Clausthal, in den Beruf des Vaters; er wurde 1777 zum Bergmeister, später zum Ober-Bergmeister für die westfälischen Provinzen, sowie zum Bergrat und technischen Mitgliede des 1792 unter dem Geheimen Ober-Bergrat Reichsfreiherrn vom Stein errichteten Ober-Bergamtes zu Wetter a. d. Ruhr befördert. Nach diesem trefflichen Manne ist eine zwischen Bochum und Hattingen belegene Zeche „Julius Philipp" genannt; und mit seinem Bildnisse hat die Gewerkschaft ihr Sitzungszimmer geschmückt. Er war vermählt mit Dorothea Margareta Basse, der einzigen Tochter des Hattinger Predigers Basse, die, frühe verwaist, zu einer Nichte, Fräulein Mercker, auf Haus Weile bei Hattingen kam. Von dieser Verwandten erbte sie das Gut. Am 10. Oktbr. 1770 vermählte sie sich mit Bergmeister Heintzmann. Schon 1794 (17. Nov.) hatte sie den Tod des Gatten zu beweinen, der in der Blüte des Mannesalters den Folgen eines Sturzes vom Pferde erlag. Die 24jährige Ehe war mit 10 Kindern gesegnet; Christiane Friederike Johanna Dorothea, geb. 7. April 1772, war das älteste derselben.

Ein Jahr nach dem Tode ihres Vaters verlobte sich Ludwig Natorp mit ihr. Die Wahl des Sohnes mußte den Eltern gefallen. Als er die Braut nach Gahlen brachte, erkannten sie in dem Fräulein von vornehmer Bildung, in dem zart empfindenden Gemüte Christianens, ihrem Sinne für alles Hohe und Edle, die beste Lebensgefährtin Ludwigs.

Noch aber war für diesen keine Zukunft gefunden. Freilich soll ihm, so berichtet wenigstens Balster, schon im ersten Jahre nach dem Examen eine Pfarrstelle angeboten worden sein. Er folgte jedoch zunächst wieder den Spuren des Vaters und Luthers Rate, indem er vor Antritt eines geistlichen Amtes das Schulmeistern kennen lernen wollte. Gleich seinem Vater kam auch er nach Elberfeld, wo er an dem Kaufmanns-Institute des Herrn Weißenstein seine ersten pädagogischen Erfahrungen sammelte. Seine Tagesarbeit nahm die Kräfte derartig in Anspruch, daß für die theologische Fortbildung wenig Zeit blieb. Über die Früchte der Schulmeisterei für das innere Leben schrieb er an seinen Freund Böcker (20. Februar 1796): „Ich habe die Welt von einer etwas wahreren Seite ansehen, meine luxuriöse Phantasie etwas niederschlagen, meine Saiten überhaupt etwas niedriger spannen, aus Molltönen spielen, weniger schlafen, vernünftiger träumen gelernt. Ich kenne jugendliche Seelen etwas genauer, weiß Fehler und gute Seiten richtiger zu unterscheiden, kann die Kinderseelen ein wenig besser handhaben, verstehe mich besser auf die Regierungskunst. Ich habe den Wert der Stunden höher schätzen gelernt. Ich habe angefangen, mir mehr Haltung des Charakters anzugewöhnen. Ich lerne das Ganze eines Planes besser übersehen, entdecke Hindernisse und Beförderungsmittel leichter. Ich lerne Geduld, Billigkeit und stoischen Sinn und — wer weiß, was noch mehr! Du wirst es selbst erfahren, wie weise man wird als Schulmeister. Stelle Dir nur nichts Goldenes vor, mache Dich auf eine Menge von Verdrießlichkeiten gefaßt, und nimm Dir vor, in nichts anderem Deine Freude zu suchen, als in einer rastlosen Thätigkeit, die weder durch Undank, noch durch andere niederschlagende Erfahrungen sich aufhalten läßt. Ich werde es nie bedauern, sondern mit Dank anerkennen, daß das Schicksal mich in diesen Stand der Prüfung und Bildung gewiesen hat.“ — Seine Lehrstunden nötigten ihn zugleich,

sich eingehender mit neueren Sprachen zu beschäftigen, und seine späteren Übersetzungen englischer Schriftsteller, sowie seine Fertigkeit im freien Gebrauche des Französischen bezeugten den Erfolg dieser Studien; hielten ihn doch die französischen Soldaten, die bald nachher ins Bergische kamen, für einen Landsmann.

Verlangt man ein Zeugnis über die Art und den Gewinn der Thätigkeit des jungen Pädagogen im allgemeinen, so mag als das beste dafür gelten, daß Herr Weißenstein ihm schon nach Jahresfrist die Mitleitung des Instituts anbot. Natorp lehnte jedoch den Vorschlag ab, als sich ihm die Aussicht bot, in dem Städtchen Hückeswagen Prediger zu werden. Der dortige Prediger Reche, der einen Ruf nach Mülheim am Rhein angenommen hatte, sowie die Elberfelder Rauschenbusch, Bartels und Seyd, die Natorps Begabung für die geistliche Rede schätzen gelernt hatten, empfahlen ihn aufs wärmste der Gemeinde. Am 2. Juli 1796 hielt er eine Probepredigt, Ende dieses Monats wurde er gewählt, und am 3. August, — einem Datum, das in seinem Leben wiederholt bedeutungsvoll gewesen ist —, trat er sein neues Amt an.

Die nicht lange vorher gegründete lutherische Gemeinde zu Hückeswagen hatte noch mit viel Sorgen zu kämpfen und bedurfte einer kräftigen Leitung. Ihre Kirche war ein Bauernhaus unter einem Strohdache mit zartem Türmchen. Natorps festes Gehalt betrug, so berichtet sein ältester Sohn, — einen Kronthaler. Sein Hausgeräte zählte einen Tisch, zwei Stühle, eine Bettstelle und einen Ofen. Doch griff ihm die Gemeinde freundlichst unter die Arme. Die Reformierten und die Katholiken erwiesen ihm brüderliche Gesinnung. Sie boten, als die Franzosen sein Gotteshaus in ein Heumagazin umwandelten, Natorp ihre Kirchen zum Mitgebrauche an. Als er 1798 einen Ruf nach Essen erhielt, wollte ihm der reformierte Prediger Eberhardi einen Teil seines Gehaltes abtreten, wenn N. zu bleiben sich entschlösse.

Über den Boden seiner neuen Thätigkeit schrieb N.: „Für meine Denkungsart habe ich keine gar zu große Einschränkung. Ich darf wenigstens gerade heraussagen, daß wir alle in einen Himmel kommen, und daß Gott fürchten und recht thun der richtigste Weg dazu sei, und daß Jesu Anweisung für die beste erfunden werde.“ — „Die Reformierten“ (sie bildeten die zahlreichste

Gemeinde) „haben uns nicht zur Verdammnis prädestiniert. Ich habe gewöhnlich viele Reformierte mit in meiner Kirche, da die Haushaltungen aus beiden Bekenntnissen gemischt sind. Vom Pietismus findet sich hier keine Spur.“ Seine erste Predigt hielt N. über Philipper 1, 3—6; nach den Worten dieser Stelle hatte er also „viel Gutes über die Gemeinde vernommen“ und hoffte er, daß, „der in ihr angefangen das gute Werk, es auch vollführen würde“. So rühmte er auch seinen trefflichen Vorgänger Reche, von dessen Arbeit „man überall die Früchte sähe“. Schaffenslust geleitete ihn in die Gemeinde. Sie war ihm „ein Garten, in dem er des Gepflanzten zu warten, zu neuen Früchten den Samen zu streuen, Unkraut auszujäten, das Wachsende zu begießen, zu behacken, aufzubinden hätte“. „Ich habe ihr gesagt, ich werde die Wahrheit lehren, und ich halte das für wahr, wovon ich sehe, daß es dazu diene, uns verständiger und besser zu machen; ich werde ihr keine menschlichen Einfälle für Christentum aufbinden; eine verständliche Sprache zu ihr reden, und wenn ich merke, daß diese oder jene Lehre von dem einen oder anderen nicht gefaßt werde, so wolle ich es machen, wie Jesus, und in Bildern und Gleichnissen vortragen, die den Verständigen begreiflich sein und der Einfältigen Aufmerksamkeit und Nachdenken reizen sollen.“ Weiterhin schrieb er über seine Thätigkeit: „Bete und arbeite, — beides habe ich hier fleißig zu thun. Meine Zöglinge (er unterrichtete auch junge Kaufleute), meine Katechisanten, meine Kanzel, meine theologischen und historischen Studien, meine schriftlichen Privatarbeiten, meine Sorge für das hiesige Schulwesen, — dies alles läßt mir nicht viel Muße. Wohl dem, dem Arbeit Freude ist! Gern und emsig widme ich der Jugend meine Mühe und meine Kräfte.“

Trotz der Beschränktheit der äußeren Lebensbedingungen, — seine Einkünfte aus den Diensthandlungen haben 300 Thlr. kaum überschritten —, und unter den Stürmen der Zeit führte er zweieinhalb Monat nach dem Amtsantritte seine Christiane in das neue Heim, das ihm nun erst im vollen Sinne werden sollte, was es bedeutet. Am 18. Oktbr. 1796 wurde die fröhliche Hochzeit auf Haus Weile bei Hattingen gefeiert. Selten ist durch frohe, wie durch ernste und schwere Tage ein Eheleben

wahrhaft glücklicher gewesen, als dieses unter dem Segen des würdigen „Bischofs von Gahlen" im Schatten uralter Bäume zu Weile begründete. Christiane folgte verständnisvoll dem geistigen Streben ihres Gatten und der Richtung seines innersten Wesens. Freudig trat sie aus den glänzenderen Verhältnissen des elterlichen Hauses in die Zeiten der Beschränkung und die nachfolgenden des mannigfaltigen, oft jähen Wechsels zwischen auf und ab, Sonnenschein und Regen. Vornehm in ihrem Wesen und Auftreten, hegte sie doch, als gute Pfarrfrau, ein mildes, gütiges Mitempfinden für andere. Es war, so erzählte man mir, ein schöner Anblick, wenn sie bisweilen, an seiner Seite sitzend, ihm sanft und still die Hand drückte, so oft eine schöne Bemerkung seines edeln Geistes sie erfreute. Gern arbeitete sie an ihrem mütterlichen Handwerke neben seinem Schreibtische, an dem er sich in Bücher oder Akten vergraben mußte. Häufig begleitete sie ihn in späteren Jahren auf seinen Dienstreisen. Mit welcher Verehrung und Liebe er hinwieder zu ihr emporblickte, nach Art des echt deutschen Mannes, setzen wir gelegentlich, besonders durch Mitteilungen aus seinen Briefen, ans Licht. Konnte er, im Drange der Geschäfte, manche Erheiterungen des äußeren Lebens nicht teilen, er wußte es doch stets so einzurichten, daß ihr wenigstens sie nicht fehlten.

Der 21. Oktbr. 1797 schenkte dem jungen Paare den ältesten Sohn, den der Vater in der Kirche unterm Strohdache auf Gustav Ludwig taufte. Dem Tauffeste, am 27., wohnten die würdigen Altvordern, die Urgroßmutter Bürgermeisterin Huffmann, die Großmutter Heintzmann, der Großvater Natorp als Paten bei.

Hückeswagen hatte damals unter den letzten Drangsalen des ersten Koalitionskrieges hart zu leiden. So kostete auch die junge Predigerfamilie ein Vorspiel der allerdings viel schrecklicheren Heimsuchung in den Freiheitskriegen. Das Herzogtum Berg, das erst 1815 an Preußen fiel, mußte sich die Durchzüge der französischen Truppen gefallen lassen. Gelegentlich derselben quartierte einmal der General, spätere Marschall, Ney seine rohen Scharen in dem kleinen Orte ein. Die lutherische Kirche richtete man zu einem Heumagazin, Natorps Wohnung zu einer Schneiderwerkstatt her. In dieser Drangsal wurde es ihm selbst und dem Städtchen

zu einer wahren Wohlthat, daß er der welschen Sprache mächtig war. Als Dolmetsch für die Leiden der Bewohner vermochte er durch freundliche Vorstellungen den französischen Befehlshaber zu mancher wesentlichen Milderung seiner Befehle; auch die Offiziere trugen seinen Bitten gern Rechnung.

Diese Dienste in Verbindung mit der Gewissenhaftigkeit und dem Geschick bei der Wahrnehmung seiner seelsorgerischen Obliegenheiten sicherten ihm eine treue Anhänglichkeit seiner Gemeinde und des ganzen Ortes, obschon er eine nur kurze Spanne Zeit in Hückeswagen bleiben sollte. Auch Natorp fühlte sich in dem bergischen Heim äußerst glücklich. Er gedachte, so bezeugt sein ältester Sohn, seiner Gemeinde, als seiner „ersten Liebe", stets „mit Ruhm und Freude". Er sagte einmal, in der 1803 zu Essen gehaltenen Huldigungsrede: „Ich schäme mich nicht zu bekennen, daß ich nicht ohne rührende Rückerinnerung das Bild jenes Bethauses mir vorstelle, in dem ich vor einigen Jahren als Diener des Herrn stand, obgleich es nur ein Bethaus unterm Strohdache ist. Es würde mir hart dünken, wenn man verlangen wollte, ich sollte die Freude, die ich unter jenem Dache empfand, hier durchaus vergessen."

Bereits im Sommer 1798 erhielt er einen Ruf an die lutherische Gemeinde zu Essen. Sein Entschluß stand gleich fest. „Morgen," so heißt es in einem Briefe an Böcker, „geht meine Antwort nach Essen ab. Ich verlasse Hückeswagen, aber mit empfindlichem Schmerze. Die Gemeinde beweiset mir ihre Zuneigung immer stärker. Sie hat mich durch ansehnliche Anerbietungen gleichsam bestürmt. Reformierte und Katholiken haben sich mit den Lutheranern vereinigt, um mich hier zu halten. Aber so wehe es mir thut, so bin ich doch nach vernünftigen Überlegungen genötigt, diese Liebe abzuweisen. Ich verliere vieles, das ich nie wieder bekomme. Ich will hoffen und will alle Fügungen der Vorsehung für gut halten." — Zu den „vernünftigen Überlegungen", die ihn zu seinem Entschlusse zwangen, rechnet man, ohne Floskeln gesprochen, mit Grund die Gehaltsverbesserung und die Möglichkeit, seinem Söhnchen dereinst die Mittel höherer Bildung leichter zuzuwenden. „Als mein Vater," so schreibt das Tagebuch dieses seines Sohnes, „nach Essen berufen wurde, wo er ein Gehalt von 500—600 Rthlr. klevesch zu erwarten

hatte, glaubte er, in den Himmel versetzt zu sein. In Hückeswagen mochte sich die ganze Einnahme auf 300 Gemeinthaler belaufen."

Am 11. Septbr. 1798 traf er mit seiner kleinen Familie in der alten „Kaiserlichen freyen Reichsstadt" ein; am 17. hielt er seine Eröffnungspredigt.

III. Essen.

Seit der frühesten Jugend war Natorps Leben bislang eine eigentliche Wanderung gewesen. Zwei Jahre nur blieb er bei den Eltern in Gahlen, bevor er, ein 14jähriger Knabe, zur Gymnasialbildung nach Wesel ging; dann verbrachte er kaum 3 Jahre auf der Hochschule, dreiviertel in Elberfeld, zwei in Hückeswagen. Nun sollte der Fuß einmal länger rasten. Und doch war die Essener Zeit wiederum nur die Vorbereitung für die größere und größte Lebensaufgabe; dies aber auch in vollstem Sinne.

Als Vierundzwanzigjähriger trat er nun in ein größeres Gemeinwesen, vor höhere Anforderungen, als er bislang gekannt hatte. Aber wie schon seine zu Anfang der Essener Thätigkeit gehaltenen Reden bekunden, brauchte er nicht vor den in ihn gesetzten Erwartungen zurückzuschrecken. Aus einer frühen Blüte hatte sich bereits eine Frucht entwickelt, die zu reichen und edeln Neubildungen die Keime in sich schloß. Fleißiges Forschen in Schriften und in der Menschenwelt, sinnige Betrachtung eigener und fremder Erlebnisse hatten ihm außer der Naturgabe die Vorzüge zu eigen gemacht, die man schon damals an ihm rühmte: freudige Schaffenslust und unablässige Ausdauer in Verfolgung seiner Ziele, Lauterkeit des Gemütes und redliche Gesinnung, Milde und Freundlichkeit bei Beurteilung anderer, den ernsten Willen, dem Schlechten oder Verkehrten womöglich gleich beim ersten Aufkeimen des Unkrautes kräftig entgegenzutreten; alles getragen, wie es nicht anders sein kann, von festem Vertrauen zum Lenker der Welt. Auch die von den Berufensten an ihm hoch gepriesene Gabe der Rede trat bereits schön entwickelt in Thätigkeit: die scharfe Gliederung und Durchdringung des jedesmaligen Gegenstandes, die klare und vielseitige Entfaltung des Hauptgedankens unter Beihilfe einer reichen Einbildungskraft,

die einfach schöne, körnige und kräftige Sprache mußten, bei der tiefen Wärme für die Wahrheit des Gesagten, die Herzen seiner Zuhörer gewinnen. Dazu empfahl sich der jugendliche Prediger auch durch eine schöne Persönlichkeit und wohlklingende Stimme.

1. Stadt und Gemeinde.

Die ehemalige Reichsstadt Essen, Sitz einer Fürst-Äbtissin, war zu Natorps Zeit nur noch eine dürftige Skizze mittelalterlicher Blüte. Die Steinkohle, dieser reichste Schatz ihrer Umgebung, die sie heute zu einem weltberühmten Industrieorte erhoben hat, lag noch ziemlich unbenutzt für größere Zwecke im tiefen Schoß der Erde. Ausgedehnte Felder und Gärten umsäumten ja noch in der Mitte dieses Jahrhunderts Wall und Graben der alten Befestigungen, dort, wo jetzt Krupps zahllose Schlote rauchen oder feine Straßenreihen sich herumschwingen. Unter den Stürmen der französischen Zeit schrumpfte dann auch die bäuerliche Wohlhabenheit, deren sich die niedere Bürgerschaft immer noch erfreut hatte, mehr und mehr zusammen. Natorp zieht im Jahre 1809 einen Vergleich zwischen diesen beiden Zeiten: „Euer Acker brachte damals noch auch den Minderbegüterten das tägliche Brot; eure Gewerbe erhoben manches Haus zur Wohlhabenheit; der eigentlich Verarmten gab es nicht viele unter euch, und den wenigen, die der Hilfe bedurften, ward durch eure und eurer Vorfahren Mildthätigkeit alle erforderliche Unterstützung. An die Stelle jener glücklichen ist nun freilich eine schlimmere Zeit getreten. Während auf der einen Seite die Lebensweise üppiger und der Bedürfnisse mehrere geworden, hat auf der anderen Seite das äußere Wohlergehen einen empfindlichen Stoß erlitten, und viele klagen, daß Handel, Gewerbe und Verdienst stocken. Schon jetzt habt ihr der Verarmten weit mehrere unter euch, als zu der Zeit, da ich zu euch kam.“

1803 fielen Stadt und Stift Essen nach §. 3 des Reichsdeputationshauptschlusses an die Krone Preußen. Einsichtige Leute fügten sich gern in diesen Wechsel, aber eine große, vielleicht die größere Zahl der Bürger schied mit Schmerz und Vorurteil aus den alten Verhältnissen. Natorp hatte am 24. Juli 1803 die Huldigungspredigt zu halten. Es kam darauf an, die Gemüter

beiderseits in die richtige Bahn zu leiten. Der Prediger veranschaulichte zuerst die Macht des Wechsels aller Dinge mit einer Beredsamkeit, daß die Leute lebendig fühlen mußten, wie jeder sich einmal vor diesem Tyrannen zu beugen hat. Dann aber ergriff er die Hand der Sterblichen, um sie über alle Veränderlichkeit des Irdischen zu dem emporzuführen, der die Dinge dieser Zeit unter seiner Botmäßigkeit hält und alles so fügt, daß die Menschen, die ihm folgen wollen, zur Erkenntnis und Verehrung des bleibenden Gutes erweckt werden. Damit war bei den Verständigen der Boden für die Mahnung gewonnen: „Fügt euch in die neue Ordnung unserer Verhältnisse, ohne euch einerseits einer unkeuschen Freude, andererseits aber auch, ohne euch einem ungeziemenden Schmerze zu überlassen; bemühet euch vielmehr, in allen Stücken die christlichen Tugenden eines guten Bürgers zu erfüllen. Wir sollen unsern Blick erweitern, daß wir alle Ereignisse, die sich mit uns zutragen, zugleich als Anstalten Gottes betrachten, durch die er uns erziehen, durch die er bewirken will, daß sein Reich auf Erden immer allgemeiner werde." Diese Mahnung war damals in Essen besonders wohl angebracht. Bereits nach drei Jahren ging ja das Stift in französische Hände über; das Jahr darauf wurde es dem Großherzogtum Berg einverleibt. Im Frühlinge des Unglücksjahres hatten sich französische Truppen in die Stadt gedrängt; Blücher aber schickte von Münster aus preußische Abteilungen, um die Fremdlinge zu verjagen. In Erwartung der Dinge, die nun kommen mußten, bemächtigte sich der Bürger eine allgemeine Bestürzung. Es war gerade am Karfreitage (28. März). Natorp, der nachmittags die Predigt hielt, trat auf die Kanzel mit den Worten: „Seid stille, denn dieser Tag ist heilig; bekümmert euch nicht" (Nehemiah 8, 11), und wußte die Gemüter so zu stillen, daß man noch lange nachher mit Dankbarkeit von dieser Karfreitagsrede sprach.

Die lutherische, wie die reformierte Gemeinde zu Essen hatten sich um die Mitte des 16. Jahrhunderts gebildet; die Stadt, die auf der Grenze des ehemaligen Herzogtums Sachsen liegt, war den Einflüssen von Wittenberg, wie von Holland gleichmäßig zugänglich gewesen. Anfangs dieses Jahrhunderts mochte die lutherische kaum mehr als 1400 Glieder zählen.

(Natorp bemerkt nämlich einmal, daß in seiner Gemeinde 170 schulpflichtige Kinder seien; diese mögen, sagt er, $^1/_8$ der Gesamtzahl ausmachen.) Ihre drei Prediger — neben Natorp die Pfarrer Bährens und Magister Hummel — hatten also Gelegenheit zur allseitigsten Entwicklung ihrer Thätigkeit. Die inneren Verhältnisse der Gemeinde fanden bei Natorp rühmende Anerkennung. Es mag wohl angebracht sein, aus seinen Worten ein kleines Gemeindebild jener Zeit hier zusammenzusetzen. Am Schlusse seiner Essener Wirksamkeit sagte er in öffentlicher Rede u. a.: „Ihr habt mir in den elf Jahren unserer Verbindung auch keinen einzigen Tag Verdruß gemacht. Ich hatte in einer Gemeinde zu thun, die von der Biederkeit, Treue und Gottesfurcht ihrer Vorfahren noch sehr viel aus dem Strudel des Verderbens gerettet hatte. Werkthätige Liebe galt als heilige Pflicht, die gern geübt wurde. Zahlreich fand sich die Gemeinde zu den Gottesdiensten ein und hörte die Vorträge ihrer Geistlichen mit ernster Andacht und Teilnahme. Ich redete zu euch, als zu meinen Freunden, in Liebe. Ihr habt von jeher den Ruhm gehabt, daß unter euch auf guten Unterricht und gründliche Religionserkenntnis gehalten wird; ihr sehet den Nutzen der Bildung ein und gebt mit Freudigkeit dafür: ihr setztet durch freiwillige Zulage die Lehrer in den Stand, sich ihrem Amte und den Kindern ausschließlich und mit weniger Nahrungssorgen zu widmen. Parteiungen und Sektenwesen hieltet ihr eifrig fern. Wir Geistliche haben vor der Gemeinde ein Muster kollegialischer Eintracht gegeben und hoffentlich auch hierdurch das Reich Jesu Christi, unsers Herrn und Meisters, gefördert; wir haben als Freunde und Brüder zusammen gelebt, zusammen studiert, zusammen gewirkt; wir haben nie einer des anderen Werk gehindert.“ Den Mitgliedern des Konsistoriums (Presbyteriums) giebt er das Zeugnis: „Ich habe mich glücklich geschätzt, mit solchen rechtlichen, für das Wohl der Gemeinde so verständig besorgten Männern im Bunde zu stehen; sie fanden ihren Ruhm darin, Ordnung und Recht zu erhalten, Verwirrung zu verhüten, Eintracht und Gemeingeist zu fördern, Freunde und Gehilfen ihrer Pfarrer und Jugendlehrer zu sein.“ „Die Lehrer haben durch ihre rastlose Thätigkeit und Amtstreue eine bleibende Stelle in meinem Herzen gewonnen.“ Er verschweigt einige

Mängel nicht; namentlich vermißt er einen würdigen, schönen Kirchengesang, als die Hauptzierde des Gottesdienstes. Auch das Pfarrgehalt entsprach nicht mehr den Zeitbedürfnissen: „So lange ich als Prediger unter euch stand, habe ich diesen Punkt nicht zur Sprache bringen mögen, um nicht bei dem einen oder anderen, der es hätte übel deuten können, in den geringsten Verdacht des Eigennutzes zu geraten; jetzt aber, da ich scheide und dieser Verdacht nicht mehr statt haben kann, thue ich es um eurer selbst und um der Ehre eurer Kirche willen. Wir haben nicht ohne Nahrungssorgen unser Amt unter euch verwaltet, haben nicht durch unser Amt unsern Unterhalt gefunden."

Seine Grundsätze bei der Amtsverwaltung finden sich in einigen Sätzen angedeutet: „Mit Eifer und Ernst studierte ich meine Wissenschaft; mit inniger Andacht forschte ich in den heiligen Büchern unseres Bundes; nicht selten arbeitete ich auf Unkosten meiner Gesundheit, um nur mich selbst des Amtes eines christlichen Predigers immer würdiger und für die Gemeindeglieder immer nützlicher zu machen. Nie habe ich, das wisset ihr, sektiererische Lehre verkündet; nein, nur das reine Evangelium Jesu; und ein jeder, zu welcher Kirchenpartei er auch gehören mochte, konnte meine Vorträge ohne Anstoß und Ärgernis hören. Nie habe ich jemandem, weder im geheimen, noch öffentlich, Abneigung gegen Andersdenkende und Andersglaubende eingeflößt. Eurer Jugend habe ich die Religion des Christentums immer in ihrem wahren milden Lichte dargestellt, um auch für die Zukunft dem Greuel eines unchristlichen und verderblichen Sektenhasses vorzubeugen und eure Kirche je mehr und mehr zu einem Tempel der Liebe zu erhöhen. Es ist uns ja allen das nämliche Tagewerk aufgegeben: unseres Gottes Werk zu wirken, Gutes zu thun, die Sünde zu meiden, Menschenelend zu mindern, Frömmigkeit und Frieden zu verbreiten, unser Herz zu läutern, unsern Geist zu verklären. Eifert also, daß der Glaube an Gott und Jesum sich immer thätiger unter euch erweise durch Werke der Weisheit und Gerechtigkeit. Eifert, daß die christliche Hoffnung eines ewigen Lebens euch immer mehr Freudigkeit und Stärke gebe, Gottes Gebote zu erfüllen und Gottes Schickungen zu erdulden. Wenn irgendwo Leichtsinn, Üppigkeit, Sittenverderbnis

und Irreligion sich hervorthun wollen, dann zeiget auf die lauteste Art euern Abscheu dagegen; bietet jeder Untugend kräftigen Widerstand, unterdrückt überall das Laster bei seinem ersten Keimen. — Die Güter, die wir besitzen, sind nicht unser Eigentum, sie gehören der Menschheit; und was wir davon haben, ist uns von Gott zur Verwaltung anvertraut, damit wir sie wieder zum Besten der Menschheit, zur Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt verwenden."

Daß die hier niedergelegten Grundsätze nicht als schöne Redensarten in eine Abschiedsrede hineingestickt, sondern während der Amtszeit befolgt worden sind, bezeugt die warme Anhänglichkeit, die ihm die Gemeinde lange über seine Essener Zeit hinaus und manche Familien über sein Grab hinaus bewahrt haben, bezeugt auch das rege kirchliche Leben zu Essen, das, wie man mir oft versichert hat, noch Jahrzehnte nach seinem Abschiede das Gepräge seines Wesens trug. Die Sprache seiner Reden war einfach und kräftig und wandte sich ebensowohl an den Verstand, wie an das Herz; von Dogmatik, Exegese und Geschichte, von Sprüchen und Liedern findet man in ihnen nicht mehr als eben notwendig; aber sie wenden sich an die angeborenen Gefühle für die Wahrheit, denen das Herz immer lauschen muß.

2. Das Schulwesen.

„In Essen," so bemerkt Natorps ältester Sohn einmal, „erhielt mein Vater die Richtung auf ein Gebiet, das er von da an mit besonderer Liebe pflegte, und das ihm hierfür besondere Auszeichnung einbrachte, das Schulwesen." — Diese besondere Auszeichnung ward ihm allerdings für seine Verdienste auf dem eben bezeichneten Arbeitsfelde; nur soll man den Mann der Kirche dabei nicht zurückstellen, vielmehr — nach unseren früheren Bemerkungen — im Auge behalten, daß nach Natorps Grundanschauung Kirche und Schule bei der Förderung wahren Menschenglückes Hand in Hand zu gehen haben. Was er aber bei Niemeyer und in Elberfeld auf pädagogischem Gebiete mit vielem Eifer erlernt hatte, das konnte seine Gabe für das Unterrichts- und Erziehungswesen in Essen zuerst vielseitiger und eingreifender entwickeln. Die dortigen Schulen bedurften damals einer gründlichen Aufbesserung. Die Katholiken der

Stadt hatten noch ein Gymnasium nach damaligem Begriffe, das sog. Josephinum, ein paar Elementarschulen und im Nonnenkloster eine Mädchenerziehungsanstalt; die Reformierten eine zahlreich besuchte Volksschule mit nur einem Lehrer; die Lutheraner zwei gleich mangelhaft eingerichtete Volksschulen, daneben die Trümmer eines ehemaligen Gymnasiums, dessen vier Klassen fast zusammenhangslos von je einem Lehrer bedient wurden. Mängel überall: keine Aufsicht, kein äußerlich oder geistig verknüpfendes Band. Die Elementarlehrer unterrichteten oft weit über 100 Kinder der verschiedensten Stufen in demselben Zimmer. Die Volksschulen waren, nach dem „edelen Schweizer von Burgsdorf" zu reden, „künstliche Erstickungs- eher als Bildungsanstalten". Den Lehrern fehlte es an genügender Vorbildung. „Im höheren Schulwesen," bemerkt Natorp, „stand alles in merkwürdigem Widerspruche mit dem Zeitgeiste," — d. h. die meisten gerade der wohlhabenderen Bürger hatten keine Gelegenheit, ihren Kindern den Unterricht erteilen zu lassen, der sie „zu guten Menschen und tüchtigen Gliedern ihres Standes herausbildete". Daher fühlte dieser große und wichtige Teil des Volkes auch hier, daß er in der Allgemeinbildung mit der Zeit nicht mehr fortschritte. Die Gymnasien waren nur auf gelehrte Unterweisung angelegt, fingen mit Latein an, hörten mit Latein auf; gerade das, was den meisten unter diesen strebsamen Leuten das Anziehendste und Bedeutendste war, fiel höchstens als Nebensache der obersten Klasse zu und wurde auch hier nur mangelhaft gelehrt. Obendrein lag das evangelische Gymnasium, wie Direktor Dr. Tophoff in den „Geschichtlichen Nachrichten über die höheren Schulanstalten zu Essen" (1862, Beilagen zum Programm des Kgl. Gymnasiums) berichtet, ganz darnieder. Die evangelischen Bürger hatten in der Reformationszeit, 1564, eine Stadtschule in der Hospitalkirche am jetzigen Kopstadtplatze gegründet. Diese Anstalt blühete unter einem aus dem Kollegium des Josephinums wegen seiner protestantischen Ansichten verstoßenen Lehrer Namens Peter Scharpenberg rasch empor. Ihren höchsten Aufschwung nahm sie im 18. Jahrhundert unter der Leitung des gelehrten Zopf (1719—1774). Dieser Mann begünstigte auch schon eine mehr realistische Richtung; er hatte die Neigung für sie aus seiner pietistischen Jugenderziehung mitgebracht. Auch eine große Anzahl

auswärtiger Schüler besuchte die Hospitalschule. Nach Zopfs Tode aber wechselten Direktoren und Lehrer zu häufig; es fehlte wiederholt an einer tüchtigen leitenden Kraft. Der Eifer der Bürger für die Schule erlahmte in gleichem Niedergange. 1790 hatte der Direktor Hummel keinen Schüler in seiner vierten (d. h. der obersten) Klasse; ebenso ging es bald dem „Prorektor" und dem „Rektor"; nur der „Konrektor" unterwies noch ein paar Zöglinge in seinem Hause. 1805 war die ganze Anstalt zu „einer traurigen, unbrauchbaren Ruine" geworden, während das katholische Josephinum doch noch eben weiter atmete. Der König überwies dem evangel. Gymnasium zur Aufbesserung der Lehrergehälter die Einkünfte der ehemaligen Vikarie ad beatam Mariam virginem; allein die Kriegs- und Domänenkammer zu Hamm, unter deren Aufsicht die Schule stand, konnte nur von andauerndem Verfalle berichten. Nun unterzog der Minister von Massow das Essener Schulwesen einer Besichtigung. Man erzählt, er habe in den Klassenzimmern des Hospitals zwar keine Schüler, wohl aber in der „Quarta" ein artiges Frühstück vorgefunden. Da endlich donnerte es. „Eine Schulkommission sollte über die Mängel und Fehler der Schulanstalten in der evangel. Gemeinde genauen Bericht erstatten und Vorschläge zur Besserung thun." Zu Mitgliedern dieser Kommission waren ernannt die Herren Engels, Müller, Schniewied, Bährens, Natorp, von Halfern und Christian Huyssen. Nun erzählt Dir. Tophoff, der Prorektor Heinrich hätte schon 1803 eine Denkschrift bei der Regierung zu Düsseldorf eingereicht; und die von ihm mitgeteilten Einzelheiten über die Ursachen des Verfalls der Schulen stimmen fast wörtlich mit den Ausführungen einer damals von Natorp veröffentlichten Schrift, des später zu besprechenden „Grundriß", überein. Sollten beide Verfasser nach den gemeinsam gepflogenen Verhandlungen geschrieben haben? Doch steht das Recht der Ursprünglichkeit wohl auf Natorps Seite, weil er seine Ansichten als sein Eigentum dem allgemeinen Urteile unterbreitet hat, indem er sein Buch veröffentlichte. Die Kammer entschied nach dem Gutachten der Kommission: „Die Grundlage der Umgestaltung sollte nach dem Gesichtspunkte bestimmt werden, daß die Hospitalschule nicht mehr als Gymnasium fortbestände, sondern in möglichster Vollkommenheit einer Mittel-

und Bürgerschule anzupassen wäre.“ Nach den 1806 eingereichten Vorschlägen derselben Kommission sollte dann die Bürgerschule ins Leben treten. Inzwischen aber kamen die Franzosen, und 1814 fand die preußische Regierung die Angelegenheit so wieder, wie man sie vor der Knechtschaftszeit gelassen hatte. Erst eine Reihe von Jahren später, nach mühevollen Verhandlungen mit dem katholischen Kirchenvorstande, wurde die Einrichtung eines paritätischen Gymnasiums für die Bürger beiderlei Bekenntnisses angeordnet.

Wir haben die Erörterung dieser Schulfragen in ausführlicherer Darlegung gegeben, einmal, weil sie ein Bild damaliger Zustände abspiegelt, dann auch, weil sie Natorps erste größere Schrift pädagogischen Inhaltes, den „Grundriß zur Organisation allgemeiner Stadtschulen“, Essen bei G. D. Bädeker, 1804, ein Werk, auf das Niemeyer in seinen „Grundsätzen“ als ein Muster seiner Art hinweist, veranlaßt hat. Da die kleine Stadt in dem Josephinum eine Gelehrtenschule, wenn auch katholischen Bekenntnisses, hatte, so schlug Natorp vor, dem Bildungsbedürfnisse der höheren bürgerlichen Jugend namentlich in Beziehung auf Mathematik, Zeichnen und Französisch, Fächern, deren Vernachlässigung am meisten bedauert wurde, durch Errichtung einer neuen Art Stadtschule entgegenzukommen. Dieser Stadtschule gliederte er den Elementarunterricht mit ein. Auch die Bildung der Mädchen sollte sich bis zu einer gewissen Altersstufe anschließen. In zwei Unterklassen wurde der gewöhnliche Elementarlernstoff abgeschlossen; drei Oberklassen gaben den Bürgersöhnen, denen es Zeit und Mittel gestatteten das Studium fortzusetzen, auch Unterricht in Mathematik, Zeichnen, Technologie, Geschichte, Geographie und Naturkunde, sowie „praktische Logik“ und Bekanntmachung mit der Landesverfassung und den Gesetzen; von fremden Sprachen wurde nur das Französische beibehalten. Hier haben wir also schon die Idee einer Realschule unserer Zeit. — Der einleitende Teil der Natorpschen Schrift ist für uns von besonderer Wichtigkeit. Er enthält eine Abhandlung über „allgemeine Menschenbildung“ in Pestalozzischem Geiste. „Traurig, höchst traurig ist es, gewahr zu werden, wie wenig die bisherigen Schulanstalten für Menschenbildung geleistet haben. Daß wir bei der unvernünftigen Ausbildung, die man

von Amts wegen bemüht ist uns zu geben, nicht an Geist und Herz gänzlich verkrüppelt worden, das ist ein untrüglicher Beweis dafür, daß, wie es Buch der Weisheit 12, 1 heißt, Gottes unvergänglicher Geist in uns wohnt. Wären unsere Elementarschulen rechter Art, so würde in ihnen zu dieser allgemeinen Bildung der Grund gelegt: die Sinne würden geübt, die Aufmerksamkeit geweckt, der Verstand zum Nachdenken geschärft, die Urteilskraft belebt, der Sinn für das Schöne und Gute rege gemacht, das Sprachorgan gebildet. Auch in vielen der bisherigen Mädchen-Erziehungsanstalten hat man den Sinn für Wahrheit und Pflicht unangeregt gelassen und dagegen die Wurzel des Bösen, Scheinsucht und Kleinigkeitsgeist, mittelbar oder unmittelbar genährt. Besser mag es in Klosterschulen aussehen; aber Erziehung zur Humanität und eigentlichen Weiblichkeit ist man nicht berechtigt von Frauenspersonen zu erwarten, die einen wichtigen Teil der weiblichen, wie der menschlichen Natur öffentlich und von Amts wegen ausgezogen und abgelegt haben." — „Wahrlich, es gehörten, um in einer Angelegenheit, die vor allen andern mit Vernunft behandelt werden sollte, so unvernünftig zu Werke zu gehen, jener Sklavensinn und jene Geistesverstocktheit dazu, die zur Schande und zum Verderben der Menschheit aus der Hierarchie und dem Systeme kirchlicher Theologen hervorgegangen sind." — In der untersten Klasse soll nun mit Anschauungs-, Verstandes- und Sprechübungen, mit einfachen moralischen Erzählungen, mit Zeichnen, Handarbeiten, Gesang und Spiel und mit den ersten Leseübungen der Grund gelegt werden. Soweit ist Natorp ganz Pestalozzianer; doch verlangt er schon, daß die von den Kindern am meisten gescheuten pestalozzischen Denk- und Sprechübungen nicht gesondert behandelt, sondern in einfacher Weise mit jedem Unterrichtsgegenstande verbunden werden sollen. Dem Schematismus war er von vornherein abhold. Aber die Bildung der Sprache an jedem Gegenstande ist ihm so „überaus wichtig für das Denken des Menschen und seinen Umgang mit andern, daß es sich wohl der Mühe lohnt, eine ganz eigene Aufmerksamkeit und Sorgfalt in der Schule darauf zu verwenden." — Für den Unterricht in Religion und Sittenlehre verlangt er vor allem einen Lehrer, der vom Geiste der Liebe erfüllt ist und das Gemüt der Kinder versteht.

„Hohe, sehr hohe Zeit ist es,“ sagt er dann weiter, „daß man von dem herztötenden Mechanismus des leidigen Katechismuswesens zurückkomme und auf eine der Natur des menschlichen Geistes angemessene Art für die Bildung des jugendlichen Herzens sorge. Am allerwenigsten halte man an dem Vorurteile fest, daß der Sinn für Tugend und Religion vorzüglich durch das Lesen biblischer Historienbücher, das Erlernen der mosaischen Gesetzestafeln, der Bußpsalmen und vieler biblischer Sprüche befördert werden müsse;“ — man solle dafür den Kleinen „die einfachsten Begriffe von Recht und Liebe einflößen, sie dabei auf Gott hinweisen, der von allem, was ist, der Urheber sei und sich in allen seinen Werken und Wegen als einen weisen und liebevollen Vater und als einen heiligen Gesetzgeber offenbare.“ Erst für die Oberstufe empfiehlt er ein Leben Jesu. Wegen dieser Sätze wurde er von manchen Seiten, sogar von seinem Freunde Pfarrer Busch zu Dinker angegriffen. Wie er aber die Sache eigentlich meinte, erhellt aus dem beigefügten Worte „unseres philosophischen Landsmannes“ Fr. H. Jacobi: „Es ist ein Lumpenkram um alle gelernte Religion und um alle erlernte Moral.“ — Für den Unterricht der Mädchen in einer gesonderten Oberklasse sah der Grundriß namentlich die Bekanntmachung mit guten Schriftstellern und eine Anleitung zum Verständnis derselben vor.

Im Kapitel über das Lesenlernen begrüßt N., einer der ersten, die soeben erschienenen Schriften von Olivier und Stephani über die Lautiermethode: „Es liegt am Tage, nicht nur, daß der nunmehr gefundene Weg der richtigere sei, sondern daß er inskünftige zum großen Zeitgewinn für Lehrer und Schüler allgemein wird zu betreten sein.“

Besonderen Wert legte der Grundriß auf die Eingliederung des Gesangunterrichts in den Lehrplan der Schule; und da Natorps Name in den meisten Schriften über ihn mit Betonung seiner Verdienste um die Hebung des Gesanges in Schule und Kirche erscheint, so verweilen wir bei Beleuchtung seiner Bemühungen um die Sache etwas länger. Gern rückte er seinen Zeitgenossen Luthers Kraftworte über die Tonkunst vor die Augen. „Wer Musikam liebt, der ist guter Art“, eröffnet den betr. Abschnitt im Grundriß. „Dr. Luther hat gesagt,“

schrieb N. einmal seinen Enkeln Gustav und Adelbert, „Wer die Musik nicht liebt, der muß wohl ein rechter Klotz sein.“ Es war aber nicht seine Vorliebe für die Königin der Künste allein, die ihn bewog, mit aller Kraft für die Neubelebung des Gesanges in den Schulen einzutreten. Seine eigentliche Grundanschauung bezeichnet der 34. Paragraph seines Buches: „Seit langer Zeit scheint die Erlernung der Musik nur ein Vorrecht der mittleren und höheren Stände geworden zu sein. Man sollte aber nicht länger mehr säumen, sie in alle ihre Rechte wieder einzusetzen und sie in alle Bildungsanstalten einzuführen, damit der düstere Sklavensinn, der in den Schulen der neueren Völker einheimisch geworden zu sein scheint, womöglich von ihnen entweiche. Sie wird nicht bloß zur angenehmen Abwechselung und zur Ermunterung der Kinder dienen, sondern sie wird auch die jugendlichen Herzen zur Heiterkeit und Fröhlichkeit stimmen, den Sinn erheben und dadurch die Gemüter fürs Schöne und Gute öffnen.“ Die musikalische Bildung der Volkslehrer muß damals nicht weit hergewesen sein. So bemerkt Balster, ein Standesgenosse: „Die Organisten in den Kirchen waren durchgängig höchstens fähig, den Choral nach seiner Melodie mit beziffertem Baß notdürftig zu spielen, manche aber konnten überhaupt nur eine kleine Zahl auswendig „vortragen“. Es gab Gemeinden, in denen man nur 6 bis 8 Kirchenweisen sang, und dieser Gesang und das begleitende Orgelspiel waren oft ohren- und herzzerreißend, die ursprüngliche Melodie wegen ihrer Entstellung nur mit Mühe herauszufinden.“ Durch Wiederbelebung des Gesanges in den Schulen wurde nun die Ausbildung der Lehrer in der Tonkunst notwendig. Sodann sollte sich, so dachte Natorp, die Liebe zum Gesang von der Schule auch in das kirchliche und Volksleben verpflanzen. Damit hing die Veredelung des Volksgeistes überhaupt zusammen. Wie richtig diese Rechnung war, konnte Natorp noch zu seinen Lebzeiten freudig wahrnehmen. In den Seminarien zu Potsdam, Luchau und Züllichau, zu Soest, teilweise auch in den katholischen zu Büren, Langenhorst und Paderborn arbeitete man später nach seinen Schriften mit schönstem Erfolge. Wir erkennen auch in dieser Bemühung um den Volksgesang das dem Schulmanne

hell leuchtende Ziel der Vereinigung der pädagogischen Thätigkeit mit der für Kirche und Volk wieder. Er, der von der trockenen Belehrung aus Katechismus und Sprüchen wenig Vorteil für die religiöse und moralische Bildung des Volkes erwartete, versprach sich desto mehr Gewinn für sie von der Pflege des Gesanges in Schule und Gemeinde; und die Erfahrung hat ihm hierin recht gegeben.

Aus der Pestalozzischen Richtung hatten schon namentlich die beiden Schweizer Pfeiffer und Nägeli den Schulgesang sich angelegen sein lassen. Nägelis „Gesangbildungslehre" (Zürich 1810) wurde von Natorp ihrem Verdienste entsprechend gewürdigt. Doch schritt ihm der Schweizer zu steif in den Schuhen der Pestalozzischen Systematik. Mit Prof. Lindner in Leipzig fand er, daß man über der Methode, — dies war ja das Schlagwort der damaligen Schulmeister —, die, streng geordnet, mit rhythmischen und dynamischen Übungen die Kinder lange plagte, ehe sie an die Melodie kamen, ihnen gerade die Hauptsache, die Lust zum Singen, raubte. Schon in seiner 1802 verfaßten „Schulbibliothek" hatte er seine besonderen Ansichten angedeutet. Nun glaubte er selbständig vorgehen zu müssen. Er wollte die getrennten Bestandteile der Gesanglehre so vereinigen, daß er mit kurzen musikalischen Sätzchen, denen er Worte unterlegte, begann und von Stufe zu Stufe mit der Melodie die Gesetze der Kunst in einfachster Weise entwickelte. Im „Grundriß" beschränkte er sich auf die Hauptzüge der neuen Lehrweise: „Singen lehrt man die Kinder zum ersten Anfange am besten durch deutliches sanftes Vorsingen. Man nimmt, — denn streng methodisch zu verfahren, wie in einer eigentlichen Musikschule, wird die übrige Einrichtung einer Elementarschule schwerlich gestatten —, von einer einfachen, angenehm ins Ohr fallenden Melodie zunächst nur die erste Zeile, den ersten Abschnitt, singt ihn zwei- oder dreimal sanft und deutlich vor, läßt dann 3 oder 4 von den zur Musik tüchtigeren Kindern das Vorgesungene zwei- bis dreimal mitsingen, nimmt dann bei jeder ferneren Wiederholung immer mehr Mitsänger dazu, bis sie endlich alle mitsingen. Haben nun alle die erste Zeile ein paarmal gesungen und die Weise dadurch inne bekommen, so nimmt man die zweite Zeile, u. s. w." — Die vollständige Entwickelung seiner

Lehrweise gehört einer späteren Zeit an. Die erste Verwertung der sog. Ziffernmethode, bei der man Ziffern statt Noten als Tonzeichen gebraucht, war in Deutschland ebenfalls Natorps Werk; in Frankreich hatte schon Rousseau einen Anfang mit ihr versucht. „Sie erschien," sagt Balster, „vielen Lehrern als ein ersehntes Erleichterungsmittel." Schelble wandte sie mit Glück auf dem Königl. Musikinstitute zu Stuttgart an. Übrigens verwahrt sich Natorp dagegen, daß man seine Lehrweise nach dieser Nebensache bezeichne, da er auch Noten neben den Ziffern bestehen lasse, letztere also nur als unwesentliches Merkmal gelten. Als Natorps Bücher über Gesangunterricht erschienen waren, traten zahllose Schriften in ihre Bahn, — ein Zeichen dafür, daß seine Methode wenigstens ein sicher erreichbares Ziel verfolgte. Der Darmstädter Hoforganist Rinck schrieb damals (1817, 4. Oktbr.) an Natorp: „Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für das gütige Geschenk Ihrer zwei vortrefflichen Werke. Die Gesangmethode Ew. Hochwürden besitze ich schon, und ich kann Hochdieselben versichern, daß keine Methode über den Gesang mich so angesprochen und so meine Wünsche erfüllt hat, wie die Ihrige. Ich benutze sie deshalb bei meinem Unterrichte und habe sie auch vielen Schullehrern empfohlen. O, möchte doch dieses Werk in recht viele Hände kommen und dadurch auch den Ruhm des Herrn Verfassers immer mehr verbreiten." In neuerer Zeit urteilt noch Widmanns „Methode des Schul- und Chorgesanges": „Die methodische Anordnung und Verteilung des Lehrstoffes verdient unsere Hochachtung vor dem alten Meister; sie läßt nichts zu wünschen übrig, und für eine bessere Gesangmethode in Volksschulen mag noch gar vieles dem Natorpschen Werke entnommen werden."

Der „Grundriß" begegnete verschiedenen günstigen Besprechungen, u. a. in der Leipziger Litteraturzeitung durch den Schuldirektor Gedicke. Die Leipziger Bürgerschule wurde nach dem Buche umgestaltet. „Ein untrüglicher Beweis," schrieb N. erfreut an Böcker, „für die Ausführbarkeit meiner Ideen, wo man nur guten Willen hat." Mit Beziehung auf seine Stadt Essen konnte er freilich diesen guten Willen von seiten der französischen Behörde nicht mehr erwarten.

Hielt Natorp von dem Nutzen des bis dahin üblichen Religionsunterrichtes auf der untersten Stufe nicht viel, so

suchte er um so eifriger das Verständnis der heil. Schrift unter der reiferen Jugend und dadurch weiter bei den Erwachsenen zu befördern. Daher rührte wohl der Plan, den er — nach einer Buchhändleranzeige von 1799 zu schließen — ursprünglich mit seinem Amtsbruder Bährens gemeinsam entworfen hatte, später aber, 1802, selbständig durchführte, die Bibel in einer gedrängten Fassung und möglichst in der Sprache der Neuzeit den Leuten wieder nahe zu bringen. Dies geschah durch die Abfassung der „Kleinen Bibel, für Freunde einer zweckmäßigen Bibellektüre und zunächst für die erwachsene christliche Jugend bearbeitet". — „Möchte doch," so wünscht er in der Einleitung zu diesem Buche, „auch durch den kurzen Inbegriff der heil. Schrift die Einsicht in die Offenbarungen Gottes berichtigt und erweitert, die Lust zur Erkenntnis der Wahrheit geweckt und genährt, die Achtung gegen die Männer Gottes und ihre heiligen Schriften gegründet und befestigt, vornehmlich aber die Ehrfurcht und Liebe gegen Jesum geläutert und befördert, und durch dieses alles das Reich der Weisheit und Tugend verbreitet werden." „Der Leser möge," heißt es ferner in der Vorrede zur 2. Auflage, „dieses Buch nur in die Gattung der auf das Lesen der heil. Schrift vorbereitenden Hilfsschriften rechnen und beachten, daß hier der Inhalt der biblischen Bücher ins kürzere zusammengezogen worden, um die Übersicht derselben zu erleichtern." — Der Inhalt ist nun allerdings meist „ins kürzere zusammengezogen", gelegentlich aber auch durch Ausmalung und Nebenbemerkungen wieder veranschaulicht worden. So heißt es z. B. in der Bibel: „Im andern Jahre des Reiches Nebukadnezars hatte Nebukadnezar einen Traum, davor er erschrak und aufwachte." Dies giebt das Buch so: „Der König N. lag einst auf seinem Ruhebette und dachte darüber nach, wie es einmal mit der prächtigen Stadt, die er so sehr verschönert, und mit dem großen Reiche, das er erobert hatte, gehen würde. Er schlief über diesem Gedanken ein und hatte einen erschrecklichen Traum. Als er erwachte, konnte er sich nicht mehr deutlich darauf besinnen." Damit führt das Buch den Leser in den geschichtlichen und psychologischen Zusammenhang der Begebenheit ein. Zugleich ist das Wunderbare in der nachfolgenden Deutung des Traumes durch Daniel — auf rationalistische Weise, würde man man jetzt sagen — gemindert

worden. Wie das Buch biblische Aussprüche in die Redeweise unserer Zeit zu kleiden suchte, davon gebe das bekannte Paulinische Wort Römer 1, 17 ein Beispiel: „Es wird ja darin geoffenbart, daß Gott begnadigen wolle alle, die ihm glauben, und daß Er bestrafen wolle alle Menschen, die die Wahrheit durch ihr gottloses Wesen aufhalten!" Die kräftige Sprache der Lutherschen Übersetzung wird demselben Zwecke zuliebe allerdings mitunter geschwächt; z. B. Matth. 22, 34: „Als die Pharisäer hörten, daß Jesus die Sadduzäer zum Schweigen gebracht hätte" — für: „den Sadduzäern das Maul gestopfet hätte". — Diese Schrift Natorps ist viel gelesen und auf höheren Schulen benutzt und, so sehr auch die Orthodoxie es verurteilt hat, in seiner Weise neuerdings wieder anerkannt worden. Niemeyer begrüßte freudig auch diese Arbeit seines ehemaligen Jüngers und führte das Buch sofort auf den Gymnasien der Franckeschen Stiftungen ein. Man versuche es nur einmal, die biblischen Bücher nach Natorps Anweisung von gereifteren Schülern zu behandeln, — ich schlage z. B. die wunderschöne Darlegung des Buches Ruth vor —, und man wird einer besonders regen und warmen Teilnahme seitens der jugendlichen Zuhörer gewiß sein können.

3. Erweiterung der schulamtlichen Thätigkeit.

Natorps Schriften und erfolgreiche Amtswirksamkeit verfehlten nicht, die Augen der preußischen Behörden, die namentlich in der neuen Volksbildung einen Hebel für die Wiederaufrichtung des Staates nach den letzten Schicksalsschlägen erblickten, auf ihn zu lenken. Bald folgten lockende Anerbietungen. Schon 1805 hatte ihm die feingebildete Fürstin Pauline von Lippe-Detmold vorgeschlagen, das Amt eines Generalsuperintendenten in ihrem Ländchen zu übernehmen; Natorp hatte jedoch auf den Ruf nicht eingehen können, weil er lutherisch, Lippe aber reformiert wäre. „Auf meine Veranlassung," schrieb er an seinen Freund Scheurich, Prediger zu Neumarkt in Schlesien, „ist Weerth von der Fürstin berufen und wird wahrscheinlich dem Rufe entsprechen." Weerth, ein Schwager des nachmaligen Bischofs Roß, war zu jener Zeit Prediger in Kettwig (1805). Aus einem anderen Briefe

an denselben Scheurich vom April 1806 haben wir dann Nachrichten über Pläne, die ihm von der preußischen Regierung unterbreitet wurden. „Es ist zwischen Berlin und Paris zu Diskussionen gekommen, und allem Vermuten nach läßt sich der König von Preußen wieder abfinden, wie gewöhnlich. Du kannst Dir nicht vorstellen, was für ein widerwärtiger Geist jetzt in unsern Gegenden weht. Der Pöbel wünscht Preußen verdrängt zu sehen, vorzüglich der katholische Pöbel, aber nicht sowohl aus Vorliebe für die französische Oberherrschaft, als vielmehr aus Haß gegen die preußische und aus religiöser Intoleranz. Wir sind voll Erwartung der Dinge, die nun kommen sollen. Ich fürchte, daß der König endlich und zuletzt noch seine sämtlichen Besitzungen diesseits der Weser wird abtreten müssen. Wäre dies der Fall, so würde es auch auf mein persönliches Schicksal Einfluß haben. Die Hammsche Kammer hat mir nämlich zu wissen gethan, daß man mich im Lande zu behalten wünsche, und daß man auf die Verbesserung meiner Situation bedacht sei. Würde Westfalen abgetreten, so könnte ich also leicht in den Fall kommen, mein Vaterland verlassen zu müssen, wenigstens wenn man mir einen konvenablen Posten im Preußischen jenseits der Weser antrüge. Dahingegen hätte ich ganz andere Aussichten, wenn der König seine westfälischen Provinzen in ihrem vormaligen Umfange behauptete. Anfangs nämlich war ich in Vorschlag gebracht und fast schon designiert worden, die Direktion eines projektierten großen Schullehrer-Seminars für die Provinzen Kleve, Mark u. s. w. zu übernehmen. Die Ausführung dieses Projektes fand Schwierigkeiten, weil die Fonds des Weseler Seminars am Orte haften. Der Minister von Massow und der Kammerpräsident von Vincke haben Vertrauen zu meinem guten Willen. Diese eröffneten mir daher eine andere, noch erwünschtere Aussicht. Ich wurde als Professor der praktischen Theologie und Pädagogik auf der projektierten neuen westfälischen Landes-Universität zu Münster in Vorschlag gebracht, mit der Weisung, daß ich vornehmlich die Direktion des pädagogischen Seminars, zu dem ich auch einen Organisationsplan habe entwerfen müssen, übernehmen sollte. Die Okkupation von Hannover mit der Universität Göttingen und der Verlust des Herzogtums Kleve können nun auch dieses Projekt wieder vereiteln und schöne Hoffnungen für

mich zu nichte machen. Mein westfälisches Vaterland ist mir gar zu lieb, sonst wäre ich vielleicht nach Dänemark gezogen, wohin mir vor zwei Monaten eine gute Aussicht eröffnet war. Jetzt stehe ich und wurzele in mich hinein, die Wendungen des Schicksals mit ruhiger Ungeduld abwartend. Wir fürchten nur, daß an Eurer Grenze wieder ein neuer Krieg ausbrechen möge."

Inzwischen (1804) hatte er das Schulkommissariat (eine Art Inspektion) für den Bochumer Schulkreis, der sich über die märkische Gegend zwischen Dortmund und Essen erstreckte, im Auftrage der Kammer zu Hamm übernommen. — „Wir sind hier," schreibt er an seinen Freund Scheurich in Schlesien, „mit dem Zustande unseres Schulwesens sehr unzufrieden, obwohl der Minister v. Massow unsern Schulen den Vorzug vor den oberländischen einräumt. Doch Westfalen hebt sich. Es thun sich immer mehr wackere Männer hervor. Die Theologen gehören zu denjenigen, die sich vor anderen Ständen durch Fortschritte in den Wissenschaften auszeichnen." Er suchte nun die Lehrer und Geistlichen, wo er Freunde unter ihnen hatte, für die Schulsache zu begeistern. „In der Abundanz seines Schulmeistermutes," den er an sich rühmen konnte, war er redlich bemüht, „in starker Hoffnung fürs Stückwerk der Erde zu schulmeistern." Bei den Konferenzen, die er einrichtete, und die zahlreich besucht waren, ließ er die Lehrgegenstände besprechen und übend behandeln. In erster Reihe galt es ihm, den Verstandes- und Sprechübungen bei den noch Uneingeweihten Aufnahme zu verschaffen; ein größerer Lehrer-Verein unter seiner Leitung setzte eine Preis-Aufgabe über diesen Gegenstand aus; — freilich wurde sie von nur wenigen Bewerbern unternommen und kaum befriedigend von drei Holsteiner Lehrern gelöst! Die Schulprüfungen sollten zugleich Schulfeste sein; sie lockten manche Besucher herbei, da gewöhnlich N. selbst dabei Lehrproben gab. Die Lehrer ermunterte er zu freudigerem Schaffen dadurch, daß er ihre äußere Lage nach Kräften aufbesserte, tüchtige Männer anstellte, amtliche Feste, wie Einführungen, Amtsjubiläen und Beerdigungen, in ihren Kreisen und durch Mitwirkung der Geistlichen auszeichnete. So hielt er selbst dem bewährten alten Lehrer Böcker in Essen nach dessen Heimgange im Jahre 1808 eine schöne Gedächtnisrede über 2. Könige 23, 17. Die Pestalozzische Lehrweise in vollem Umfange

einführen zu wollen, wäre bei dem damaligen Bildungsstande der Lehrkräfte ein Fehler gewesen. Obendrein war N. wie schon angedeutet, kein strenger Pestalozzianer. Das allzu systematisierte, in mancher Hinsicht zu künstliche Verfahren dieser Schule begegnete bei ihm lebhaften Bedenken. Als selbständig vorgehender Mann war er überhaupt kein Systemreiter. „Er hielt", so bezeugt Balster, „nicht kleinlich und ängstlich auf eine bestimmte Methode; die einfachste war ihm stets die beste, und er gestattete hierin dem Lehrer gern Freiheit." Nur Veraltetes und geradezu Fehlerhaftes wies er bessernd zurück. Der Leiter eines Seminars erbat sich später einmal nähere Angaben über die ihm erteilte allgemein gehaltene Verfügung. Natorp gab ihm zur Antwort: „Sie haben den Geist der Instruktion erfaßt; das Übrige bleibt Ihnen zu ermessen. In Fesseln kann sich kein Mensch gut bewegen; am wenigsten ein Schulmann." Wie schon aus seinem „Grundriß" hervorgeht, wollte er jedesmal das wählen, was ihm Zeit, Ort und Mittel, vor allem die Menschen zu bieten und zu gebieten schienen. Bei seinen Neugestaltungen ging er offenbar von der Überlegung aus: hat man den richtigen Mann, so darf man auf günstigen Erfolg am sichersten rechnen. Darum bemühete er sich um Heranbildung eines neuen tüchtigen Lehrerstandes und hierbei um das besonders, was den Lehrer zu einem verständigen und frommen Manne machte. Somit, scheint mir, muß man das gewöhnliche Urteil über ihn: „er zählte zu den hervorragendsten Pädagogen der Pastalozzischen Schule", vernünftig beschränken. Die Grundgedanken des großen Schweizers fanden ja an ihm einen Anhänger; des weiteren aber schlug er vielfach seine eigenen Wege ein. So sagte er über den Unterricht in der Muttersprache: „Was man (d. h. Pestalozzi) Unterricht in der deutschen Grammatik und Rechtschreibung nennt, ist für unsere niederen Volksschulen von geringer Erheblichkeit, wie auch die Erfahrung hinlänglich beweist. Die Hauptsache ist, daß die Wörter und Wort-Verbindungen richtig begriffen werden." („Briefwechsel", 8.) Kurz, von seinem Pestalozzianismus bleibt nur übrig, was er einmal (26. Dezbr. 1845) an die märkischen Lehrer über sich bekundete: „Was Pestalozzi angeht, so habe ich nur mit wohlüberlegtem, verständigem und besonnenem Eifer

gesucht, seinen pädagogischen und didaktischen Ideen Eingang zu verschaffen." Wenn er selbst ein so vortrefflicher Lehrer war, wie seine Zeitgenossen von ihm rühmten, so verdankte er dies natürlich in erster Linie der Vorbereitung unter einem Niemeyer, seiner nie geschlossenen Forschung und Beobachtung, seiner Fähigkeit, den jedesmal beherrschenden Gedanken des Gegenstandes herauszufinden und ihn nach allen Seiten so zu erörtern, daß die Schüler, wie in der Kirche seine Zuhörer, die in lichtvoller und kräftiger Sprache dargelegten Begriffe leicht erfassen und aus ihnen von selbst weiter schließen konnten; — er verdankte es aber nicht minder der weisen Besonnenheit, die ihn vor allen Abschweifungen und Übergriffen sicher stellte. — Mehr als Pestalozzi mochte ihm damals noch der Domherr von Rochow gelten, so daß sein Bemühen dahin ging, von Rochows Lehrweise sanft in das Pestalozzische Fahrwasser hinüberzuleiten — oder auch in seine eigenen Wege! Rochow zumal hatte einen warmen Nacheiferer in der Grafschaft Mark; das war der Graf von der Recke, der auf seinem Gute Overdyck (in Natorps Briefwechsel unter „Teichheim" erwähnt) eine Musterschule (Seminar) gegründet hatte und denen, die ihn darum ersuchten, gern seinen Rat oder tüchtige Lehrer gab. Natorp würdigte das Bestreben des Grafen und seine Erfolge nach Gebühr: „Es mag wohl in keiner Schule das Rochowsche System so vollkommen angewendet und ausgebildet sein, wie in dieser, und es ist noch die Frage, ob nicht der Domherr von Rochow dieser Anstalt, wenn er sie kennen gelernt hätte, den Vorzug vor Reckan würde eingestanden haben."

Als Schulinspektor rief er mit gleichgesinnten Freunden auch einen Verein von der Art, die er stets für besonders fruchtbar hielt, ins Leben, „Die Gesellschaft von Schulfreunden in der Grafschaft Mark". Sie hatte ihren Sitz zu Weitmar bei Bochum; auch der Elberfelder Wilberg nahm an ihren Verhandlungen teil. Letztere, die wiederum nicht sowohl neue Systeme aushecken wollten, als zum Zweck hatten, die Lehrgegenstände, die der Zeit und dem Bildungsstande des Volkes angemessen waren, genauer zu begrenzen und den richtigen Stufengang des Unterrichts festzulegen, gaben Natorp später Veranlassung, seinen „Briefwechsel", der so viel Gutes gestiftet hat, zu

schreiben. Auch die „Quartalschrift für Religionslehrer, bearbeitet von einer Gesellschaft westfälischer Gelehrten“, die er herausgab, und die in vier Jahrgängen (1804—1809), geziert mit den Bildnissen des kath. Priors Hoogen, der Prediger Möller, Ehrenberg und Krummacher, bei Bädeker erschien, enthielt manche unterrichtliche Aufsätze. Mitarbeiter waren außer den genannten Männern Natorps Freunde: Pfr. Alemann zu Bielefeld (unterzeichnet mit -mn), Deegen zu Lingen (L-D), Busch zu Dinker, Bährens zu Essen, Reche, Pilger zu Weslar. Sie wurde bis in Holland hinein viel gelesen, und Natorp wandte ihr damals mit Vorliebe seine Zeit und Kräfte zu.

Die Erfolge der vielseitigen Arbeit Natorps für die Hebung des Volksschulwesens scheinen schon damals recht lohnende gewesen zu sein. Balster wenigstens urteilt: „Das Schulwesen in den Grafschaften Mark und Berg (?) entfaltete sich rascher, als in den übrigen preußischen Provinzen, so daß Friedrich Wilhelm III. den Verlust seiner westlichen Gaue 1807 gerade darum so besonders bitter empfand, weil in Kirchen- und Schulsachen man dort weiter wäre als in anderen Ländern.“

Natorps Thätigkeit im allgemeinen erforderte mehr als die Kraft eines gewöhnlichen Arbeiters; mit der gewissenhaften Wahrnehmung seiner Amtspflichten, den dabei notwendig werdenden Reisen, Konferenzen und Schreibereien verband er noch eine recht umfangreiche schriftstellerische Beschäftigung und briefliche Korrespondenz. 1200 mal, bemerkt er in seiner Abschiedspredigt von 1809, trat er als Prediger zu Essen auf die Kanzel, „noch häufiger redete ich in Euern Familienkreisen bei Euern häuslichen Festen“. Außer den schon besprochenen Schriften verfaßte er damals noch folgende: Entwürfe zu Predigten über die Perikopen, in Verbindung mit Deegen von 1806—1809; Predigten über das Buch Ruth; 2 Bände Predigten und Beiträge zur Veredelung der kirchlichen Andachten; Fibel oder Elementarbuch für den ersten Unterricht in deutschen Schulen mit Holzschnitten (erlebte 8 Stereotypauflagen); das Konfirmationsfest zu Essen 1809; Lancaster, der einzige Schulmeister unter 1000 Kindern in einer Schule, aus dem Englischen übersetzt, 1808. Diese letztere Schrift, die 1817 eine Ergänzung durch „Andreas Bell und

Joseph Lancaster, Bemerkungen u. s. w." erhielt, beleuchtete die damals vielfach, aber unverständig bewunderte Einrichtung englischer Armenschulen mit den dort befolgten Lehrweisen und wies darauf hin, daß man in Deutschland das Elementarschulfach schon weit besser gefördert hätte. — Endlich schrieb er auch mehrere Aufsätze für Gutsmuts „Pädagogische Bibliothek".

4. Litterarische und persönliche Beziehungen.

Die Schriftstellerei führte zu mehreren lohnenden Bekanntschaften, aus denen hin und wieder auch eine neue Freundschaft erwuchs. Aus der bergischen Amtsthätigkeit schon rührten die Beziehungen zu J. W. Reche, Dr. theol. und Konsistorialrat, her. Er war 11 Jahre älter als Natorp, ein Sohn des bergischen Landes (geb. 1763 zu Lennep), Natorps unmittelbarer Vorgänger an der luther. Gemeinde zu Hückeswagen, dann Prediger an St. Andreä zu Mülheim am Rhein. Er lebte als Junggeselle und trug die bekannten Züge eines so Vereinsamten an sich. „Ich habe es," so schreibt er in seinem letzten Briefe an Natorp (am 30. Dezbr. 1834, zehn Tage vor seinem Tode), „nicht so weit bringen können, wie Sie. Ich dachte thörichterweise immer an Leibnitz, an Kant u. a., oder an solche, die mit dem Heiraten wenigstens noch eine Weile zögern, um, wie sie glaubten, mit dem Kopfe nicht zurückzubleiben." Er war ein ebenso fruchtbarer Schriftsteller, wie gewissenhafter Prediger. In einer Übersicht führte er Natorp auf dessen Wunsch einmal auf, was er geschrieben hatte; es waren 11 Sachen meist philosophischen und ästhetischen Inhaltes, dazu Predigten, die Natorp in mancher Hinsicht als mustergültig bezeichnete. Auch gab er ein Gesangbuch für die luther. Gemeinden im Herzogtum Berg heraus. Im Provinzialgesangbuche von 1834 finden sich zwei Lieder von ihm, und das „Zaget nicht, wenn Dunkelheiten" wird immer noch gern gesungen.*) Mit Natorp, dessen theologische Grundanschauung er teilte, und Pfr. Gräber wurde er 1830 von der Universität Bonn zum Doktor der Theologie erhoben. In dem nämlichen

*) Es ist auch in dem neuen „Gesangbuch für Rheinland und Westfalen" von 1893 enthalten.

Jahre legte er sein Amt nieder, um den Lebensabend auf dem von ihm erworbenen Bauerngute Schnepfenhof zu Wesseling unweit Köln im Genusse einer schönen Umgebung zu verbringen. Eine gewisse Verbitterung über Menschen und Verhältnisse, dazu die Sorge wegen eines Leidens, dem er auch nach fünf Jahren erlag, geleiteten ihn in diese Abgeschiedenheit. „Von dem Predigerstande“, schrieb er an Natorp 1831, „bin ich nun abgesondert, und ich muß gestehen, zu meiner großen Freude. Als Pfarrer hat man mit gar zu vielen schwachen oder neidischen, frömmelnden, falschen, dünkelhaften Brüdern zu thun, wird oft in gar zu unnötige Thätigkeit gesetzt, sieht oft gar zu wenig Frucht von den Arbeiten vieler Tage, erntet gar zu oft, wo man Beifall verdient hätte, nur den Tadel der Unkundigen, muß sich gar zu oft von den Oberen necken, vom Pöbel bekritteln, von dummen Reichen durch verächtliche Mienen, Worte und Thaten sich herabsetzen lassen, und nicht selten wird es schwer, in allen diesen und ähnlichen Verhältnissen den pflichtmäßigen stoischen Gleichmut zu bewahren. Ich lebe jetzt stiller, aber doch vergnügter, als je, und die heitere Luft, die ich atme, giebt mir auch jetzt noch Kraft und Trieb zu geistiger Thätigkeit. — Nasse und Arndt sind einmal bei mir gewesen; Sack, Nitzsch und Augusti scheinen mit mir nicht zu sympathisieren, vermutlich, weil sie mich für einen starrköpfigen Rationalisten halten.“ Über das verderbliche körperliche Leiden erzählt er 1834: „Ein Barbier verletzte mich vor etwa 5 Jahren an der rechten Seite der Oberlippe, und diese kleine, fast gar nicht zu achtende Verletzung hatte ein Geschwür zur Folge, das krebsartig zu werden drohte, obgleich es gar nicht schmerzte.“ Er suchte an verschiedenen Orten, aber vergebens, Heilung. „Am 9. Januar“, so schrieb Lehrer Preßler zu Mülheim am Rhein unter dem 16. Januar 1835 an Natorp, „kehrte er nachmittags 5 Uhr von einem Spaziergange zurück, fühlte sich unwohl, und kurz vor 11 Uhr schon war der hochverehrte Mann nicht mehr unter den Lebenden. Noch in den letzten Weihnachtstagen war ich bei dem lieben Verwandten; er sprach besonders viel und mit großer Liebe von Ew. Hochwürden. Sie standen dem Vollendeten so nahe, vielleicht am nächsten.“

Die im Halleschen theologischen Kränzchen gewonnenen Freundschaften hielt Natorp zeitlebens warm; er war, wie in Halle,

so späterhin die Seele dieses Kreises. Gar zu oft verfliegt doch unter dem Drange und den Wirren des Lebens die studentische Freundschaftsbegeisterung; aber wie er einst die Freunde sorgsam gewählt hatte, so wollte er sie auch ferner einander und sich erhalten. Durch Briefe und Besuche, durch Ermunterung zur Teilnahme an höheren Bestrebungen wußte er sie immer wieder heran zu holen. An Scheurich zu Neumarkt in Schlesien schreibt er 1805: „Ein herrlicher Zufall führte Deinen Brief in meine Hände, als gerade Alemann und Deegen bei mir zum Besuche waren. Ja, Alemann kam zu gleicher Zeit mit Freund Waldthausen, der mir Deinen Brief überbrachte, hier an. Sei Du samt dem Geschicke dafür gepriesen, mein teurer Scheurich! Wie gern hätten wir auch Dich hier in unserer Mitte gesehen! Wie oft haben wir von Dir gesprochen, und mit welcher Wonne haben wir uns in die alten Zeiten zurückversetzt! Mit Petersen veranstalteten wir ein Rendezvous in einem benachbarten Dorfe; der kleine Kephas nimmt sich gut. Er ist ein wahres Gotteswort vom Lande." Dieser Petersen, Karl Friedrich, geb. 17. März 1773, der Sohn eines Lehrers zu Linden a. d. Ruhr, stand zu Weitmar bei Bochum als Prediger. Er hatte Natorps erste Bekanntschaft in Halle gemacht, als er ihm ein Briefchen von Christiane Heintzmann überbrachte (1792). Seitdem war N. sein ein und alles, der Ratgeber und Helfer bei allen wichtigen Angelegenheiten seines Lebens; und dieser hielt große Stücke auf ihn, trotz der mancherlei Schrullen, die der kleine Kephas zuweilen ausheckte. „Er wirkt," so schrieb N. ein andermal an Scheurich, „als Gotteswort rühmlichst fort. Es will ihm freilich noch immer nicht gelingen, seinem Wesen die gehörige Politur zu geben; aber er erwirbt sich wahre Verdienste um seine Gemeinde und ist allgemein beliebt." Ein Bruder dieses P., Pfarrer zu Wengern a. d. R., wurde Amtsgenosse des ältesten Sohnes Natorps; noch einer war Pfarrer zu Ratingen.

Aus der Essener Zeit stammte die Lebensfreundschaft mit dem Parabeldichter F. A. Krummacher, damals Prof. theol. et eloquentiae zu Duisburg. „Ich muß Dich poetischen Mann," schreibt N. an Scheurich, „noch auf eine herrliche Poesie unseres Krummacher aufmerksam machen, die unter dem Titel „die Kinderwelt" erschienen ist. Dieses Büchelchen wiegt eine Menge

Almanache und Gedichtsammlungen, wie sie jede Messe zu Dutzenden hervorbringt, an innerem Werte auf. K. schildert die Erscheinungen, Empfindungen und Spiele der Kinderwelt und stellt sie in Kontrast mit dem Gewühle des Lebens der Erwachsenen. Ein Rezensent im „Freimütigen" weiset dieser Poesie ihren Platz neben Thomsons Jahreszeiten an." Der Verkehr mit dem Dichter gestaltete sich noch reger, als nach der Aufhebung der Duisburger Hochschule durch Napoleon Krummacher in dem Essen benachbarten Kettwig Prediger wurde.

Ehrenberg und Eylert gehörten ebenfalls in den Kreis befreundeter Schriftsteller. Über den ersteren schrieb N. an Scheurich: „Eines der nächsten Hefte unserer Quartalschrift wird vielleicht mit dem Bildnisse unseres als Hofprediger nach Berlin gehenden Landsmannes Ehrenberg geschmückt sein. Ich mache Dich auf seine Schriften aufmerksam, vorzüglich auf sein Buch über die Veredelung des Menschen und auf seine Reden. Ich bedauere es sehr, daß dieser von Körper kleine und an Geist große junge Mann uns verläßt" (1806). — Über Eylert: „Unser E. ist nach Potsdam gekommen; Du wirst seine litterarischen Arbeiten kennen; sie zeichnen sich durch eine Fülle von Phantasie und Herzlichkeit aus" (1808).

Wollten die „Brüder" träge werden, so erhielten sie gelegentlich einen Stoß. Eine derartige Strafpredigt mußte Scheurich hören: „Leider fand ich nur ein paar flüchtige Zeilen von Deiner Hand, und damit konnte ich nicht zufrieden sein. Ich hoffe, Du wirst es noch von den Zeiten unseres Bruderbundes her fühlen, daß wir uns an eine gewisse Ungenügsamkeit gewöhnt haben, die von dem Bruder etwas mehr, als das Gewöhnliche, zu fordern geneigt ist. Wenigstens ist es mir, wenn ich so ein Briefchen von einem der Brüder ohne bestimmten Inhalt erhalte, beinahe noch zu Mute, wie damals in unserm Kränzchen, wenn einer aus unserer Mitte sich erdreistete, eine oberflächliche Abhandlung vorzulegen. Erinnerst Du Dich noch, wie mich der Eifer um den Kränzchendienst in den Harnisch brachte, als unser Freund B. eine flüchtig geschriebene und ohne Salz und Kraft abgefaßte Abhandlung über „den Sohn Gottes" einreichte und ich als der erste Opponent mein Gutachten darüber mit der demütigen Behauptung anfing, es wäre in der ganzen Abhandlung

kein wahres Wort, und mich hinsetzte und für die nächste Session einen eigenen Aufsatz über den Gegenstand schrieb? Siehe, dieser nämliche Eifer lebt noch in meinem Gemüte, und ich rate Dir wohlmeinend, denselben nicht durch solche Briefchen weiter zu exzitieren." Auch des Breslauer Hermes erwähnt ein Schreiben an Scheurich. „Diesem Manne verdanke ich mit meiner Frau viele angenehme Stunden, die er uns durch seine Schriften bereitet hat. Versichere ihm doch meine innige Verehrung, — vorausgesetzt, daß er so brav ist, wie man sich ihn nach seinen Schriften denken muß. In früheren Jahren, da ich der Donna zu Ehren wohl einmal den Pindus hinankroch, habe ich aus „Sophiens Reisen" Lieder komponiert; hier erhältst Du auf einem Blättchen eine dieser Kompositionen, deren Melodie ich neulich auch in einer Schule singen hörte, — zum meiner Verwunderung, weil ich dergleichen Dinge nur fürs Haus komponiert habe." — Dies Lied ist das Hermessche „Ich hab' von ferne", das jetzt meist nach anderen Weisen, z. B. „Wie sie sanft ruhn", oder „Nun preiset alle", gesungen wird. Die Natorpsche innige Melodie war in der Familie wohl bekannt; ich konnte aber den Notentext nicht ausfindig machen.

In seiner Abschiedsrede von 1809 erwähnt N. mehrere schöne Freundschaften, die ihm auch die Stadt Essen erworben habe. Hierher gehören die Namen Waldthausen, Engels, Kopstadt, Korte, v. Clermont, vor allem der Name G. D. Bädeker. — Diesen Mann, den das allgemein bekannte Verlagsgeschäft als seinen eigentlichen Gründer ehrt, verband, wie mancherlei äußere Beziehung, so besonders innigste Geistesverwandtschaft mit Natorp fürs Leben. Sein Vater, Zacharias Bädeker († 1800), war in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von Dortmund nach Essen übergesiedelt, wo er unter dem Titel eines „Fürstlich Essendischen Hofbuchdruckers" eine Druckerei und seit 1775 auch die „Neuesten Essendischen Nachrichten von Staats- und Gelehrten-Sachen" leitete. Gottschalk Diedrich vertrat in dieser Zeitung eine durch und durch deutsche Gesinnung und gab ihr zugleich mit dem neuen Namen „Allgemeine politische Nachrichten" eine Bestimmung über das Weichbild der Abteistadt hinaus für Rheinland und besonders Westfalen. Es ist dasselbe Blatt, das 1860 als „Essener Zeitung", jetzt als „Rheinisch-Westfälische Zeitung" zugleich das Hauptorgan für den Gewerbfleiß des

hochbedeutenden Industriebezirkes am Niederrhein und in Westfalen bildet. 1803 hatte der unternehmende Mann die Helwingsche Universitätsbuchhandlung in Duisburg gekauft, die er dann, als Essen preußisch wurde, nach seinem Wohnort verlegte und mit einem größeren Umfang bedachte. Natorp zu Essen und Krummacher zu Kettwig waren die ersten Gelehrten, deren Werke in den jungen Verlag kamen. Mit Ausnahme seiner frühesten Schriften sind Natorps Bücher alle bei G. D. Bädeker erschienen. „Die kleine Bibel," so schrieb Herr Julius Bädeker in Essen an den Verfasser dieser Lebensgeschichte, „war der erste Verlagsartikel, durch den mein Vater mit dem deutschen Buchhandel in Verbindung trat." Das Buch führte bei seinem ersten Erscheinen 1802 den Titel: „Kleine Bibel. Für Freunde einer zweckmäßigen Bibellektüre und zunächst für die erwachsene christliche Jugend bearbeitet von B. C. L. Natorp"; — jetzt einfach „Die kleine Bibel". — In seiner Schrift „Zur Erinnerung an die Feier des 100jährigen Geburtstages G. D. Bädekers" bemerkt Herr Julius B.: „Auch nicht das leiseste Mißverständnis hat das 40jährige persönliche Verhältnis unseres Vaters mit jenen Ehrenmännern getrübt. . . . Die kleine Bibel Natorps und Krummachers Parabeln waren die Grundsteine des Bädekerschen Verlags und trugen wesentlich dazu bei, den Ruf der Firma aus der damals ganz unbedeutenden namenlosen Stadt in weitere Kreise Deutschlands zu bringen." Nach dem Tilsiter Frieden hatte der neue Landesherr, Joachim Murat, Großherzog von Berg, Bädeker zum Munizipalrate der Stadt ernannt; aber der wackere Mann verschmähte es, sich weiter, als eben not war, um französische Befehle zu kümmern, nährte dagegen in der eigenen und in der Brust seiner Landsleute die Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Nach kaum 7 jährigem Warten ging diese Hoffnung in Erfüllung, als am 11. November 1813 die ersten Kosaken und tags darauf eine Schwadron pommerscher Husaren auch der alten reichsfreien Stadt thatsächlich verkündigten, daß die Knechtschaft ein Ende hätte. Jetzt machte sich Bädeker wiederum verdient um die Wiederaufrichtung des Volkes durch Förderung der pädagogischen Litteratur. Seine patriotisch gehaltene, freimütige Zeitung wurde zudem bis tief in Westfalen hinein gelesen. Auch sonst nahm er an allen Fortschritten der

geistigen und äußeren Bildung des Volkes warmen Anteil. Häufig sahen ihn die Buchhändlermessen in Leipzig, und unterwegs versäumte er es nicht, alle Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen und bedeutende Männer aufzusuchen. „In religiöser Hinsicht," bemerkte Herr Julius B. in dem erwähnten Briefe, „war mein Vater Natorp nahe verwandt, beide überwiegend rationalistisch; er war ein frommer, rechtschaffener Christ, aber fern aller Frömmelei." Bezeichnend ist in dieser Hinsicht eine Stelle aus einem Briefe Bädekers an N. (20. Juli 1832): „In Zimmermann (Darmstadt) verlieren die Vernunftgläubigen einen kräftigen Vorfechter. Die Gegner glauben, sein schneller Tod sei von der Vorsehung herbeigeführt, um ihrer Sache vollends den Ausschlag zu geben. Die kurzsichtigen Menschen mit ihrem engherzigen Glauben!" — Am Schlusse seines wohlverbrachten, schönen Lebens schrieb er: „Bis jetzt hat Gottes Hand sichtbar über allen meinen Unternehmungen gewaltet, und in einsamen Stunden rührt mich dieser Gedanke oft zu Thränen." Wenige Jahre vor dem Abschiede seines Freundes Natorp segnete er, am 23. März 1841, 63 Jahre alt, die Zeitlichkeit. Der Buchhändler-Veteran Frommann zeichnete in seinem Jahresberichte von 1841 B.'s Charakterbild vor den zur Messe versammelten Fachgenossen mit den Worten: „Ein Ehrenmann in jeder Beziehung, in allem Maß haltend außer im geräuschlosen Fleiße, fromm ohne Sektengeist, offen und gerade ohne Schärfe, wohlwollend ohne Schwäche, von nachhaltiger westfälischer Tüchtigkeit ohne Eigensinn, im Gegenteil von einer über sein ganzes Wesen verbreiteten Ruhe und Milde." Was Herr Julius B. über die „unentwegte Freundschaft" seines Vaters und Natorps sagt, ist buchstäblich zu nehmen. Diese Freundschaft schloß sich am Hospitalplatze, dem jetzigen Kopstadtplatze, in Essen, wo Bädeker unweit des Natorpschen Pastorates zuerst wohnte. Ein schönes Denkmal hat sie sich in einem langjährigen Briefwechsel beider Männer, aus dem weiterhin mitgeteilt werden soll, selbst gesetzt.

5. Häusliches Leben.

Vom häuslichen Leben anderer Menschen läßt sich nur soweit ein richtiges Bild geben, wie es die Hausgenossen selbst gezeichnet haben; diese Zeichnung aber wird meist, mit oder ohne Grund, unterlassen oder wieder nicht treu nach der Wirklichkeit gegeben.

Wie es unter Natorps Dach herging, können wir doch aus Briefen und aus dem Tagebuche des ältesten Sohnes erkennen. Das Pfarrhaus stand der Hospitalkapelle zum heiligen Geiste gegenüber am jetzigen Kopstadtplatze; seine Spur ist unter den Umwälzungen der Zeit verschwunden. Hier, umgeben von lieben Nachbarn, verbrachte die stark heranwachsende Familie, bevor die Kriegsunruhen losbrachen, eine zwar arbeitsvolle, aber glückliche Zeit. „In meinem häuslichen Leben,“ schreibt N. an Scheurich unter dem 15. August 1808, „geht es immer noch nach bekannter Melodie. Meine Frau ist gesund, heiter, stark an Leib und Seele. Wir leben nach 12 Jahren unseres ehelichen Bundes und nach 17 Jahren unserer Bekanntschaft noch wie im ersten Jahre. Unsere Kinder sind gesund, mit gutem Geiste ausgerüstet und gedeihen. Es sind ihrer sieben an der Zahl; das jüngste ist $2^1/_4$ Jahr alt. Sie heißen Gustav, Allwina, Mathilde, Eduard, Bertha, Adelheid, Alfred. Du kannst hier bemerken, daß sich die Knaben zu den Mädchen wie im Daktylus die langen Silben zu den kurzen verhalten (— ◡ ◡), und daß ich also jetzt gerade einen halben Pentameter voll Kinder besitze.“

Aus dem Tagebuche des ältesten Sohnes mögen nun noch einige weitere Züge des uns beschäftigenden Bildes hierher gesetzt werden. „Ich habe es stets,“ schrieb Gustav N., „zu den größten Segnungen Gottes gerechnet, daß er mich in dieser Familie und von diesen Eltern hat geboren werden lassen; in einer Familie, bei der es immer hieß: Fürchte Gott, thue Recht, scheue niemand; bei der Frömmigkeit, Unschuld, Liebe und Freundschaft, Friede und Freude zu Hause waren, obschon es oft an Geld gebrach und manches Kreuz zu tragen war; — von Eltern, die mich mit unaussprechlicher Liebe, Langmut, Treue und Herzlichkeit umfangen hielten, ja, solchen guten, frommen Eltern, wie es wenige auf dieser Erde giebt. Unter viel Sorgen und Mühen haben sie uns groß gezogen, und nie hat es uns an ihrer Liebe gefehlt. Mein Vater arbeitete vom Morgen bis zum Abend, oft in die Nacht hinein. Er erzog uns Kinder mit großer Sorgfalt, achtete auf alle unsere Wege, flößte uns Liebe gegen Gott ein, bereitete uns Freude, wo er nur konnte, und ging uns mit einem solchen Beispiele vor, daß ich mich nicht erinnere, jemals etwas an ihm bemerkt zu haben, das mir mißfiel. Zweimal habe ich Strafe von ihm erhalten,

doch verdientermaßen. Ich hatte das eine Mal mit meinem Jugendfreunde Emil Krummacher den Schullehrer Schröder höchlich erzürnt, ihm freche Widerworte gegeben und war mit Emil zur Schule hinausgeworfen und meinem Vater angezeigt worden. Dafür gab er mir unvergeßliche Hiebe. Nach dieser Geschichte unterrichtete uns mein Vater selbst, im Deutschen, Rechnen, Schreiben, Singen und Latein. Samstag abend mußten wir in Gegenwart des Geheimrates Engels und der Christiane Engels, während die übrigen gemütlich ihren Thee tranken, aus unsern Lektionen aufsagen; dabei trat uns wohl der Angstschweiß auf die Stirne. Wir beide waren aber ziemlich wild und ausgelassen, und Christel bestärkte uns darin. Sie las uns aus dem Robinson vor, der unser Leib- und Magenbuch wurde, und nach dem wir unser Leben einzurichten suchten; der Blumengarten des Geheimrates mußte den Schauplatz abgeben. Meine Mutter war so ganz für den Vater geschaffen, daß die beiden eine Seele in zwei Leibern darstellten. Den Vergnügungen entsagte sie, um uns ihre Liebe und Sorgfalt im weitesten Maße angedeihen zu lassen. Tag und Nacht sorgte sie für uns, arbeitete wie die Mägde in Haus und Garten, flickte, wenn alles schon schlief und nur der Vater noch seine schriftstellerischen Arbeiten vor hatte, neben ihm unsere Kleider; kurz, was eine Mutter nur thun kann, that sie für uns, die gute, liebe Mutter! Meine Eltern hielten die alten Großeltern unbeschreiblich lieb und bereiteten ihnen Freude bei allen Gelegenheiten. Dort in Gahlen, das wir oft heimsuchten, herrschte derselbe Geist der Liebe, wie bei uns. Sonst muß ich noch bemerken, daß wir in den Häusern Cappell, Bohnstedt, Engels, Bädeker, Korte, Bährens, Kopstadt, Bölling und Waldthausen „auf dem Treppchen" am meisten Ein- und Ausgang hatten. Mein Vater schickte mich nachmals wieder in die Schule zum Konrektor Ulrich; ich lernte aber nicht viel zu dem hinzu, was ich schon bei meinem Vater gelernt hatte. Einstmals, im Herbste, als ich aus der Schule nach Hause kam, weinte meine Mutter. Ich fragte sie, warum sie weinte. „Ach, unser guter König ist von den Franzosen besiegt, und nun kommen sie auch hierher." Meine Eltern hatten immer mit großer Liebe von unserm Könige geredet, so daß auch ich ihn lieb hatte und mit der Mutter zu weinen begann. Es währte nur wenige Wochen, da rückten die Franzosen scharenweise bei uns ein; wir

erhielten starke Einquartierung, und das Brot ging uns fast aus. Da meine Eltern nur ein geringes Vermögen und dieses in Bergwerksanteilen besaßen, so mußten sie bei einem Gehalte von höchstens 600 Rthlr., einer großen Kinderschar und einem Hause voll Franzosen gegenüber gewiß oft ausrufen: Wo sollen wir Brot hernehmen hier in der Wüste? Aber mein Vater arbeitete so fleißig in Schriften, daß er uns doch keinen Mangel drücken ließ und zugleich Segen über ganz Westfalen verbreitete."

Die hier erwähnten Kriegsstürme hatten schon im Frühjahr 1806 die Stadt umdroht. „Der Prinz Murat", schrieb damals Natorp an Scheurich, „wollte auch Essen und Werden besetzen. Ehe wir es uns versahen, standen französische Truppen in unserer Stadt. Der General von Blücher in Münster, der die westfälische Inspektion kommandiert, konnte dabei natürlich nicht ruhig bleiben. Er ließ mehrere Eskadrons Kavallerie, einige Bataillons Infanterie, dann noch ein ganzes Regiment in diese Gegenden einmarschieren, um bis zur ausgemachten Sache das Land besetzt zu halten. Es war ein furchtbar schöner Anblick, als die Woberschen Dragoner von der Anhöhe herunterritten und nun mit Wehr und Waffen, mit gezogenen Schwertern und mit Geschütz einzogen. Dies geschah am Karfreitag, morgens." (Natorp hielt am Nachmittage die früher angeführte merkwürdige Predigt.) Als das Unglück des Herbstes vollen Maßes auch über Essen sich ergossen hatte, blieb den Vaterlandsfreunden nichts anders übrig, denn stille sich aneinanderzuschließen und das Unabänderliche zu tragen. Obenein hatten die Prediger fortan Napoleons Namenstag in der Kirche mit einer Predigt auszuzeichnen. Am 15. August 1808 schrieb N. unter der Last des Elends an seinen schlesischen Freund: „Es sind jetzt gerade 1000 Jahre, seit in den westfälischen Landen die erste große Revolution vorging; Wittekind starb im Jahre 808. Heute haben wir das Fest unseres neuen oder vielmehr unseres neuesten Landesherrn feiern müssen. Ich habe gepredigt über Buch der Weisheit 8, 9—15: eine Betrachtung über Männer, die Großes thun auf Erden. Der Schlußsatz war: Wenn wir von den Thaten solcher Männer mit ergriffen werden, so müssen wir um so mehr, ein jeder an seiner Stelle, unsere Schuldigkeit thun und das Übrige dem überlassen, der den Weltkreis trägt und lenkt durch sein allmächtiges Wort."

Der letzte Brief an Scheurich aus der traurigen Zeit, vom 1. Mai 1808, klingt ergreifend wehmütig, doch auch Zukunft atmend, aus: „Ich habe mit tiefer Wehmut das Schicksal unseres deutschen Vaterlandes betrauert und werde es bis an meinen Tod betrauern. Gebe uns Gott nur, ehe wir scheiden, die Freude, in der deutschen Nation den alten Geist wieder aufleben zu sehen! Hundertmal habe ich schon in meinen akademischen Jahren, als hätte ich die Zukunft, die jetzt Gegenwart ist, geahndet, die olympischen Spiele cum annexis herbeigewünscht, und hundertmal ist mir eingefallen, was Stephani so bedeutungsvoll in seinem „Grundriß" geschrieben hat: In dem Charakter einer Nation der Erde scheint, bis der ewige Friede geschlossen wird, der militärische Geist ein notwendiges Ingredienz zu sein; er ist ein Ferment zur Hervorbringung des Nationalgeistes, der gegen Stürme und Wetter hart macht. — Meine ältesten Kinder unterrichte ich jetzt selbst. Die übrigen gehen bloß bei der Mutter und beim lieben Gott in die Schule der Liebe und Erfahrung, und diese gedeihen gerade so, wie die Kaninchen, die mein Gustav dort auf dem Spielplatze weidet. Lebe wohl, mein geliebter Bruder!" — Man ergänze das Bild des warm für sein Vaterland fühlenden Mannes hier noch durch die Worte, die er 1803 in seiner „Huldigungsrede" der Gemeinde zugerufen hatte: „Meine Mitbürger, Ihr seid Deutsche, Ihr seid Deutsche! Bewahret den Ruhm der alten deutschen Treue und Redlichkeit! Meine Mitbürger, Ihr wohnt auf Westfalens Boden; lasset Euch den Ruhm westfälischer Biederkeit und Wahrheit nicht rauben! Meine Mitbürger, Ihr seid jetzt Preußens Unterthanen; wetteifert mit allen guten Preußen in weiser Liebe zum Vaterlande und in christlichem Gehorsam gegen die Obrigkeit! Wir sind ein Teil eines großen, mächtigen Staates geworden, eines Staates, der gewohnt ist, durch große und verdienstvolle Männer regiert zu werden und einen König an der Spitze zu haben, der unter den Fürsten in vieler Hinsicht eine der ersten Stellen einnimmt."

Deutsche Treue und Redlichkeit, — westfälische Biederkeit und Wahrheit, — preußisches Pflichtbewußtsein —, das sind ja in der That die Tugenden gewesen, die das Land nach kurzer Knechtschaftszeit unter den furchtbarsten Opfern gerettet haben; wer sie von andern verlangte, mußte sie selbst besitzen. Und

so mag hier, auch als Grundlage des weiter zu Erzählenden, eine Zeichnung Natorps von der Hand derer, die ihn gekannt haben, beigefügt werden. „Aufrichtigkeit, Biederkeit, Herzensgüte, Anspruchslosigkeit," so schreibt sein Enkel Dr. Gustav Natorp in Schmids Encyklopädie, „waren die Grundzüge in N.s Charakter, durch die er das Vertrauen aller, die ihm näher traten, gewann." In dem „Hückeswagener Volksblatt für Berg und Mark" wurde ihm folgende Erinnerung gewidmet: „Er war ein vielseitig gebildeter, freisinniger, dem lebendigen, organischen Fortschritte ergebener, dabei äußerst thätiger und in Wissenschaft und Kunst stets weiter strebender Mann von schlichtem und geradem, dazu mildem und tolerantem Charakter, ein echter Markaner. Obwohl von keiner hohen, stattlichen Gestalt, vielmehr von mittlerem Wuchse, wußte er doch durch sein freundliches Wesen, seine seelenvolle, wohlwollende Miene jedermann sogleich einzunehmen; denn diese Freundlichkeit und Güte, — das erkannte man bald —, war bei ihm keine Grimasse, kein bloßer Modeton, sondern kam aus dem Herzen. Er war in Essen und gewiß auch schon hier (in Hückeswagen) ein allgemein geschätzter und beliebter Kanzelredner. Seine Predigten zeichneten sich aus durch logische Gliederung und gründliche Ausarbeitung, durch Faßlichkeit des Inhaltes, durch Bestimmtheit der Begriffe und natürliche Anordnung der Gedanken, durch edle Volkstümlichkeit der Sprache und Herzlichkeit des Tones. Mit steter Rücksicht auf die wirklichen Bedürfnisse der Zeit, ohne einer müßigen Neugierde und Spekulation zu fröhnen, wählte er vorzugsweise die moralischen Ideen des Christentums zu Texten seiner Vorträge, weil er dadurch der, bei so vielen Halb- oder Verkehrtgebildeten unter seinen Zeitgenossen stark eingerissenen Gleichgültigkeit gegen das hohe, herrliche Werk Jesu, — die er tief beklagte —, am ersten glaubte entgegentreten zu können." So darf man wohl das Sophokleische auf ihn anwenden: „Ein Herz voll Milde, das nur auf Gerechtes sinnt." Freilich, wo es nicht anders ging, ließ er auch Kraft und Derbheit zu Worte kommen, um das Schlechte gleich beim ersten Auftauchen zurückzuweisen. Im Gespräche des Lebens mischte er gern den guten westfälischen Humor, dieses Erbteil des niedersächsischen Stammes, mit Vorliebe auch unter die ernste

Betrachtung. Mit warmer Anerkennung rühmte er alles gute Vorwärtsstreben, namentlich die dahin zielenden Leistungen Gleichgesinnter; Neid oder Eifersucht fanden keinen Raum in seiner Seele. Was er sagte und that, gewann schon durch den edelen Geist, der es trug, eine freundliche Eindringlichkeit. —

Nachdem die früheren Pläne der preußischen Regierung, Natorp in ihrem Dienste zu verwenden, unter dem Sturme der Weltbegebenheiten erfolglos geblieben waren, berief ihn der König 1809 zum geistlichen Rate im Ministerium mit dem Titel eines Ober-Konsistorialrates und zum Schul- und Regierungsrate an die kurmärkische Regierung. Potsdam wurde ihm als Wohnsitz angewiesen. Über das Genauere dieser Berufung schrieb sein ältester Sohn (Düsseldorf, 13. Febr. 1864): „Die Schriften meines Vaters und seine Thätigkeit als Bochumer Schulinspektor hatten die Augen der Behörden auf ihn gelenkt; vordem stand er schon in Verkehr mit dem Grafen von der Recke zu Overdyck, mit von Stein und mit dem Präsidenten von Vincke.“ Stein war nämlich der Familie Heintzmann befreundet, und Vincke leitete damals die Arbeiten der Kammer zu Hamm, die ja auch die Umgestaltung des Schulwesens zu Essen zu überwachen hatte. Dazu kommt, daß, wie A. H. Niemeyer in seinen „Beobachtungen auf einer Reise durch Westfalen und Holland von 1806“ berichtet, beide, Vincke und Natorp, sich damals zu einer Unterhaltung mit jenem Pädagogen über Kirchen- und Schulfragen auf Haus Bodelschwingh zusammengefunden hatten, und daß vermutlich der „junge Natorp“ (so nennt ihn Niemeyer) auf den Präsidenten denselben vorteilhaften Eindruck gemacht hat, wie auf den vielgeltenden Kanzler der Universität Halle. Vincke scheint also den Hauptanteil an Natorps Berufung nach Potsdam gehabt zu haben. Wichtige Einzelheiten hierüber enthalten außerdem drei kürzlich wieder gefundene Briefe des damaligen Ministers Wilhelm von Humboldt an Natorp, die auch zur Kennzeichnung des herzlichen Verhältnisses zwischen beiden Männern hier mitgeteilt zu werden verdienen.

Berlin, den 14. März, 1809.

Unser gemeinschaftlicher Freund, der würdige Präsident von Vincke, wird Ihnen, verehrtester Herr Prediger, vermutlich schon vorläufig von der schönen Hoffnung, die uns belebt, Sie bald in unserer Mitte zu besitzen, unterhalten haben. Ich lasse heute die deshalb an den Hof gemachten Anträge abgehen, und wenn Ihnen dieser Brief zukommen wird, werden dieselben von

Sr. Majestät dem Könige genehmigt sein. Es kommt alsdann nur auf Ihre Annahme an, um die wir alle vereinigt Sie bitten.

Es ist mir nicht gelungen, mir hier alle Ihre Schriften zu verschaffen; allein diejenigen, die ich fand, habe ich mit Aufmerksamkeit durchgelesen, und mich auch dadurch überzeugt, wie viel der Staat sich für einen der wichtigsten Teile der Nationalerziehung von einem Manne zu versprechen hat, der so richtige und aufgeklärte Grundsätze, einen so reinen und warmen Eifer für das Gute und eine so reife Erfahrung in sich vereinigt. Seit dem ersten Augenblicke, da ich mich mit dem Gedanken an meinen jetzigen Posten beschäftigte, lag mir die Erziehung des Volkes, d. i. die Einrichtung der Land- und niederen Bürgerschulen, als der wirklich dringendste Teil meines Geschäftes und die Basis aller Erziehung vorzüglich am Herzen, und ich empfinde eine wahre Beruhigung, hierin einen solchen Gehilfen zu erhalten. Seien Sie überzeugt, daß ich auch von meiner Seite alles dazu beitragen werde, Ihre Geschäftsverhältnisse so angenehm und erfreulich wie möglich zu machen und mir Ihr persönliches Vertrauen zu erwerben. Ich glaube Ihnen auch versprechen zu können, daß wir nur mit den Schwierigkeiten zu kämpfen haben werden, die nun einmal der Natur der Verhältnisse nach unvermeidlich sind. Von oben herab dürfen wir uns gewiß den besten Willen und, soweit es die Umstände erlauben, kräftige Unterstützung versprechen. An Mitteln, insofern bloß von denjenigen die Rede ist, die der Staat herschießen soll, fehlt es allerdings. Aber ich glaube, Sie werden mit mir der Meinung sein, daß sehr viel auch durch die Gemeinde selbst, und wo möglich, nach einem, so weit es geschehen kann, erweiterten Plane, durch die Nation geschehen kann, und daß dieselbe sogar durch ihren Beitrag ein lebendiges Interesse an der Sache selbst gewinnt. Es ist unrecht, alles vom Staate allein zu verlangen; es wirkt heilsam auf die Selbständigkeit der Nation, wenn große wohlthätige Anstalten gleichsam aus ihrem eigenen Schoße, ohne positive Mitwirkung der Regierung, hervorgehen. Ich glaube daher, daß man vornehmlich von dieser Seite aus auf Hilfsquellen denken muß. Das Bedürfnis ist dringend, und die Sorge dafür kann nicht darum aufgeschoben werden, weil der gegenwärtige Moment unglücklich und drückend ist. Es liegt vielmehr gerade im Unglücke der Zeit eine doppelt mächtige Aufforderung, für die Bildung der jetzigen und künftigen Generation nicht müßig zu bleiben.

Es bleibt mir jetzt nichts eifriger zu wünschen übrig, als daß Sie, hochgeehrter Herr Prediger, mich recht bald mit einer bejahenden Antwort erfreuen mögen, die mir zugleich die Zeit Ihres Herkommens anzeige. Bis dahin empfehle ich mich Ihrem gütigen und freundschaftlichen Wohlwollen.

Humboldt.

Königsberg, den 23. Mai, 1809.

Seien Sie mir nicht böse, verehrtester Herr Ober-Konsistorialrat, daß ich Ihre wahrhaft freundschaftlichen Briefe vom 25. März und 24. April erst heute beantworte und Ihnen auch erst heute die Kabinettsordre vom 8., die ich selbst erst am 18. erhielt, übersende. Ich wollte Ihnen nicht eher schreiben, als bis die Sache Ihrer Anstellung, die mir seit der Durch-

lesung der mir gütigst mitgeteilten Schriften, für die ich Ihnen unendlich verbunden bin, doppelt am Herzen lag, gänzlich berichtigt sein würde. Ich freue mich nunmehr ungemein, Sie zum Gehilfen bei einer mit so vielen Schwierigkeiten umgebenen Sache zu erhalten. Sie und der brave und thätige Herr v. Vincke sind gerade die Männer, zu denen ich das sichere Vertrauen hegen kann, daß die Schulen der Kurmark zu einem solchen Grade der Güte und Vollkommenheit gebracht werden können, daß sie denen der anderen Provinzen zum Muster und zur Nachbildung dienen. An der Sektion und mir selber sollen Sie gewiß treue und ununterbrochene Hilfe finden. Es wäre mir freilich lieb gewesen, wenn wir Sie schon früher als im Julius hätten besitzen können; indes bitte ich Sie nun, Sich so einzurichten, daß Sie vor dem ersten August in Berlin eintreffen.

Über die Einrichtung der Kollegien, bei denen Sie eintreten werden, ist es mir nicht möglich, Ihnen ohne große Weitläufigkeit etwas Befriedigendes zu schreiben oder zu schicken. Allein ein Gespräch mit Herrn v. Vincke oder Herrn Uhden giebt Ihnen hierüber leicht alle nötigen Aufschlüsse.

Erhalten Sie mir, teuerster Herr Ober-Konsistorialrat, Ihre gütigen Gesinnungen; schreiben Sie mir ohne alle Förmlichkeiten, in dem vertraulichen Tone, der, meinem Wunsche nach, immer unter uns bestehen muß, und rechnen Sie ununterbrochen auf meine herzlichste Hochachtung und Anhänglichkeit.

Humboldt.

Königsberg, den 22. August, 1809.

Nur wirklich sehr überhäufte Geschäfte konnten mich die Beantwortung Ihres gütigen Schreibens vom 23. vor. M. so lange verzögern lassen. Denn sonst, verehrtester Herr O. C. R., freute ich mich so sehr über Ihre Auskunft, daß ich gewünscht hätte, es Ihnen sogleich und so herzlich und lebhaft, wie ich es empfand, sagen zu können. Sie werden jetzt schon in voller Thätigkeit sein, und ich freue mich im voraus aufs herzlichste der Früchte derselben.

Ihnen auch nur über die Hauptgrundsätze bei Behandlung des Elementarschulwesens mit einiger Ausführlichkeit jetzt zu reden, ist mir unmöglich. Indes finde ich den Gedanken trefflich, Ihren Aufsatz zu Grunde zu legen, um die Übereinstimmung und Verschiedenheit zu bemerken. Ein schon entscheidender, aber doch nur zum Teil schon jetzt unwiderruflich bestimmender Schritt ist, ohne mein Zuthun und vor meiner Ankunft, hier geschehen. Der Ihnen bekannte Zeller errichtet hier ein Normal-Institut, und der König hat eine Summe bestimmt, um, wenn dieses Institut erst in Gang gebracht sein wird, die Schullehrer und Prediger der Provinz hierher kommen und hier eine Zeit lang die bessere Methode studieren zu lassen. Ist dies hier so weit gediehen, daß man Schulinspektoren und Schullehrer sich selbst überlassen kann, so soll Zeller in eine andere Provinz gehen und nach und nach diese Verbesserung im ganzen Lande zustande kommen. Von dieser Einrichtung rührt es her, wenn Sie vielleicht jetzt manchmal sagen hören, die Pestalozzische Methode werde im ganzen preußischen Staat eingeführt. Ich für meinen Teil sehe die Sache nicht so an: Zellers Methode ist nicht (?)

eine Pestalozzische, und da wir nie diese oder jene Methode, weil es diese ist, befehlen, anordnen oder auch nur begünstigen werden, und es uns nur darauf ankommt, daß eine bessere Methode, die, welche jetzt als die beste angesehen werden kann, zu Grunde gelegt, und daß eine Bildung von Schullehrern eingeleitet werde, die diese in größere und wohlthätigere Thätigkeit bringe und zur eigenen Verbesserung und Umformung der Methode fähig mache, so wird wirklich auf jene Weise das Beginnen der Sektion zu einseitig dargestellt. Indes wird der Erfolg und das fernere Benehmen der Sektion schon die Ideen über diesen Punkt berichtigen. Eine der vorzüglichsten Angelegenheiten, deren ich auch neulich gleich offiziell gegen die Regierung Erwähnung gethan, wird die sein, Vorschläge zu machen, auf welche Weise künftig eine bessere Dotation der Landschullehrer zu bewirken sein würde. Gewiß sind auch Sie mit mir der Meinung, daß selbst der reichste Staat, wenn er dies allein thun sollte, zu arm dazu wäre, und auf alle Fälle werden Sie schwerlich billigen, was das ehemalige Konsistorium und Ober-Schulkollegium in dieser Hinsicht gethan haben. Es wird mir sehr angenehm sein, teuerster Herr O. C. R., wenn Sie über diese und andere Angelegenheiten auch eine Privatkorrespondenz mit mir unterhalten wollen. Wir werden uns so leichter verständigen und vieles besser vorbereiten.

Für Möllers Berufung suche ich zu sorgen. Nur müßte er die Direktion eines Gymnasii mit übernehmen. Erhalten Sie mir Ihre Freundschaft und leben Sie recht wohl! Mit herzlicher Hochachtung ganz der Ihrige

Humboldt."

In einem früheren Briefe steht: „Herrn Möller aus Duisburg oder Herrn Krummacher hier zu besitzen, sehe ich fürs erste kein Mittel. Indes werde ich Männer, die Sie so sehr schätzen, nie aus den Augen verlieren."

Aus diesem letzten, für uns wichtigsten der drei Briefe ersehen wir, daß man Natorp rücksichtlich der Art seines Verfahrens in der neuen Stellung fast ganz freie Hand ließ, nur daß er, wie sich versteht, seine Ansichten mit dem seines nächsten Vorgesetzten, des Herrn v. Vincke, über den wir also das Erforderliche später noch einzuschalten haben werden, in Einklang setzen mußte. Die Sektion (Ministerialabteilung) blieb noch lange zu Königsberg und ließ sich mittlerweile durch den Staatsrat (Ministerialdirektor) Uhden zu Berlin vertreten. Freilich hatte, so hören wir aus dem Briefe, die Begeisterung des Hofes für Pestalozzi den König zu dem Schritt vermocht, den fast fanatischen Pestalozzianer Zeller zu dem angemerkten Zwecke nach Königsberg zu berufen. Über diese Maßnahme muß Natorp, das erkennt man aus Humboldts Erwiderung, scharfe Bedenken vorgetragen haben; denn er war, wie wir zeigen werden, keineswegs gewillt,

die Pestalozzische Methode um jeden Preis und schon gleich und überall einzuführen; er hielt dies, — und die Erfahrung mit Zeller bestätigte es der Regierung in wenigen Jahren, — für einen Mißgriff; ihm kam es immer zunächst darauf an, in einem tüchtigen Lehrerstande das Werkzeug für die Umgestaltung des Schulwesens zu gewinnen und die Lehrer für ihre Arbeit zu erwärmen; die äußere Aufbesserung ihrer Lebensführung bildete ein wesentliches Glied in seiner auf diese Angelegenheit bezüglichen Schlußfolgerung.

Am 14. März hatte Natorp das Anerbieten Humboldts empfangen, am 25. ihm die zusagende Antwort geschickt. Einschneidende Bedenken über die Größe der Aufgabe für einen in die oberste Regierungsthätigkeit noch uneingeweihten Mann haben also seinen Mut nicht gedämpft.

Mit der großen Veränderung wurde Natorps Thätigkeit auf geraume Zeit fast ausschließlich dem Schulwesen zugewandt. Da er jedoch auch in dem neuen Berufe an dem Grundbestreben, die Schule in Verbindung mit der Kirche zu fördern, fest hielt und zudem in Potsdam nicht selten die Kanzel bestieg, so verblieb er weiterhin in Fühlung mit dem ursprünglichen Amte.

Am 2. Juli 1809 sprach er öffentlich zum letzten Male vor seiner Gemeinde. Seine Rede, die an Pauli Wort: „Zuletzt, Brüder, freuet euch, seid vollkommen, tröstet euch, habt einerlei Sinn, seid friedsam, so wird der Gott der Liebe und des Friedens mit euch sein" (2. Kor. 13. 11), anknüpfte brachte ihm zu guterletzt für die grundsätzlich und mit Liebe gepflegte Duldung und Milde in Beurteilung fremder Ansichten die Feindseligkeit blinden Glaubenseifers von seiten einiger Mönche und Geistlichen der katholischen Kirche Essens. Als ich hiervon zuerst in Briefen las, musterte ich die Predigt, aber erfolglos, um in ihr eine Veranlassung zu dieser häßlichen Befehdung zu finden. Erst eine damals gedruckte Darstellung: „Finsternis und Licht," — gab mir die gesuchte Aufklärung. „Die Abschiedsrede", so heißt es hier, „wurde von einer sehr großen Menge Menschen der verschiedensten Religionsparteien angehört, und der kräftige Redner machte auf sie einen tiefen Eindruck. Wer hätte gedacht, daß dieser Vortrag dem Sekten- und Parteigeiste Gelegenheit

geben könnte, wider Protestantismus und Protestanten zu Felde zu ziehen! Gleichwohl nahm der kathol. Pfarrer Gottung zu Essen daran, daß mehrere seiner Gemeindeglieder diese Predigt mit Wohlgefallen angehört und darüber die Predigt in seiner Pfarrkirche versäumt hatten, Veranlassung, am nächsten Sonntag öffentlich von der Kanzel herab vor Luthers Lehre als einer ketzerischen und von der Kirche verdammten zu warnen. In einem ähnlichen Tone wurde in der Kapuzinerkirche vom Pater Augustin wider Luther und seine Lehre gepredigt. Ein Ungenannter, von gerechtem Unwillen über diesen verkehrten Religionseifer ergriffen, rügte denselben in No. 59 des Westfälischen Anzeigers von diesem Jahre. Hätte der Pfarrer Gottung gute Ratgeber gehabt und ihnen Gehör gegeben, so würde er diese wohlverdiente Rüge in Geduld hingenommen und geschwiegen haben. Aber ein blinder Eifer oder die Einflüsterung eines Kapuzinergeistes verleitete ihn, in einer Antwort an den Rezensenten auf jene Rüge die Ausfälle auf Luther und seine Lehre nun auch sogar drucken und in Essen verkaufen zu lassen. Das Ärgernis wurde dadurch noch größer. Es trat daher nochmals ein Ungenannter auf, um diesem Unfuge zu steuern, und schrieb die „Relation in Sachen eines reisenden Weinhändlers contra Pfr. Gottung". Der Verfasser würdigte die Pièce des Pfr. Gottung keiner ernsthaften Widerlegung, bediente sich statt deren der Ironie, um ihm das Ungereimte in derselben recht fühlbar zu machen und ihn zum Nachdenken zu zwingen. Aber auch das war umsonst. Der Pfr. G. erschien dagegen abermals auf dem Kampfplatze wider Luther in der verrosteten Waffenrüstung des todesverblichenen Pater Hahn*), verrufenen Andenkens, und ließ „Beiträge zur Relation eines reisenden Weinhändlers u. s. w." drucken und unter dem Essenschen Publikum in Umlauf setzen. Diese Beiträge enthielten so viele Entstellungen der Geschichte, so viele Verunglimpfungen und Schmähungen auf Luther und seine Lehre, so viele ungereimte und intolerante Behauptungen, daß sich ein Wahrheitsfreund, der Schreiber dieses, gedrungen fühlte, der

*) Von dem der Dichter der Jobsiade singt:

„Da traten große Flüsse aus
Und überschwemmen Hof und Haus,
Und es versichert Pater Hahn,
Der Protestant sei schuld daran."

Unmündigen wegen unter Katholiken und Protestanten zu guter-letzt mit dem Pfarrer Gottung noch ein Wort im Ernste zu sprechen."

Diesem harschen Mißklange entgegen tönten um so schöner die Abschiedsgrüße der herzlichen Anhänglichkeit, mit der die Essener Bürger dem scheidenden treuen Manne das Geleite gaben. Im Westfälischen Anzeiger (Novbr. 1809) lesen wir folgenden Bericht über Natorps Ausfahrt:

„Die lutherische Gemeinde zu Essen gab bei dem Abschiede ihres würdigen Pfarrers, des Herrn Natorp, ein Beispiel, das aufbewahrt zu werden verdient. Dieser würdige Mann, dessen Verlust gewiß nicht nur von seiner Gemeinde, sondern von vielen edeln Menschen unseres Vaterlandes betrauert wird, hatte elf Jahre als Prediger an der lutherischen Gemeinde zu Essen gestanden und rastlos, mit der ganzen Anstrengung seiner Kräfte, am Wohle dieser Gemeinde gearbeitet. Obgleich viele schon eher befürchtet hatten, daß ihm die Zeit einmal einen anderen, seinen Kenntnissen und Verdiensten noch angemessenern Wirkungskreis anweisen würde, so kam doch die Nachricht, daß man ihn nun verlieren sollte, viel zu frühe. Er erhielt be-kanntlich den Ruf als Ober-Konsistorialrat, Mitglied der Kur-märkischen Regierung und der Deputation des Unterrichtes in Potsdam. Die Verhältnisse, in die derselbe durch Annahme dieser Stelle kommen mußte, waren zu wichtig und der Wirkungs-kreis für ihn zu angenehm, als daß er den Antrag zu diesem ehrenvollen Posten hätte ausschlagen können. — Er hatte seine Abreise auf den 6. Juli festgesetzt. Um ihm seinen Abschied zu versüßen und ihm zugleich den letzten Beweis ihrer Verehrung und Liebe zu geben, wollten mehrere Mitglieder des Konsistoriums und die beiden Lehrer der unteren Bürgerschule mit ihren Schülern und Schülerinnen ihn von seiner Wohnung bis vor das Stadt-thor begleiten. Dies erfuhr er. Als nun am Tage des Ab-schiedes der Zug an seine Wohnung kam, war der gute Mann schon abgefahren, weil er befürchtet hatte, daß ihn dieser Auf-tritt gar zu sehr angreifen möchte. Doch auf dem freien Platze vor dem Thore hatten ihn einige Freunde aufgehalten, und hier fanden ihn die Lehrer mit ihren Kindern. Mehrere hundert Menschen standen bald um den Wagen, und die Kinder schlossen

einen Kreis um denselben. Er stieg aus. Von 16 weißgekleideten Mädchen überreichten zwei ihm ein Gedichtchen auf einem Blumenkranze; die übrigen streuten Blumen; und nun begann der Gesang, den die Lehrer mit den Kindern anstimmten. Thränen der Wehmut vermischten sich mit dem Gesange und traten in aller Augen. Der würdige Mann selbst und seine geliebte Gattin und seine Kinder weinten mit; sein starkes Gemüt erlag fast unter den süßen und wehmutsvollen Empfindungen, die jetzt dasselbe zugleich bestürmten. Es war ein unbeschreiblich feierlicher, rührender Anblick. Tiefgebeugt von Schmerzgefühl stand er da wie ein Mann Gottes und vermochte nicht sein Auge zu seinen Lieben emporzuheben, zu denen er so oft mit Sanftmut, aber auch mit feuriger Begeisterung Worte der Belehrung, der Ermahnung und des Trostes gesprochen, auf die er so oft mit seinem hellen, freundlichen Blicke von der geheiligten Stätte niedergeschaut, deren Herz er zum Hohen, Himmlischen mit sich erhoben hatte. Er stammelte mit dumpfer, gebrochener Stimme einige Worte des Dankes. Dann stieg er in den Wagen und fuhr langsam davon. Die heißesten Segenswünsche der ganzen versammelten Menge folgten ihm nach. Mehrere Mitglieder des Konsistoriums und Lehrer, sowie andere Freunde begleiteten ihn bis Bochum. Auf mehr als eine Viertelstunde war die Landstraße zu beiden Seiten von Menschen besetzt, die ihm thränenden Auges ihr Lebewohl zuriefen oder durch ihren Händedruck versicherten, daß ihre Liebe ihm bis an den fernen Ort seines künftigen Aufenthaltes folgen würde. Möge der Himmel diese Wünsche erfüllen! Möge sich das Andenken an ihn und an das viele Gute, das er in Essen gestiftet hat, noch lange unter Essens Bürgern erhalten und Segen bringen!" — E. S . . . s.

Die Ausfahrt in die Fremde mochte N. in mehr als einer Beziehung an die jenes alttestamentlichen Mannes erinnern, dem der Ruf wurde: „Gehe aus deinem Vaterlande und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen werde." Ein gemieteter Wagen trug die Familie über die vielfach noch schrecklich holperigen Straßen nach dem Osten. In Westfalen machte man bei Freunden und Verwandten öfter Rast. „Abends (6. Juli)", so bemerkt das Tagebuch des ältesten Sohnes, „waren wir auf Natorp bei Unna, dem Gute, von dem

unsere Sippe stammt. Am 20. kamen wir in Magdeburg an. Hier waren wir an der Grenze des französischen Gebietes und unseres lieben Preußenlandes. Mit Freuden ging es am 21. über die Elbe, und mein Vater hatte Mühe, unsern kindlichen Preußenmund zu stopfen. Abends waren wir in Brandenburg, und am 22. Juli mittags fuhren wir in Potsdam ein, wo Maaßens uns ihre Arme entgegenstreckten und uns aufs freundlichste aufnahmen. Auch Maaßens waren, wie von Vincke, Feldpropst Offelsmeyer, von Rappard u. a., den Franzosen entflohen und hatten hier ihre Zuflucht gefunden. Der König, den zu sehen uns heiß verlangte, war noch in Königsberg und kam erst Ende des Jahres nach Potsdam zurück."

IV. Potsdam.

1. Amtliche Thätigkeit.

Am 3. August 1809, dem Königsgeburtstage und dem Jahrestage seiner Einführung in Hückeswagen, trat Natorp in das Regierungs-Kollegium zu Potsdam ein. Ludwig Freiherr von Vincke, der nachmalige Oberpräsident von Westfalen, stand an der Spitze der neugebildeten Behörde, deren Mitglieder größtenteils von ihm gewählt waren. Da er mit N. eine lange Reihe von Jahren gemeinsam gewandert ist, so erscheint es angebracht, hier einen Blick auf Vinckes frühere Zeit, eine Art Sturm- und Drangperiode in seinem Leben, zu werfen. Er war am 23. Dezbr. 1774 zu Minden geboren, also $1^1/_2$ Monat jünger als Natorp. Seine Vorbildung erhielt er auf dem Halleschen Pädagogium unter Niemeyer. Das Reifezeugnis, mit dem man ihn aus der „Selekta" am 18. März 1792 zur Hochschule entließ, schloß mit den Worten: „Wir begleiten ihn mit der unbeschränktesten Zufriedenheit und dem festen Vertrauen, daß er unsere nicht geringen Erwartungen niemals täuschen wird." Auf den Hochschulen zu Marburg, — wo er im Hause Jung Stillings wohnte und gelegentlich Lavater kennen lernte —, zu Erlangen und Göttingen lag er mit demselben Geiste und Eifer den Wissenschaften ob, in dem er allen unedeln Ab- und Ausschweifungen männlich widerstand. Sein Berufsstudium galt der

Rechts- und Volkswirtschaftskunde. In Erlangen rief er eine Gesellschaft gleichgesinnter westfälischer Jünglinge ins Leben. „Von den ältesten Zeiten," so schrieb er damals, „zeichnen sich die Westfälinger durch die Liebe einer vernünftigen Freiheit, durch ihren Haß gegen jede ungerechte Unterdrückung aus. Noch jetzt findet man bei ihnen lebendige Vaterlandsliebe, Gemeingeist, thätige Bruderliebe und unerschütterliche Redlichkeit, die in anderen Gegenden so selten geworden sind." Der Verein sollte ein Gegengewicht zu den Geheimniskrämereien der sog. Ordensverbindungen bilden und die Landsleute vor Unsitte bewahren. Mit tiefem Ernste dachte der junge Mann über religiöse Fragen nach. „Die religiösen Grundsätze sind zu wichtigen Einflusses auf Verstand und Herz, als daß es mir gleichgültig sein dürfte, wie es rücksichtlich ihrer in meinem Kopfe aussieht. Ich überzeuge mich immer fester von den wichtigsten Wahrheiten der Religion und davon, daß Gott mehr auf das Herz und die Handlungen, als auf unwirksame Lehrmeinungen sieht." Dabei war er ein fröhlicher, wanderlustiger Student. Wiederholt durchstreifte er die schönen Gauen Mitteldeutschlands. 1794 kam er auch nach Wien. Ernst von Bodelschwingh bemerkt in seinem „Leben des Oberpräsidenten von Vincke" (I. Band 1853) über den Jüngling: „Alle werden herzliche Freude haben an dem Studenten, der, geistig und körperlich rein, reich an Kenntnissen aller Art und gereift durch vielfältige Anschauung, in das praktische Leben einzutreten bereit ist, vor Begierde brennend, was er gelernt und gesehen, zum Heil seiner Mitmenschen, vorzüglich seiner lieben Landsleute, zur Anwendung zu bringen." — Schon 1798 wurde er, 23 Jahre alt, Landrat zu Minden, unter dem Oberpräsidium Steins, mit dem er auch späterhin in freundschaftlichem Verkehre blieb. Sein Aussehen war so jugendlich, daß der König, dem er 1799 in Minden vorgestellt wurde, zu Stein sagte: „Macht man hier Kinder zu Landräten?" — worauf aber Stein erwiderte: „Ja, Majestät, er ist ein Jüngling an Jahren, doch ein Greis an Weisheit." Man hielt ihn noch in seinem 30. Lebensjahre für einen angehenden Jüngling, so klein und zart war er von Wuchs. Als er später einmal — er bekleidete schon die Stelle eines Kammerpräsidenten — durch das Münsterland fuhr und ärgerlich wurde, daß die Frau des Schlagbaum-

wärters trödelte ihm aufzumachen, rief diese, die ihn nicht kannte: „Sü es, wat dat Jüngesken sick krus mäket.“ Wie er als Assessor in der Kurmark das ganze nördliche Deutschland kennen gelernt hatte, so unternahm er 1800 eine Reise nach England, das er bis in das northumbrische Städtchen Morpeth durchwanderte, und 1802, im Auftrage der Regierung, nach Spanien, wo er Merinos (Wanderschafe) aufkaufen sollte. Diese letztere Reise führte ihn durch das nördliche Frankreich, „wo er nichts als Elend sah“, durch fast alle Provinzen der pyrenäischen Halbinsel, Südfrankreich und die Schweiz. Das Ergebnis seiner Fahrt war, daß er 1246 Wanderschafe, dazu einige besondere Arten von Ziegen und Schweinen nach Hamburg verschiffen und dort an die Behörden und Gutsbesitzer verkaufen lassen konnte. 1803 wurde er Präsident der Kammer von Ostfriesland, im nächsten Jahre der von Münster und Hamm. Hier war der Kriegsrat Maaßen einer seiner Beamten; Vincke schätzte ihn bald als einen „durch Verstand und Gemüt gleich ausgezeichneten Mann“. Zum Departement Hamm gehörten auch die Abteien Essen, Werden und Elten. So führten die Verhandlungen über die dortigen Schulverhältnisse ihn in brieflichen Verkehr auch mit Natorp und Deegen (Kettwig). Vinckes kaum begonnener Thätigkeit in Westfalen setzten die Ereignisse von 1806 und 1807 ein jähes Ende. Er überwarf sich mit dem französischen Gouverneur in Münster, und dieser gab ihm am 30. März 1807 den Abschied. Noch im Sommer dieses Jahres eilte er nach London, um England zu einem Bunde mit Kaiser Franz gegen Napoleon zu bewegen, wobei er eine allgemeine Erhebung Deutschlands versprechen zu können glaubte. Seine treu gemeinten Pläne scheiterten. Nach neuen Kreuz- und Querfahrten langte er zu Königsberg bei Friedrich Wilhelm III. an, der ihm vorläufig eine Stelle im Ministerium überwies (1808). Seinen Einfluß beim Könige benutzte er dazu, tüchtige und ihm befreundete Männer aus Westfalen herüberholen zu lassen. Als man die kurmärkische Kammer neu gestalten wollte, machte er auf Maaßen, von Bassewitz und Natorp, dann auch, nach des letzteren Vorschlag, auf Dr. Möller aufmerksam. Am 3. März 1809 ernannte Friedrich Wilhelm den bewährten Verwaltungsmann zum Präsidenten dieser Kammer, die fortan

„Regierung“ heißen sollte. Unter zwei Bedingungen nahm v. Vincke an: 1. daß diese Behörde nach Potsdam verlegt würde, weil „die Hauptstadt zu viel Zerstreuungen und Abhaltungen böte, als daß sich ein kollegialisches Leben und wirkliche Vereinigung der Kräfte und Einsichten vieler für einen Zweck erzielen ließe, und weil der sehr heruntergekommenen Stadt Potsdam dadurch einigermaßen aufgeholfen würde“; — 2. daß seine Vorschläge bei Besetzung der Ratsstellen berücksichtigt werden sollten. Man ernannte denn auch nach seinem Wunsche von Bassewitz zum ersten, Maaßen zum zweiten Direktor in der Regierung. Am 15. April wurde v. Vincke zu Berlin durch den Staatsrat (Ministerialdirektor) Sack in sein Amt eingeführt. „Ich spielte dabei,“ erzählt er, „eine sehr stumme Rolle; ich konnte keine Empfindungen gegen eine Behörde heucheln, die sich im ganzen keine Achtung verdient und durch viele einzelne schlechte Subjekte sich geschändet hatte.“ Ende Mai waren die Bauten in Potsdam so weit gefördert, daß er dorthin übersiedeln konnte. Mittlerweile hatte er auch schon einen Organisationsplan für die neue Behörde ausgearbeitet.

Am 12. Juni wurde die erste Sitzung gehalten, der außer Bassewitz und Maaßen die Räte Wilkens, Jacobi, von Raumer, Hecht, Schulz, von Bärensprung, Beuth und Braunlich, zum Teil Vinckes „nahe und nächste Freunde“, anwohnten. In die Abteilung für Kirche und Schule traten im August Natorp, Offelsmeyer (Feldpropst) und Eylert ein. Vincke mußte anerkennen, „ein ausgezeichnet tüchtiges Kollegium zu haben“. — „Wie außerordentlich zufrieden man allgemein mit Maaßen und Natorp ist, das kann ich gar nicht genug sagen. Die Westfälinger sind hier jetzt recht an der Tagesordnung, benehmen sich aber auch danach.“ Der Geschäftsgang wurde durch diese Männer ganz umgeschaffen. „Bei manchem Aufenthalte von oben“, schrieb Vincke an Stein, „würde denn doch allmählich Ordnung, Geist und Leben sich wieder haben zurückführen lassen, wenn nicht die äußeren Verhältnisse jeden Gedanken daran erstickten.“ „Vincke ordnete“, so bemerkt Bodelschwingh, „den kleinen Dienst beim Kollegium unter Anwendung der abgekürzten Formen, die er in Westfalen als genügend erkannt, und die von dem hergebrachten Schlendrian sehr abwichen, an; er suchte in den

Sitzungen das Interesse aller für die Gegenstände der Beratung zu beleben und nahm sich besonders auch der Referendarien an. Wie in Hamm, so waren ihm in Potsdam die Sitzungen der Geistlichen- und Schuldeputation die interessantesten. Er wohnte öfter dem Examen der geistlichen Kandidaten bei; ihre Unwissenheit setzte ihn in Erstaunen. Seiner Gewohnheit gemäß besuchte er sonntäglich den Gottesdienst mit Erbauung, indem ihm Eylerts und Natorps Predigten, besonders aber die des letzteren, volle Befriedigung gewährten."

Doch schon im Frühjahr 1810 sah das junge Kollegium seinen trefflichen Führer scheiden. Das Wiederauftreten eines Leidens, an dem er in Münster gekränkelt hatte, und vornehmlich seine Verlobung mit Fräulein von Syberg auf Haus Busch (unweit Hohensyburg in Westfalen) bewogen ihn, um seinen Abschied einzukommen; sein zukünftiger Schwiegervater nämlich wollte in die Heirat nur unter der Bedingung willigen, daß Vincke seinen Wohnsitz im heimatlichen Gau aufschlüge. Am 1. April, „einem der trübsten Tage seines Lebens", nahm er Abschied von den Freunden; am 2., morgens 5 Uhr, fuhr er aus Potsdam nach dem Westen. Martini bezog er mit seiner jungen Frau das $1^1/_2$ Meile von Dortmund gelegene Gut Ickern, das erbschaftlich aus der von Bodelschwinghschen Familie an seine Schwiegermutter gekommen war. Während er im März 1813 auf Bodelschwingh zu Besuch weilte, wurde er, als verdächtig, mit den Patrioten des Ostens unerlaubte Verbindungen zu unterhalten, von französischen Soldaten aufgehoben und ins Exil jenseits des Rheins geschleppt; am 18. Juni erhielt er eine vorläufige Befreiung, und die volle langte im November mit den ersten Kosaken an.

Nachdem wir hiermit einen Abriß der Lebensschicksale dieses trefflichen Beamten bis auf die Zeit, da er in Münster wieder mit Natorp gemeinsam wirken sollte, beschlossen haben, erübrigt noch, über seine Grundsätze in den Schulangelegenheiten einiges beizubringen, damit wir Natorps Aufgabe in seinem Potsdamer Wirkungskreise näher umgrenzen können. In einem Aufsatze Vinckes über „Zwecke und Mittel der preußischen Staatsverwaltung", den er vor seiner Übersiedelung nach Potsdam niedergeschrieben hatte, finden sich unter 5) seine Gedanken betreffs der

„Organisation des Schul- und Kirchenwesens“; diese decken sich ohne Zweifel mit denen des Königs und seiner damaligen obersten Räte; sie spiegeln zugleich Natorps in dessen „Grundriß“ niedergelegte Anschauungen oft bis auf den Ausdruck wieder. Hier einige Auszüge!

„Wie sehr und höchst allgemein es hier not thut, wie groß das Mißverhältnis ist unserer nur eben handwerksmäßig betriebenen Unterrichtsanstalten der Jugend und Erwachsenen zu unsern gegenwärtigen Bedürfnissen, und das nicht bloß für die äußerst verwahrloseten niederen Stände, sondern auch für die höheren, trotz allem Aufwande von Bildungsanstalten, welche bisher allein für diese zu existieren schienen (für die andern ist bloß geschrieben), dies bedarf wohl keiner näheren Ausführung. Aber einige Beruhigung gewährt es, daß mit gehöriger Ausnutzung aller, dieser Partie in den gesamten Provinzen schon gewidmeten Fonds höchst wahrscheinlich überflüssig auszureichen sein dürfte, dieselben auf eine befriedigende Weise sicher zu begründen.“ — Als Mittel hierzu schlägt Vincke vor: Einziehung zweckloser geistlicher Institute, der Ritterakademieen, der überflüssigen separaten Schul- und Pfarrstellen zum Besten der Schul- und Kirchenfonds.

„Hauptsächlich dürfte ferner erforderlich sein:

a) für den öffentlichen Unterricht die planmäßige hierarchische Ordnung der verschiedenen Schulanstalten: Akademie der Wissenschaften, Universitäten, Gymnasien, Bürger- und Elementarschulen, die Verbannung alles Religionsunterschiedes aus den Schulen mit Übertragung des Religionsunterrichtes an die Prediger jedes Glaubens; Sorge für Anziehung tüchtiger Lehrer, auskömmliche Belohnung der tüchtigen und, da dieses zu spät zum Ziele führen würde, Heranziehung guter Subjekte aus dem Auslande für die vorhandenen unverbesserlichen unteren Lehrer; Sorge für zweckmäßige Methode, welche der Jugend nicht bloß die nötigsten mechanischen Fertigkeiten aneignet, sondern ihren Geist zur Aufmerksamkeit, Vergleichung, Überlegung, Anfassung leitet, sie, mit einem Worte, denken und urteilen lehrt; gehörige Schulzucht endlich, am besten gewiß durch eigene Schulvorstände aus den verständigsten Gemeindegliedern, wie noch zuletzt in der Grafschaft Mark.

b) Die Wiederherstellung der Würde und des Ansehens der Religion: sie ist das einzige zureichende Gegenmittel gegen den hochberauschten Egoismus des Zeitalters. Dem Staate kann es wohl gleichgültig sein, zu welcher Konfession seine Unterthanen, seine Beamten sich halten; aber er fordere sehr bestimmt und unabweislich, daß sie zu einer sich halten, und dieses in der That, nicht bloß dem Namen nach; er dulde keinen, der sich von aller Religiosität lossagt; er beweise in allen Dingen, daß Religion ihm wert ist; er belebe den Sinn des Volkes dafür, und mache mit aller Strenge den Beamten es zur Pflicht, diesem mit gutem Beispiele vorzugehen, wie sie bisher das Beispiel der Gleichgültigkeit, Verachtung, Verspottung so häufig abgaben, ungeachtet des erhabenen Beispiels, das der König selbst und die königliche Familie darin gaben. Wenigstens bleibt immer notwendig: die Verherrlichung der Gottesverehrungen, die Veredelung der kirchlichen Gebräuche; die Erhebung des geistlichen Standes zur Würde und Achtung wirklicher Staatsbeamten; die ökonomische Verbesserung desselben als Grundlage der beamtlichen; die Anstrengung desselben zu mehrerer, bestimmter Amtsthätigkeit, die jetzt so ganz erschlafft, da der größere Teil der Prediger allerdings recht unnütze Knechte, in der eigentlichen Bestimmung, sich der Bildung des Volks zu widmen, ganz Null ist; daher auch strengere Kontrolle derselben mit Verbannung aller Dummheits- und Schwachheits-Toleranz und Ergänzung der Subjekte, die aus der verjährten Trägheit und verlegenen Stumpfheit sich nicht mehr zu erheben vermögen, durch bessere ausgezeichnete Leute; endlich Wiederherstellung ganz verschwundener Kirchenzucht.

c) Die Verbesserung des Schulunterrichts, die Erneuerung der Religiosität werden schon von selbst zur Sittlichkeit zurückführen, indem sie hierin ihren höchsten Zweck erfüllen; der moralischen Verwirrung und Verwilderung wird ein Einhalt geschehen; der anti-egoistische Charakter der Religion wird den Menschen ihren Seelenadel wiedergeben, den herzlose, vernünftelnde Afteraufklärung ihnen geraubt. Die Zügelung der öffentlichen Lüderlichkeit, die Sorge für äußeren Anstand ist dabei gewiß recht dringend notwendig.

Es ist nicht bloß ein frommer Wunsch, es ist sehr möglich und ausführbar, die Zwecke der intellektuellen, religiösen und

moralischen Bildung auf eine sehr genügende Weise und vereinigt zu erreichen in dem sich höherer Zwecke bewußten preußischen Staate; aber die große Sache muß mit Ernst angegriffen, mit Umsicht und Sachkunde und großer Thätigkeit verfolgt werden; mit Schonung und Palliativen läßt sich auch hier nichts Wesentliches und bleibendes Gutes bewirken."

Kaum braucht hervorgehoben zu werden, wie einsichtig Vincke nach diesen Grundanschauungen namentlich das Schulwesen behandelt wissen will. Obschon nicht ohne von Pestalozzi beeinflußt zu sein, spricht er nicht, gleich den unbesonnenen Propheten der Schweizer Pädagogik, von neuen Systemen, alleinseligmachenden Methoden; die Persönlichkeit ist auch ihm die Hauptsache. Hier ist er ganz eins mit Natorp in seinem „Grundriß". Eine Reihe von Neueinrichtungen wird empfohlen, die uns heutzutage so selbstverständlich erscheinen, daß wir kaum begreifen, wie es ehedem ohne sie im Schulwesen ging. Dabei bezieht er sich wiederum auf das, was man in der Grafschaft Mark schon durchgeführt hatte; und auch dieses war ja durch Natorps Wirksamkeit im Bochumer Schulbezirk zuwegegebracht.

Ganz in Vinckes Geist sprach sich auch Friedrich Wilhelm einmal dahin aus: „Es ist notwendig, daß durch Erziehung, durch rechte Gottesfurcht ein Sinn gebildet werde, auf den sich Wohlstand und Sicherheit fest gründen." Man erwartete damals stillschweigend von einer derartigen Wiedergeburt des Volkes zugleich die Erstarkung zu einem Kampfe gegen die Fremdherrschaft, wenn dessen Stunde schlagen würde. Die Erhebung von 1813 gab die Probe auf diese Rechnung. Der Anstoß zur Ermannung ging zwar damals, wie immer, von einflußreichen Geistern, kräftigen Denkern und von den höher gebildeten Ständen aus; allein ein aufgeklärtes Volk bildete doch erst die Waffe zur Ausführung des Gedankens. Die seit 1809 ins Leben tretende thätige Sorge für Aufklärung und Bildung auch der untersten Schichten sagte sich mit Recht, daß die Aneignung von Kenntnissen und Fertigkeiten ihrem Zwecke nicht genügte; daß es vielmehr in erster Reihe darauf ankäme, den Lehrern und der Jugend ideale Güter, Religion und Tugend, Begeisterung für die Geschichte und Größe des Vaterlandes, zuzuführen. Dieses große, schwierige Werk konnte freilich in den vier Jahren bis 1813

kaum als mehr denn angebahnt betrachtet werden; aber der Geist, in dem man es unternahm, wirkte doch bereits nach; viele Schüler aus der Zeit der Reform mochten 1813 schon 17, 18, auch 19 Jahre alt sein; dazu war der neu gebildete Lehrer- und Predigerstand mit tieferer Einsicht und Teilnahme an der vaterländischen Sache bereits ausgerüstet.

Für Brandenburg war es vor allen Dingen gut, daß Vinckes Eifer in seinem Kollegium freudige Aufnahme fand. Hier haben denn auch jene Ehrenmänner — zumeist Westfalen — in der unter Maaßens Leitung stehenden Abteilung, der später noch die Herren Klotz, Papin, von Rappard und Weil beitraten, eine rastlose, selbstverleugnende und sachkundige Thätigkeit entwickelt, die dort zwar lange in dankbarer Erinnerung blieb, übrigens aber kaum in irgend einer Lebensbeschreibung eines unter ihnen außer von Vinckes nach Gebühr gewürdigt worden ist.

In Natorp glaubte man den Mann gefunden zu haben, der seine in der Grafschaft Mark gewonnenen, durch fleißiges Forschen geklärten Erfahrungen in der Kurmark fruchtbar machen und diese Landschaft zu einer Art Musterprovinz auf dem Gebiete des Kirchen- und Schulwesens erheben würde. Der bis dahin recht öde Boden gestattete allerdings einem kundigen Gärtner Gelegenheit zur angestrengtesten Entfaltung seiner Geschicklichkeit. Aus Friedrichs d. G. Zeit (1748) stammte zwar noch ein mit der Realschule zu Berlin verbundenes Seminar J. J. Heckers; 1774 hatte der Domherr von Rochow die Musterschule zu Reckan gegründet. Allein jenes Seminar war ganz veraltet und mußte umgebildet werden; Rochows Unternehmen war auch schon im Rückstande gegenüber der Pestalozzischen Reformation. Wie es in der Mark wirklich aussah, erhellt am deutlichsten aus Natorps eigenen Mitteilungen.

November 1809 schrieb er an die Eltern: „Die Elementarschullehrerstellen sind hierzulande äußerst schlecht bedacht. Eine Stelle von 100 Thlr. gehört schon zu den selteneren. Daher sind auch die meisten Schulmeister ungebildete Leute, die nicht viel leisten können. Leider dürfen wir nicht eher auf die Bildung dieser Leute zu wirken hoffen, als bis über das Seminarwesen von Königsberg aus die Hauptideen gegeben sind, weil dort Zeller mit der Gründung eines Normal-

Institutes den Anfang macht. Ich habe über die Angelegenheit an Humboldt privatim geschrieben. Die höheren Schulen befinden sich in einem besseren Zustande als in Westfalen. Die Predigerstellen sind, obgleich die Inhaber häufig klagen, im ganzen weit einträglicher, als im Kleveschen und Märkischen. Die Prediger seufzen nach mehr, wenn sie eine Stelle von 500 Thlr. haben. Jetzt ist eine Stelle auf dem Lande vakant, die ein tüchtiges Aas sein muß, weil so viele Adler sich darum sammeln; sie soll über 1500 Thlr. bringen. Das ehemalige Ober-Konsistorium pflegte vakante Stellen gleich zu regeln, um den vielfachen Gesuchen der Kompetenten auszuweichen. Wir aber zögern mit der Besetzung bis zum Ende der Vakanz; mittlerweile hören wir uns nach tüchtigen Männern um, ziehen Erkundigungen ein, suchen selbst die Leute näher kennen zu lernen und übertragen die Stelle nachher dem, den wir dazu für am meisten geeignet halten. So machen wir es auch besonders mit den Superintendenturen."

An G. D. Bädeker: „Sie müssen bedenken, daß unsere Schulen das nicht sind, was die westfälischen schon lange waren. Von dem Elende derselben, von dem fast nicht zu bessernden Elende können Sie sich keine Vorstellung machen. Wir haben hier fast keinen gebildeten Schulmeister. Auch fehlt es überall an Feuer. Das Holz ist da, freilich aber auch das Holz weder Eiche noch Buche; es ist Schanzenholz, und häufig hat man nur Stroh und Heidekraut, und das giebt nur Flackenfeuer. Leider steht es um unsere Schulfonds schlecht (also anders als Vincke erwartet hatte!). Höchstens scharre ich 15 000 Thlr. zusammen. Die Universität zu Berlin absorbiert zu viel. Wenn sich das nicht bessert, so ist blutwenig zu thun; dann können wir unsere schönen Pläne nicht weiter ausdehnen als darauf, daß unsere Schuster und Schneider etwas vernünftiger zu einem besseren Mechanismus des Unterrichtes dressiert werden. In den Examinationsprotokollen der Schulmeister heißt es nicht selten: Examinandus kann ziemlich geläufig lesen, auch die 4 Spezies rechnen. Und mit Schulmeistern dieser Art habe ich das ganze Land überschwemmt gefunden. — Halten Sie doch ja die Schullehrer Ihrer Gegend ans Bücherlesen, schicken Sie ihnen recht häufig Bücher, Kataloge, Ankündigungen,

Rezensionen, um sie zu reizen. Der Gewinn für die Kultur ist nicht zu berechnen. Ich erfahre dies jetzt in einem Lande, wo die Litteratur ein böhmisches Dorf für die Prediger und Schullehrer auf dem Lande ist." —

Schuster, Schneider und Leinweber, Hirten, ausgediente Unteroffiziere oder Bediente des Gutsherrn nahmen in der That an manchen Orten des wichtigen Schulamtes wahr. Die Lehrzimmer entsprachen dieser Dürftigkeit: es waren wohl die Wohnungen jener „Lehrer" oder auch Rumpelkammern, deren Fensteröffnungen in Ermangelung des Glases nicht selten mit Papier beklebt waren. So erzählt Balster. Da ist denn die Thatsächlichkeit mancher Geschichtchen, die in Natorps Familie nachmals oft zum besten gegeben wurden, nicht immer zu bezweifeln. In einer Schule z. B. konnte der Zögling beim Lesen ein schwierigeres Wort nicht mit der wünschenswerten Fertigkeit herausbringen; der Lehrer aber, dem es vielleicht an der nämlichen Fertigkeit gebrach, half ihm mit der tröstlichen Ermunterung: „Hopp över!" (Überspringe es!) In einer anderen Schule fragte der Inspektor einmal die starken Zeitwörter ab; da war manches Stocken begreiflich; um die gefürchtete Schmach von sich fern zu halten, deutete der schlaue Magister, der hinter dem Prüfer stand, durch anschauliche Mundstellung an, was der Junge antworten sollte. Das machte dem Inspektor großen Spaß; noch größeren aber der Hereinfall eines armen Schülers, der seinen Souffleur dahin mißverstand, daß er die Vergangenheit von „backen" mit „ich bock" bildete. Wieder einmal wohnte der Schulrat dem Religionsunterrichte bei. Der Lehrer, er hieß Kettmann, ließ gerade die Namen der Kinder Zebedäi angeben. „Wißt ihr denn auch," unterbrach Natorp scherzend, „wie der Vater der Kinder Zebedäi hieß?" Die Kinder starrten ihn groß an, und der Lehrer war so bestürzt, daß er nicht sogleich einhelfen konnte. „Ei, fahren Sie nur fort," begütigte N., „die Sache ist von untergeordneter Bedeutung." Das blieb sie Kettmann nun doch nicht. Beim Mittagessen daheim wollte ihm, zum ersten Male nach vielen Jahren, nichts recht munden. Seine Frau brachte endlich die Ursache heraus. „Aber," rief sie, „Kettmann, Kettmann! Wie kann man nur so dumm sein! Weißt Du denn nicht, wie der Vater Deiner Söhne, des Fritz und des Heinrich, heißt?" —

„Ach ja, ja wohl! Ich begreife selbst nicht, wie ich mich so ins Bockshorn habe jagen lassen.“ Nachmittags wollte er seinen Fehler wieder ausgleichen. „Ich weiß es jetzt, Herr Schulrat,“ sagte er zu diesem vor Beginn des Unterrichtes. „Was meinen Sie?“ — „Nun, was mir heute morgen nicht gleich einfallen wollte, — den Namen des Vaters der Kinder Zebedäi.“ — „Wie hieß er denn?“ lachte Natorp. — „Er hieß Kettmann,“ triumphierte der Lehrer.

Unmittelbares Eingreifen und persönlicher Verkehr mit Predigern und Lehrern galten Natorp, wie Vincke, mehr als bloße Bevormundung vom grünen Tisch aus. Daher übernahm er gleich nach Antritt seines neuen Amtes und oft später umfangreiche Dienstreisen, um sein Gebiet mit eigenen Augen zu beschauen, dann neu zu ordnen, zu beleben, zu ermutigen, wo er nur konnte. Dem Austausche von Mund zu Mund entsprossen denn auch hier, wie später in Westfalen, das herzliche Vertrauen und die Verehrung, die ihm in ganz seltenem Maße von den Lehrern entgegengebracht wurden, und auch zum großen Teile seine so reich gesegnete Wirksamkeit. Unter dem 29. Dezbr. 1809 berichtete er seinen Eltern: „Ich habe meine Reise ziemlich rasch gemacht, aber in kurzer Zeit sehr viel gesehen und gehört. Weil es meine erste Reise in dieser mir fremden Gegend war, so nahm ich einen unserer Referendarien mit, um mich ganz meinen Geschäften widmen zu können. Ich habe in 19 Tagen eine Reise von mehr als 30 Meilen gemacht, mich an den wichtigen Orten einen, auch 2 oder 3 Tage aufgehalten, überall Kirchen, Schulen, Kirchhöfe, Pfarrhäuser, Schulhäuser, Zuchthaus, Irrenanstalt, kurz, alles was mich anging, in Augenschein genommen, gegen 70 Schulen besucht, zu mehreren neuen Regulierungen betreffs des Schulwesens Veranlassung gegeben, viele angenehme Bekanntschaften gemacht und mir manche anschauliche Kenntnisse des Landes erworben. Meine Fahrt ging über Spandau, Nauen, Fehrbellin, Wustrow, Ruppin, Wusterhausen, Rathenow, Brandenburg, Reckan und von da hierher zurück. — In Fehrbellin hatte ich eine neue Organisation der Schule vorzubereiten. Ich besprach mich darüber mit dem Superintendenten Bolte; er ist einer unserer ausgezeichnetsten Geistlichen, ein sehr trefflicher Mann. In Wustrow wohnt der

Landrat des Ruppiner Kreises, der Sohn des berühmten Generals von Zieten. Des letzteren Gemahlin lebt noch. Der Landrat ist ein sehr geschätzter, tüchtiger Mann, der viel Gutes in seinem Kreise gestiftet hat. Er zeigte mir auch das in der Kirche seinem Vater errichtete Denkmal und die Grabstätte. Nahe bei Rathenow liegt ein Kolonistendorf, Namens Neufriedrichsdorf, von der Art wie Pfalzdorf bei Kleve. Hier wollte ich einen Lehrer kennen lernen, der zu einer Pfarrstelle in Vorschlag gebracht war. Ich kam gerade Samstag nachmittag an; es wurde also keine Schule gehalten. Als aber der Lehrer merkte, daß ich gern seinem katechetischen Unterrichte beiwohnen wollte, steckte er vor der Thür seines Hauses eine kleine Fahne aus, und siehe, binnen 5 Minuten waren über 40 Kinder da. In Brandenburg hatte ich viel zu sehen und zu hören; denn es sind hier 4 Superintendenten, 3 lutherische und ein reformierter; außerdem mußte ich ein Gymnasium, zwei Bürgerschulen, die Ritterakademie, die Domschule und mehrere niedere Schulen besuchen. In einer der letzteren fand ich eine Erscheinung, die mir in meiner Praxis noch nicht vorgekommen war: zwei erbärmliche Kandidaten präzepterten als Lehrer zweier Klassen in Einer Schule durcheinander. Da ich auf meiner Landkarte bemerkte, daß Reckan nur eine Meile weit von Brandenburg entfernt läge, so machte ich noch eine Seitentour dahin, um dieses für das Schulwesen in Deutschland heilige Land zu sehen und die dasigen Schulen in ihrem gegenwärtigen Zustande kennen zu lernen. Der Kantor Bruns, durch den Herr von Rochow seine Schule in Flor brachte, ist vor etwa 15 Jahren gestorben. Ihm hat der Domherr in seinem Garten ein Denkmal errichten lassen, auf dem der Namen und die Inschrift stehen: Er war ein Lehrer. Die jetzigen Lehrer sind brave Männer, kommen aber dem Bruns nicht gleich. In der Schule fand ich ein Buch liegen, in dem die Namen der Fremden, die dagewesen, verzeichnet stehen; in diesem fand ich viele bekannte Namen: Niemeyer, Salzmann, Wolke, von der Reck, Wilberg (den die Superintendenten als einen talentvollen und lernbegierigen Knaben gekannt haben, als er noch Schneiderbursche war), Spalding, Teller, Nösselt. Der Domherr hat den drei Schulen ein Kapital von 3000 Thlr. vermacht. Übrigens ist zu Overdyck wohl mehr

geleistet worden als zu Neckan. Ich habe den Plan, dort durch den Prediger Frosch eine Schulmeister-Konferenz-Gesellschaft, gleich der Weitmarschen, zu errichten. Gestern habe ich die Sache in der Session vorgetragen und den Auftrag erhalten, darin nach Belieben zu verfahren. Heute habe ich die Sache eingeleitet und mir auf der Regierungskasse 36 Thlr. anweisen lassen, um für die Mitglieder der neuen Gesellschaft Bücher anzuschaffen."

Etwa $^3/_4$ Jahr nach seinem Amtsantritt schrieb N. an Bädeker (8. März 1810): „In der ganzen Regierung herrscht ein sehr einträchtiger Geist. Wir sind auch im Geschäfte und im Lande durch unsere vielfältigen Arbeiten schon recht einheimisch geworden. Sie werden sich hiervon eine Vorstellung machen können, wenn ich z. B. sage, daß bereits an 1200 Angelegenheiten vom Lande allein durch meine Hand gegangen und von mir bearbeitet worden sind."

Rücksichtlich der Wege, die zur Aufbesserung des Schulwesens einzuschlagen waren, blieb man vorläufig auf das eigene Ermessen angewiesen. Zum guten Glücke! darf man sagen, wenn man den Verlauf der Neugestaltung verfolgt. Einschneidende Maßnahmen, hieß es von oben, sollten hinausgeschoben werden, bis man Zellers Erfolge in Preußen schätzen gelernt hätte. Dieser Zeller (Karl August), ein Württemberger, wie Natorp Theolog und Schulmann, mit ihm in demselben Jahre geboren, war 1809 unter dem Titel eines Regierungsrates nach Königsberg berufen worden, um das dortige Waisenhaus in ein Normalinstitut umzuwandeln. Ein leidenschaftlicher Verehrer Pestalozzis, suchte er dessen Methode auch in Preußen eine Stätte zu bereiten. In Königsberg hielt er vor 70 Offizieren Vorträge über diese „Methode und ihre Anwendung auf militärische Bildung"; dann auch sprach er vor einem Kreise vornehmer Frauen. 1810 wurde er als Ober-Konsistorialrat Mitglied der höchsten Schulbehörde für Preußen und Litauen; er rief an mehreren Orten Musterschulen ins Leben. Selbst katholische Prälaten ersuchten ihn um Prüfung ihrer Schulen und gute Lehrer. Der König und die Königin beglückten ihn mit außerordentlichen Gunstbezeugungen; sie schenkten ihm u. a. ein Staatsgut bei Marienwerder. Von der Nachwelt wird dieser Mann sehr verschieden beurteilt. Als philosophisch geschulter Pädagog

hatte er seines Meisters Sinn ohne Zweifel richtig erfaßt. Allein er erhob doch, wie viele damalige Pestalozzianer, die Methode zu hoch über die Eigentümlichkeit der Lehrer und der Schüler. Von den Verdiensten des Schweizer Reformators rühmte er: „Die Methode hat eine Höhe erreicht, von der man auswärts nicht die mindeste Ahnung hat. Einige Fächer, die Zahlen- und Formenlehre z. B., können als vollendet betrachtet werden, und ihr Einfluß auf Kopf, Herz und Kunst ist unglaublich.“ Er trieb das Prinzip der Anschauung ins Wunderliche und Lächerliche; im Religionsunterrichte sogar verstieg er sich z. B. bei der Lehre von Gottes Allmacht dahin, daß er mit rollenden Augen den Donner und mit Kolophonium den Blitz veranschaulichte, daß er „die Kreuzigung des Fleisches“ durch Ausspannung der Arme eines dazu durchs Los bestimmten Knaben versinnbildete. Etwas Neues anzuregen, mit lebendiger Rede seine Ansichten zu empfehlen, das verstand er, „der Mauernbrecher“, wie er sich gern nannte; aber eine ausharrende, geräuschlose Thätigkeit zur Erreichung seiner Ziele entsprach nicht der Eigenart dieses unrastigen Süddeutschen; eine solche Thätigkeit überließ er gern anderen. Von Neigung zum Experimentieren ist er nicht freizusprechen. Bezeichnend für sein Wesen ist auch, daß er dreizehnmal seinen Wohn- und Wirkungskreis änderte, bis er 1840 als müder Wanderer in Stuttgart sein Haupt zur letzten Ruhe legte. Die fein urteilende Fürstin Pauline von Lippe, dieselbe, die einst, wie erwähnt, Natorp in ihr Ländchen ziehen wollte, hatte Zeller richtig erkannt, wenn sie einmal in einem Briefe bemerkte: „Sie dürfen nicht aufgeben, was Sie mit solchem Enthusiasmus unternommen haben. Beginnt es auch kleiner, geht es auch langsam, Sie müssen das Ziel erreichen. Wie lange ruhet der Kern in der Erde, ehe das Bäumchen keimt! Wie viel Stürme drohen es zu zerknicken, ehe es Früchte trägt!“ — Es läßt sich denn auch nicht behaupten, daß seine Musterschulen in Preußen für die übrigen Provinzen „normal“ geworden seien; in Brandenburg unternahm man das Werk des Umbaues nach eigenem und richtigerem Ermessen; von einem sonderlich stolzen Aufblühen des Schulwesens der östlichsten Provinz in damaliger Zeit lesen wir nichts. Etwas fluglahm kam Zeller 1813 durch Berlin. Natorp schreibt über diesen Besuch an die Eltern:

„Vor ein paar Wochen habe ich endlich die mir sehr interessante Bekanntschaft des Ober-Schulrates Zeller gemacht. Er kam aus Litauen und reiste nach seinem Vaterlande Württemberg. Ob er ins Preußische zurückkehren würde, schien er selbst noch nicht zu wissen. Wie viel oder wie wenig die Normalinstitute in Preußen geleistet und gewirkt hätten, konnte ich nicht recht bestimmt von ihm erfahren. Unsere hiesige Provinz hat noch kein solches Normalinstitut. Hier sind andere Wege zur Verbesserung des Volksschulwesens eingeschlagen worden. — Unser projektiertes Schullehrer-Seminar kann freilich nicht eher als nach dem Kriege zustande kommen."

Die „anderen Wege", von denen N. hier spricht, sind uns zum Teil schon bekannt. Die Pestalozzische Methode in vollem Umfange einführen zu wollen, wo fast alle Bedingungen dazu fehlten, wäre Thorheit gewesen; das zeigte sich an den geringen Erfolgen Zellers. „Natorp wirkte," so bemerkt Diesterweg, „ebenso sehr mit der Begeisterung der Vernunft, als des Herzens"; d. h. also, das berechtigte Verlangen sollte sich unter die Botmäßigkeit ruhiger Überlegung stellen; das Vorhandene, so dürftig es war bei den kärglichen Mitteln, die der Staat bot, sollte ausgebaut werden, bis bessere Zeiten kämen. Wie hätte man vernünftigerweise die damals zur Verfügung stehenden Lehrkräfte in die viel berufene Methode hineinkneten wollen? Außerdem ließ Natorp — wir haben es wiederholt betont — der Persönlichkeit gern freien Spielraum gegenüber der „Methode", so weit es nur ein verständiges Vorgehen gestattete. Der vielfach übertriebene Pestalozzi-Dienst und der Formalismus, den er mit sich brachte, schienen ihm den Geist oft eher lahm zu legen, als zu erfreuen. In diesem Sinne schrieb er einmal an Bädeker (1810): „Ich bin in theoretischer Hinsicht sehr geneigt, mich zu Pestalozzi zu bekennen. Was ich aber in praxi gesehen habe, ist noch viel Stümperei; und ich habe nicht bemerkt, daß in pestalozzischen Schulen mehr geleistet werde, als in guten anderen. Vielleicht ist auch in der Schweiz nicht alles Gold, was glänzt. Doch suspendiere ich mein Urteil." — Zunächst befolgte er auch in Brandenburg die vordem im Bochumer Schulkreise als fruchtbringend bewährten Grundsätze: brauchbare Kräfte ausfindig zu machen und durch sie die untauglichen, so viel es ging, zu ersetzen;

junge Lehrer auf dem umgestalteten Seminar zu Potsdam heranzubilden; Normalkurse in der Provinz, an denen er oft selbst Lehrproben gab, und die gewöhnlich einige Wochen dauerten, und Konferenzen und Schullehrervereine ins Leben zu rufen, damit er die Lehrer und Prediger für ihre schöne Aufgabe begeisterte; gute Schriften, z. B. seines Freundes Krummacher „Festbüchlein" und „Kinderwelt", unter den Lehrern zu verbreiten; selbst schriftstellerisch für seine Zwecke zu wirken; durch Reisen und Berichte überall gegenwärtig zu bleiben; die Hauptlehren der neuen Unterrichts- und Erziehungsweise, weniger auf dem Wege der Theorie, als der Veranschaulichung durch Vormachen und Nachmachenlassen in die Lehrerwelt zu bringen; endlich die Standesehre und das Standesbewußtsein auch durch Aufbesserung der Gehälter, der Wohnungen und Lehrzimmer zu heben, wobei er nicht bloß die sparsam fließenden Staatsmittel, sondern auch die Gemeinden, seine eigenen persönlichen Verbindungen, ja, die Milde des Königs in Bewegung setzte. Von der Mühe und Sorge, die ihn diese Bestrebungen kosteten, und die er doch mit allzeit heiterem Sinne unternahm, geben die Schriftstücke der Potsdamer Regierung, sowie seine Briefe an Verwandte und Freunde genugsam Zeugnis. Im Grunde mußte ja immer wieder von vorn angefangen, immer wieder gebessert werden.

„Sie können sich leicht vorstellen", schrieb er im Juni 1811 an die Eltern, „wie mir zu Mute ist, wenn ich von einer Dienstreise zurückkomme, wenn das Blut noch kocht, wenn altgewordene Arbeit aufgehäuft daliegt und von der Reise viel neue Arbeit mitgebracht wird. In den ersten vierzehn Tagen kann man nicht wieder recht zu Atem kommen. Man mustert sein Reisejournal, man rekapituliert, was man auf der Reise gehört, gesehen, angeordnet, verhandelt hat; man vergegenwärtigt sich alle die Dörfer und Städte, durch die man gereist ist, und die Personen, mit denen man zu thun gehabt; man konzipiert Eingaben an die Regierung; man erläßt Verfügungen hierher, dorthin, um die gemachten Erfahrungen zum Besten des Kirchen- und Schulwesens in der Provinz zu benutzen und zu verarbeiten. So erging es mir auf der letzten Reise, und ob ich gleich täglich an Sie schreiben wollte, konnte ich doch nicht dazu kommen. Auf meiner letzten Fahrt habe ich im ganzen 64¾

Meile zurückgelegt. Bis jetzt habe ich ungefähr drittehalb-hundert Meilen und etwas mehr hinter mir.“ Noch 1812 hatte er schmerzliche Klagen über die Gebundenheit bei der Aufbesserung der erbärmlichen Lehrergehälter zu führen. Doch liefert schon das dritte Jahr seiner Amtsthätigkeit, 1811, auch Nachrichten von einigen Erfolgen der Pflichttreue.

„Es ist mir“, so lautet es in einem Briefe an die Eltern, „so oft ich an der Realschule in Berlin vorbeigehe, anziehend, hier die Stiftung eines unserer Vorfahren zu erblicken: die größte Bürgerschule der Hauptstadt mit 20 Lehrern, nebst einem Lehrerseminare für 80 Zöglinge. Allein die Organisation derselben ist nicht mehr der Zeit angemessen, und es hält schwer, die Anstalt zu heben. Gestern dagegen habe ich hier in Potsdam die neue Bürgerschule eröffnen lassen: drei große Lehrzimmer, ein Konferenzzimmer für ihre und alle Elementarlehrer der Stadt, ein Arbeitszimmer für Mädchen, eine Aula. Der Schulinspektor Bernhardt hat die Leitung dieser Schule und die Aufsicht über alle Elementarschulen der Stadt und Vororte. Er muß wöchentlich Konferenzen halten und die Pensen vorschreiben, die wöchentlich durchgemacht werden sollen. An diesem Bernhardt, den wir aus Halle geholt haben, besitzen wir eine vorzügliche Kraft. Einstweilen wohnt er in meinem Hause, gerade über mir. Die erste Einrichtung des hiesigen Schulwesens hat große Schwierigkeiten gehabt. Zuletzt stockte sie noch an der Aufbringung der Kosten für Errichtung der Schulräume. Maaßen aber ließ ohne Umstände auf gut Glück bauen. Wir dachten diesmal: Kommt Zeit, kommt Rat. Dann schrieb ich unmittelbar an den König und bat ihn um 2000 Thlr. Der König antwortete mir gleich, er wäre geneigt, die Kosten zu bewilligen, und die Reform des Schulwesens wäre ihm eine wichtige Angelegenheit. Die Verbesserung der Schulen in der Provinz gewinnt einen immer regeren Fortgang. An mehreren Orten werden Lehrer-Konferenzen gehalten, und sachkundige Männer unternehmen 3- bis 4wöchentliche Kurse mit ihren und den benachbarten Lehrern. Im Dorfe Quielitz wird gerade jetzt ein zweiter Kursus gehalten, dem gewiß über 50 Lehrer und Prediger beiwohnen. Einige Schullehrer haben wir auf Kosten der Regierung hinausgeschickt, um durch sie hin und wieder Funken zu schlagen.“

Am letzten Abend des Jahres 1811 schrieb N. seinen Eltern: „Ich habe nun für dieses Jahr Feierabend gemacht; nicht, um von den Arbeiten des abgelaufenen Jahres auszuruhen und mich zu den Arbeiten, die das neue bringen wird, zu stärken; denn dieses Ausruhens, dieser Stärkung bedarf ich, Gott sei Dank, nicht; sondern nur, um diese letzten paar Stündchen in friedlicher, einsamer Stille mir selbst zu leben. Und darum ergreife ich die Feder, um an Sie zu schreiben uud mit meinem ganzen Gemüte bei Ihnen im elterlichen Hause und Geschwisterkreise zu sein. Das abgelaufene Jahr ist, abgerechnet, daß ich nicht im Vaterlande und in Ihrer Nähe gelebt habe, eines der glücklichsten für uns gewesen: wir sind alle gesund geblieben; wir haben Freude an unsern Kindern erlebt. Auf meiner Reise habe ich im allgemeinen viele gute Erfahrungen gemacht. Besonders in der Elbegegend habe ich sehr viel regen Eifer unter Predigern und Schullehrern gefunden und manche treffliche Männer unter den Geistlichen kennen gelernt. In vielen Schulen sind schon bedeutende Verbesserungen sichtbar. Da findet man schon eine bessere äußere Ordnung; Wandtafeln, Stephanis Wandfibel, eine ausreichende Anzahl von Fibeln und anderen Schulbüchern und Schiefertafeln, die als Inventarien der Schule angeschafft worden; an den mehrsten Orten wird das Schulgeld regelmäßig erhoben und dem Lehrer ein Fixum ausgezahlt. In einigen Schulen sind auch schon Fortschritte in der Verbesserung der Lehrmethode gemacht worden. Auffallend war mir der Eifer, mit dem man die Nägeli-Pfeiffersche Methode, den mehrstimmigen Gesang zu lehren, einzuführen suchte. In mehreren Diözesen waren auch schon Lesezirkel für die Lehrer gegründet worden. Das Wichtigste, das für diesen Teil der Geschäftsverwaltung geschehen konnte, ist die Errichtung der Schullehrer-Konferenz-Gesellschaften, deren nun schon viele entstanden sind und allmählich noch mehrere gestiftet werden. Nachdem ich eine nicht unbedeutende Anzahl derselben durch besondere Verfügungen, durch Privatkorrespondenz und mündliche Besprechungen veranlaßt und in den Gang gebracht hatte, zog ich Berichte ein über das, was in den Diözesen geschehen sei, um den Lehrern zu ihrer weiteren Ausbildung Nachhilfe zu leisten. Dann stellte ich die Notizen über die vorhandenen Gesellschaften zusammen und rückte sie ins

Amtsblatt ein. Diese Veröffentlichungen dürften auch von allgemein historischem Interesse sein. Um auf die Verbesserung des Unterrichtes hinzuwirken, bedarf es Kunststücke. Zunächst machte ich einige Prediger ausfindig, die zu Schulinspektoren ernannt werden sollten, und einige bildungsfähige Schullehrer, mit denen ein dreiwöchentlicher Kursus in Fehrbellin durchgemacht wurde. Diese Lehrer und Inspektoren mußten dann das gewonnene Bessere wieder weiter verarbeiten und anderen mitteilen, bis endlich die Verbesserung des Unterrichts und der Schulzucht epidemisch wurde. Es geht aber mit dieser Prozedur besser, als man denken sollte. In mehreren Dorfschulen habe ich bereits so schöne Fortschritte gefunden, wie noch in keiner Schule des Kleveschen und Märkischen."

Auf die Erzielung dieser Früchte wirkten wohl seine eigene Wärme für die Sache und sein freies, freundliches Wesen, das die Eigentümlichkeit der Lehrer nicht in die Fesseln der „Methode" schnüren wollte, am kräftigsten ein. Nicht selten nahm er selbst den Unterricht in die Hand; und das war den Lehrern das Liebste. So bestellte er einmal*) auf einer Dienstreise im Frankfurter Bezirke einige Schulmeister, die ihn um seinen Rat für den Gesangunterricht gebeten hatten, auch andere, so viele ihrer kommen wollten, zu sich in die Herberge. Es kamen an die 40. „Nun," sagte er, „da ich sehe, daß es Ihnen Ernst um die Sache ist, so soll es auch mir mit Ihnen Ernst sein; Sie müssen aber zwei volle Tage hierbleiben." Die ersten Übungen machte er dann mit Taktschlagen, wie in der Kinderschule. Das Neue rief ein Lächeln hervor; aber dies währte nicht lange und wich einem freudigen Ernste. Es folgten dann Übungen höherer Art. „Hatte ich," so erzählt er, „ein Pensum eingeübt, so wurde einer der bisherigen Schüler selbst Lehrer, und ich brauchte nur wenig nachzuhelfen. So wurde innerhalb zweier Tage eine Stufe nach der andern erstiegen, und wir standen so weit oben, wie für jetzt die Elementarschule kommen sollte. Nichts von Theorie; alles ein Vor- und Nachmachen!" — Die einfachste und zunächst wirksamste Methode!

Die Saat war also aufgegangen und lohnte das mühsame Ackerwerk bereits mit reichem Ertrage, ehe das neue Kriegswetter

*) Vergl. Balsters Lebensbeschreibung.

über das Feld erbrauste. Mußte der Anblick dieses Segens das Herz des Säemannes besonders erfreuen, so pflückte er doch auch gern hin und wieder ein Blümchen am Wege. Auf den anstrengenden Reisen fand N. da wohl einen bejahrten Geistlichen, der einst mit seinem Vater in Halle Freundschaft geschlossen hatte. Wiederum konnte er eigene Erinnerungen aus der Studienzeit auffrischen. „In der Ritterakademie zu Brandenburg," erzählt er seinem Vater, „fand ich — denken Sie sich mein Erstaunen! — ganz unerwartet meinen Universitätsfreund Woltersdorf, seit 3 Jahren als — Lehrer der Mathematik angestellt. Er hatte als Artillerist den Krieg mitgemacht, stand geraume Zeit in Münster und Emmerich, wurde zu Magdeburg kriegsgefangen, wurde ausgewechselt, wieder als Leutnant angestellt, nahm dann seinen Abschied, wurde Hauslehrer in der Lausitz und zuletzt Lehrer in Brandenburg. Ich bat ihn zu mir zu Tische, und wir erlebten einen vergnügten Abend unter angenehmen Erinnerungen. Insbesondere dankte er mir noch für den Überzieher, den ich ihm einmal schenkte, und den er sich rings herum mit der Schere beschnitt, um bequemer darin sitzen zu können." — „Ich war auch in Ziesar, wo Wilberg geboren wurde. Sein Oheim ist noch dort, ein rüstiger Schulmeister, der mehr leistet, als mancher junge Mann. Es giebt noch vier dieses Namens in der Mark, die alle als Lehrer sich auszeichnen." — „Auf Domhavelberg, machte ich die Bekanntschaft des uralten Generalfeldmarschalls von Möllendorff, der jetzt dort als Dechant des Domkapitels lebt. Dieser Mann erfreut sich noch einer seltenen Gesundheit, Munterkeit und Geistesfrische. Er nimmt an allem, was vorgeht, so weit das auf der Stube möglich ist, lebhaften Anteil. Als ich zu ihm kam, las er gerade in unserm Regierungs-Amtsblatte die ausführlichen Nachrichten über die in der Provinz errichteten Schullehrer-Gesellschaften von meiner Hand. Er hatte über den Eifer für die Verbesserung der Volkserziehung, die sich jetzt vorbereitet, viel Freude. Als ich am folgenden Tage mit einem der dasigen Superintendenten bei ihm speiste und 48er mit ihm trinken mußte, fand ich ihn munterer als irgend einen andern in der Gesellschaft. Er brachte so viel Gesundheiten aus, wie der bekannte alte Magistrat in Essen. Der alte Mann liest noch den Xenophon und den Herodot." (Septbr. 1811.)

Die Errichtung des Potsdamer Seminars und die Umgestaltung der ausgedehnten Militär-Waisenanstalt zogen sich noch weiter hin. Die Pflege der 300 Elementarschulklassen in Berlin allein verlangte daneben eine bisweilen überwältigende Anstrengung. Doch waren die städtischen Schulen und die höheren Lehranstalten schon mit besseren Mitteln und Lehrkräften ausgestattet, als die ländlichen Volksschulen, weshalb wir auch bei den Bemühungen Natorps um diese am längsten verweilt sind.

Balster bringt in seinem Werkchen über Natorp ein humoristisches Lied, das die Brandenburger Lehrer ihm bei irgend einer Gelegenheit gewidmet haben, und das von ihrer liebevollen Verehrung für den Oberschulmeister zeugt. Die ersten Zeilen dieser Poesie lauten:

„Sei uns gesegnet, Mann voll Kraft,
Der Heil in unsern Schulen schafft:
Im Lande reiset er herum
Und bringt uns Evangelium.“

Balster begleitet sie mit der Behauptung: „Man sieht, daß N. schon vor vielen Jahren der Liebling des Volkes, der Stolz und die Krone unserer Pädagogik war. So war's und so wird es bleiben.“ Allerdings liegen Zeugnisse genug vor, daß die Brandenburger Lehrerwelt ihm lange die dankbarste Erinnerung bewahrt hat, und daß sie ihn nur mit tiefem Schmerze aus ihrer Mitte scheiden sah. Aus ungekünstelter Hochachtung spricht eine andere kleine Kundgebung, die uns gelegentlich in die Hand fiel. 1881 nämlich erhielt Natorps Enkel, Dr. Gustav Natorp zu Essen, von Frau Rektor W. ein altes Bildchen seines Großvaters in Steindruck. Auf der Rückseite stand geschrieben: Natorp, Königl. Preuß. Ober-Konsistorial- und Schulrat zu Potsdam, mein Examinator, der einsichtsvollste, gelehrteste und liebenswürdigste Mann seiner Zeit, dessen Andenken in meinem Herzen nie ersterben wird. Wer nach meinem Tode dieses Bild ehrt, giebt dadurch auch seine Liebe zu mir zu erkennen. Dressel, Prenzlau, 5. März 1872. (Dressel war der Großvater der oben erwähnten Dame.)

2. Schriftstellerische Thätigkeit.

Da es, wie einmal bemerkt, Natorp am Herzen lag, die Prediger und Lehrer auch durch Schriften mit den Fortschritten der Unterrichts- und Erziehungskunde vertrauter zu machen und

zur Beschäftigung mit den damaligen Meistern anzuregen, so that er sein Mögliches — wo es anging, auf Kosten der Regierung —, gute Bücher zu verbreiten, und setzte er die eigene schriftstellerische Thätigkeit nach jener Richtung fort. Es gehörte für ihn ohne Zweifel eine gewisse Selbstverleugnung dazu, sich auf das Gebiet dieser nächstliegenden Aufgaben zu beschränken. Man mag es bedauern, daß ein so reicher und tiefer Geist nicht auch in den Bahnen der schönen Wissenschaft und der Theologie zu schaffen unternahm, wie es seinem Freunde Krummacher die geringere Ausdehnung des Berufskreises gestattete; indes er hat durch seine Selbstbeschränkung den Bestrebungen seiner großen Zeit genug gethan und den Dank und Segen dieser Zeit in reichem Maße geerntet.

Das westliche Deutschland, aus dem er herüber kam, hatte schon zu Anfang des Jahrhunderts auf dem Gebiete der Pädagogik wie der Heimatskunde eine rege litterarische Thätigkeit entwickelt. Bädekers rasch wachsender Verlag warf Jahr um Jahr bedeutendere Schriften dieser Art auf den Markt. In den Zeitschriften Westfalens, den „Allgemeinen politischen Nachrichten", dem „Westfälischen Anzeiger", später dem „Hermann", hatte man Mittelpunkte auch geistiger Bestrebungen. Über die Mark Brandenburg dagegen berichtet Natorp in dieser Hinsicht: „Hier ist, Berlin abgerechnet, fast gar kein Buchhandel. Nur durch die Berliner politischen Zeitungen, deren es zwei oder drei von Bedeutung giebt, können Sie Ihre Verlagsartikel bekannt machen." (An Bädeker, 1810). Die pädagogischen Erneuerer der Zeit mußten dort ihre Anschauungen durch Bücher zu verbreiten suchen; Zeitschriften, die dem Zwecke besser gedient hätten, gab es eben nicht. Dazu waren die Postverbindungen unter der französischen Tyrannei scheußlich lahm gelegt. „Wenn Sie mir, lieber Bädeker, etwas anders schicken als einen Brief, so übergeben Sie es ja nicht der Post, weil das Porto im Königreich Westfalen enorm hoch steht. Vor ein paar Tagen habe ich für einen etwas dicken Brief 1 Thlr. 4 Gr. Porto bezahlt, für die Preisschrift aus Detmold 1 Thlr." Die Briefe besorgte man, wo nicht dringend Eiliges vorlag, lieber paketweise durch Einlage in größere Buchhändlersendungen, indem man den Hauptempfänger um Beförderung in die Umgegend ersuchte.

Einen großen Teil seiner Erfahrungen und Ansichten, gewissermaßen die Fortsetzung seines „Grundrisses", legte Natorp damals in seinem „Briefwechsel einiger Schullehrer und Schulfreunde" nieder. Die drei Bändchen dieses Werkes verbreiteten sich über die äußeren und inneren Schulangelegenheiten, die Methoden der einzelnen Unterrichtszweige und die einfachsten Mittel für günstigen Erfolg der Belehrung in leicht faßlicher, klarer und schöner Sprache, sollten jedoch, nach Diesterwegs Worten, „namentlich zeigen, wie unter den allerwärts bestehenden Verhältnissen, Hindernissen und Schwierigkeiten mit den vorliegenden Mitteln und Kräften das Schulwesen zum belebenden Fortschritte gebracht, und wie ihm eine den Bedürfnissen der Menschennatur und der allgemeinen deutschen Volksbildung gemäße Ausgestaltung gegeben werden könnte". Das Werk war also auf die damaligen Verhältnisse zugeschnitten; wie es aber aus diesem Grunde schon einen geschichtlichen Wert behauptet, so bietet es immer noch viel Beherzigenswertes und Belehrendes. — „Damals," fügt Diesterweg hinzu, „ist der Briefwechsel vielen Lehrern ein ratender, belehrender, ermunternder Freund gewesen; er wird es noch lange bleiben; darum sollte man ihn wenigstens in keiner Lehrerbibliothek vermissen." Die Form des Briefes war zunächst mit Rücksicht auf die Mitteilungen des Buches aus der ehemaligen Weitmarer Schullehrergesellschaft gewählt. „Eingedenk so vieler Amtsgenossen," so heißt es in der Einleitung, „denen ihr Amt eine drückende Last und ein schweres Joch ist, hat die Gesellschaft dem Herausgeber sehr gern verstattet, dasjenige, was ihm als erheblich genug erschien, aus ihrem Zirkularbuche, aus ihrem Briefwechsel und ihren Verhandlungen auszuziehen und dem Publikum der Schullehrer und Schulfreunde zu übergeben." Schon der 1. Band erfreute sich einer so günstigen Aufnahme, daß bald ein wiederholter Abdruck erforderlich wurde. „Ich hatte," bemerkt N. in der neuen Auflage, „bei der Herausgabe die Absicht, den Übergang aus der vorigen Periode des Volksschulwesens in die jetzige befördern und an das bisherige Gute das in neuester Zeit gewonnene und bewährt gefundene Bessere auf eine nicht stürmische Weise anknüpfen zu helfen. Ich betrachtete die darin aufgestellten Verhandlungen als erläuternde Beilagen zu einer „Encyklopädie der Volksschul-

kunde“, die ich als kompendarisches Lehrbuch herauszugeben willens war. Mögen sie jetzt, da seitdem mehrere vortreffliche Bearbeitungen der Volksschulkunde erschienen sind und der Schulwelt durch das Ausbleiben des Lehrbuches kein wesentlicher Gewinn entgehen wird, als erläuternde Beilagen zu irgend einem anderen encyklopädischen Lehrbuche gelesen werden.“

In diesem Briefwechsel, namentlich Stück 17 und 22, war wiederum der Gesangunterricht besonders warm besprochen. Seit 1809 stand N. in Verkehr mit Zelter. „Bei meiner letzten Anwesenheit in Berlin,“ erzählt er (31. Okt. an Bädeker), „habe ich durch den Staatsrat Uhden Gelegenheit gehabt, in die Zeltersche Singakademie zu kommen. Es werden dort nur Musikalien im hohen Stile, Choräle, Motetten u. ä. aufgeführt. Alles, was man da hört, ist idealische religiöse Musik. Ich habe gar keine Idee davon gehabt, daß der Gesang „Meine Hoffnung stehet feste“, den ich gerade hörte, so ausgeführt werden könnte, wie da geschah. Ob 20 Stimmen oder eine sangen, war gleich; es war ein Ton, und alle Stimmen klangen gebildet und geübt. Wäre Krummacher dabei gewesen, er wäre nicht herausgekommen, ohne daß ihn eine Parabel wie „Assaph“ gefunden hätte.“ — So aufs neue angeregt, wuchs sein Eifer, den Gesang in den Schulen seines Wirkungskreises zu fördern. Der Gesang erschien ihm mehr und mehr als ein „Bildungsmittel, das durch kein anderes ersetzt werden kann“. Es stand für ihn fest, daß „die Veredelung der kirchlichen Feierlichkeiten, die Verbesserung des Volksgesanges und die Verschönerung der Volksfeste durch die Unterweisung der Jugend auch im mehrstimmigen Gesange vorbereitet werden könnten und müßten“. Er schlug aber seinen eigenen Weg ein, um dieses Ziel zu erreichen. Die methodische Skizze im „Briefwechsel“ hatte großen Beifall gefunden. Lehrer, die nach deren Fingerzeigen unterrichteten, rühmten den guten und sicheren Fortschritt der Schüler, den bildenden Einfluß der Methode auf das Gemüt der Kinder und die Rückwirkung auf die Freundlichkeit der Unterweisenden. So fühlte sich N. veranlaßt, eine besondere „Anleitung zur Unterweisung im Singen für Lehrer in Volksschulen“ zu schreiben; sie wurde 1813 in Potsdam gedruckt und späterhin, 1816, nochmals umgearbeitet, in Bädekers

Verlag herausgegeben. Das Werk erlebte eine lange Reihe von Auflagen und war in mehr als 5000 (Balster meint 7000) Abdrücken noch zu Natorps Lebzeiten durch die Lehrerwelt verbreitet. Bald nach seinem Erscheinen wurde der Markt mit musikalischen Fibeln, Gesangbüchern und Methodenlehren anderer, die Natorps Arbeit in ausgiebigster Weise benutzten, überschwemmt. Mehr noch als dieses Zeugnis für die Richtigkeit des eingeschlagenen Weges mußte ihn der Eifer erfreuen, mit dem Prediger und Lehrer jetzt der Pflege des Gesanges sich hingaben, zunächst in der Mark, dann auch in anderen Teilen Deutschlands; mit dem sie auch schon dazu übergingen, aus den der Schule entwachsenen jungen Sängern Chöre zu bilden und so die Liebe zum Gesange in die Kirche und ins Volk zu verpflanzen. Natorp konnte sich mit Grund der Hoffnung hingeben, daß der neu erwachte Sinn für die schöne Kunst in der Lehrerwelt von Dauer sein würde. „In noch weit größerem Umfange wird die Erfahrung für mich sprechen, wenn erst große Musiker es werden der Mühe wert gefunden haben, die neu aufkommenden Sängerchöre mit solchen Kompositionen zu beschenken, die dem Grade ihrer Kraft und Kunstfertigkeit ebenso sehr, wie der Würde der Kirche und der edeln Einfalt unserer Volksfeste angemessen sind." — 1815 drückte er noch zuversichtlicher seine Hoffnungen auf das weitere Gelingen des Werkes in einem Briefe an Bädeker aus: „Nach Verlauf einiger Jahre wird die Musik in deutschen Volksschulen bestimmt Wurzel geschlagen haben. Bei dem Examen in Ihren Schulen (zu Essen) werden Sie fest und anschaulich überzeugt worden sein, daß von mir ein sicherer Gang des Unterrichtes vorgezeichnet wurde, und daß ich meiner Sache ganz gewiß sein kann. Sollte mich das Schicksal nach Westfalen zurückführen, so werde ich auch dort der musikalischen Seite des Unterrichtes in den Volksschulen meine besondere Aufmerksamkeit und Bemühung widmen. In der Kurmark habe ich diesen Unterricht bereits in mehr als 450 Schulen gebracht." — Für Schulkinder schrieb N. auch eine Art Gesang-Fibel: „Lehrbüchlein der Singekunst für die Jugend in Volksschulen." (I. Kursus 1832 in 7. Auflage, II. 1827 in 2. Auflage.)

Eine neue Bearbeitung seiner vielgebrauchten Lese-Fibel lieferte N. gleichfalls noch zu Potsdam; er konnte das Büchlein zugleich

durch einen geschickten Künstler zu Berlin mit besseren Holzschnitten ausstatten lassen. Schwer wurde ihm der Entschluß, die „kleine Bibel", die vergriffen war, nach Bädekers Wunsch neu herauszugeben. „Ich möchte sie gern umarbeiten; andere aber, z. B. Schwarz in Heidelberg, Ehrenberg, Halm, Niemeyer, wollen sie unverändert. Sie liegt mir wirklich schwer auf dem Herzen." Die Neuauflage kam denn auch erst mehrere Jahre später zustande.

Leider mußte er hören, daß seine Schriften im Westen von Plagiatoren sehr unverfroren ausgebeutet wurden. Gegen diesen Mißbrauch trat er scharf tadelnd ein. „Daß Sie und Krummacher," schrieb er an Bädeker, „gegen den Nachdruck ernstlich zu Felde ziehen, ist recht und wohlgethan. Es würde mich empfindlich schmerzen, wenn auch in dem ehrlichen Westfalen den Nachdruckern die Thür geöffnet wäre. Man muß mit Kraft und Entschiedenheit alles unehrliche Wesen verdammen, damit die Kinder der Welt nicht gänzlich versinken, und damit die Leute nicht indifferent werden."

3. Leben in Potsdam.

Der Wellenschlag der vielseitigen Arbeit im neuen Amte drohte anfangs die Kraft zu überwältigen. „Indes, wir sind ohne Halsbrechen glücklich durchgekommen," tröstet er die Eltern, „und von nun an wird es hoffentlich noch besser gehen. Vorgestern sind zwei Konsistorial-Assessoren bei uns eingeführt worden, der hiesige lutherische Prediger an der Heiligen-Geist-Kirche Kloß und der reformierte Prediger an der französischen Kirche Papin, zwei brave Männer. Der Ober-Konsistorialrat Nolte ist schon früher eingetroffen. Die Sektion (des Ministeriums) ist freilich noch immer in Königsberg, und niemand weiß auch nur das Geringste davon, wann sie nach Berlin kommen werde. Der Bevollmächtigte der Sektion in Berlin ist der Staatsrat Uhden, ein trefflicher Mann, der sich auch auf das Schulwesen versteht. Er war vor Humboldt in Rom preußischer Gesandter." — Unter den Amtsgenossen war ihm nächst Vincke, mit dem er manches trauliche Abendstündchen bei dampfender Pfeife über Heimat und Heimatliches verplauderte, der Direktor Maaßen ein besonders warm verehrter Freund. Landsmannschaft führte ihn

zunächst in das Haus dieses ausgezeichneten Menschen; gegenseitige Hochachtung schloß zwischen den beiden Freunden einen Bund fürs Leben. Als Maaßen nach Berlin, Natorp nach Münster versetzt wurde, bot ein lebhafter Briefwechsel Ersatz für den allerdings schöneren Verkehr in Potsdam. Dort wohnten die Familien nicht weit von einander entfernt. „Es ist mir sehr angenehm", heißt es in einem Briefe an die Eltern, „bisweilen einen Sprung hinüber zu thun, und für Maaßen ist es gut, wenn man ihn dann und wann in der Arbeit unterbricht, weil sonst bei ihm des Arbeitens kein Ende wird. Ein Regierungs-Direktor, wie er, ist wahrlich ein seltener Vogel. Er versteht alles, und je länger und näher man ihn kennen lernt, desto mehr Trefflichkeiten und Vorzüge findet man an ihm; er ist die personifizierte Sachkunde; überall trifft er den Nagel auf den Kopf. Dabei besitzt er eine unbestechliche Rechtschaffenheit und eine wahrhaft kindliche Herzensgüte. Er sucht nie irgend jemandem zu gefallen; aber er gefällt allen, die ihn kennen lernen. Es freut mich sehr, daß wir einander verstehen. Unbegreiflich ist es mir, wie er seiner Arbeit Meister wird und dabei, wenn es darauf ankommt, noch recht fröhlich bleiben kann. Vorgestern haben wir uns tüchtig über unsere Schuljahre in Wesel zerlacht. Von der Regierung wohnen wir ziemlich weit entfernt; ich rufe ihn oft ab, und dann haben wir etwa 15 Minuten weit zu gehen." Nach den Sitzungen, die gewöhnlich von 9 Uhr vormittags bis nachmittags 3 andauerten, gönnte man sich gern einen Erholungsgang nach der Insel Tornow. „Heute fuhren wir in einem Kahne hin und kehrten zu Fuß — denn an der jenseitigen Ecke hängt die Insel durch eine Brücke mit dem festen Lande zusammen — auf einem schönen Umwege zurück. Alle Tage findet man auf Tornow Gesellschaft, Donnerstags eine vorzüglich zahlreiche, Offiziere, Mitglieder der Regierung, Bürger aus Potsdam mit ihren Familien. Heute waren, wie gewöhnlich, auch Vincke und Maaßen dort. Diesen Abend gehe ich mit Christiane in unsere neue Sozietät, die heute eingeweiht wird. Maaßen und fast alle Mitglieder der Regierung gehören zu ihr. Ob ich gleich nicht so oft hingehen werde, wie manche andere, weil ich, wie Maaßen, lieber zu Hause und bei der Arbeit sitze, so ist es mir doch angenehm, zu diesem

Kasino zu gehören: teils, weil ich dort sehr oft andere Räte finde, mit denen ich zu sprechen habe; teils auch, weil ich wöchentlich zweimal meine Frau mitnehmen oder auch allein hingehen lassen kann. Die Lebensweise ist hier übrigens sehr ungezwungen. Unter den Regierungsmitgliedern herrscht, da der Präsident und die Direktoren mit einem liberalen Beispiele vorgehen, ein sehr guter Ton. Keiner hat vor dem andern Scheu. Auch in den Sessionen waltet durchweg ein schöner Geist. Alle Mitglieder sind fleißige Arbeiter, und von Parteigeist, Eifersucht, Rangsucht u. dgl. findet man auch nicht die geringste Spur; und wenn jemand ein Fünkchen davon hätte, der würde es verlieren, wenn er nur eine Zeit lang mit solchen Männern, wie der Präsident und die Direktoren sind, arbeitete."

Als Vincke schied, schrieb N. an Bädeker (4. April 1810): „Sie können sich nicht vorstellen, mit welch einer herzlichen Verehrung und Anhänglichkeit ihm alle ergeben waren. Seine Abreise erfüllt daher nicht nur uns, sondern das ganze Land mit Wehmut."

In Berlin verkehrte N. gern bei seinem Vetter, dem Ober-Konsistorialrate Hecker, und freute sich jedesmal, im Staatszimmer die Bildnisse der Vorfahren, J. Jul. Heckers und seiner Eltern, „schön und sauber" prangen zu sehen. Ein anderer Vetter Hecker wirkte als Professor an dem mit der Heckerschen Realschule verbundenen Friedrich-Wilhelms-Gymnasium; dessen Pflege wurde der älteste Sohn Natorps, Gustav, anvertraut. Dem Jünglinge stand daneben späterhin das Maaßensche Haus wie ein elterliches gastlich offen.

Auch das außeramtliche Leben in Potsdam gefiel der Familie. „Die Gegend ist sehr schön; wäre hier mehr Laubholz, so würde ich sagen, wunderschön." — „Lebte ich Ihnen" (so schrieb N. 1809 an die Eltern), „lebte ich dem Vaterlande und den Freunden dort näher, ich würde es kaum bemerken, daß ich in ganz veränderten Verhältnissen stände. Sie können hieraus schließen, daß ich sonst zufrieden bin, und daß ich Freude habe an meinem Berufe. Ich sehe aber auch in diesem meinem größeren Wirkungskreise nichts anders als meine Pflicht und Geschäfte und könnte mit eben der Leichtigkeit wieder in einen engeren Wirkungskreis zurücktreten, wie ich mich in diesen weiteren gewöhnt habe." —

Das häusliche Leben zeigte ganz den einfachen Stil und Gang der Essener Zeit. Anfangs bewohnte man ein kleines Haus in der Friedrichstraße, dann ein größeres am Wilhelmsplatze, zuletzt am Bassin. Hausfreunde aus der Stadt waren der Prediger Klotz, der 1815 die ältesten drei Kinder konfirmierte, und der Schulinspektor Bernhardt, ein treuer Gefährte in der bald folgenden Zeit der Drangsal. Mitunter bestieg Natorp auch zur Vertretung der städtischen Geistlichkeit die Kanzel. „Eben," schreibt er 1. Oktober 1809 an seine Eltern, „komme ich aus der französischen Kirche, wo ich für den gichtbrüchigen Prediger Walther eingetreten war. Das Predigen kam mir, da ich so lange nicht gepredigt hatte, schon wirklich ganz fremd vor; und ich sehe, daß ich von Zeit zu Zeit öffentlich auftreten muß, wenn ich es nicht ganz verlernen will. Und das darf ich doch nicht, weil ich in späteren Jahren vielleicht noch wieder in einer kleineren Pfarre Ruhe suchen werde." — Seine kirchlichen Reden wurden aber besonders gern angehört. Auch der König fand Gefallen an ihnen; wiederholt mußte N. vor ihm predigen, auch am 25. Juni 1815 die Festpredigt zur Siegesfeier von La Belle-Alliance in der Garnisonkirche halten. Friedrich Wilhelm nannte ihn einmal, wie ich bemerkt habe, seinen geistlichen Feldmarschall.

Der König kam erst Dezember 1809 nach Berlin und dann nach Potsdam, dessen Einsamkeit sich nun rasch belebte. Zu den Einzugsfeierlichkeiten seines Herrschers ging Natorp nach Berlin, wo er durch die Freundlichkeit der Frau Landrat von Itzenplitz eine Einlaßkarte zum oberen Stockwerke des großen Zeughauses erhielt. „Der König," so berichtet ein Brief an die Eltern (29. Dez. 1809), „zog zu Pferde vor seiner Garde her. Die Prinzen marschierten mit den Truppen. Die Königin fuhr in einem ihr von der Bürgerschaft geschenkten schönen Wagen. Vor dem Palais hielt der König, um die Truppen vorbeiziehen zu lassen. Nachher stand er mit der Königin, so lange der Zug der Nationalgarde währte, oben auf dem Balkon. Das Getümmel und das Gewühl und das Vivatrufen waren unbeschreiblich. Am folgenden Morgen erschien das Königspaar mit allem, was zum Hofe gehört, in der Kirche, wo Hofprediger Michaelis predigte." Im Sommer des nächsten Jahres traf Natorp mit dem Könige zuerst zusammen. Er ging mit Frau und Kindern gerade durch

den Neuen Garten, als Friedrich Wilhelm plötzlich mit Gefolge erschien und ihn freundlichst begrüßte. Bald entwickelte sich zwischen beiden ein lebhaftes Gespräch; N. mußte seinem aufmerksam zuhörenden Herrn über die Grafschaft Mark erzählen. Es geschah das nicht ohne tiefe Rührung auf beiden Seiten. In der Folge hatte Natorp noch oft vor dem Könige zu erscheinen.

Daß er der früheren Gemeinde nicht vergaß, braucht kaum versichert zu werden. „Die Essener Gemeinde," versicherte er Bädeker (1810), „liegt mir immer am Herzen und wird mir immer wert bleiben. Daß dort für das Schulwesen so herrlich fortgearbeitet wird, thut meinem Herzen innig wohl. Halten Sie die Gemüter warm; dann gelingt alles." Und Christiane fügte den treuen Gruß hinzu: „Auch ich grüße Sie herzlichst, meine teuern, geliebten Freunde! Wie oft denke ich an Sie und unsere trauliche Nachbarschaft! In unserer langen Straße wohnt niemand, zu dem ich so auf den Lauf hingehen könnte, wie ich es so gern that, meine geliebten Freunde und Nachbarn! Ich werde Euer nie vergessen; vergesset auch meiner nicht." —

Auf den Sommer 1813 wurde eine Reise in die Heimat geplant. „Könnte ich doch," schrieb N. unter dem 21. Juni 1812 nach Gahlen, „statt dieses Briefes selbst mit den Meinigen bei Ihnen eintreffen, um den Geburtstag unserer Mutter feiern zu helfen, wie es mein Plan war! Für dieses Jahr empfangen Sie wieder nur aus der Ferne unsern schriftlichen Gruß und Wunsch, liebe Mutter! Gott lasse Sie diesen Tag in Gesundheit und Freude erleben! Er erheitere Ihre Tage und lasse Sie noch viele Jahre in ungestörter Ruhe unter uns verweilen! Wenn dieser Tag im künftigen Jahre erscheint, dann gedenke ich, will's Gott, bei Ihnen zu sein, und dann erfreuen wir uns des Endes der Kriege im Vaterlande, und Sie sehen dann mit mehr Ruhe und mit getrostem Sinne auf Kinder und Enkel." Wie anders, als er dachte, mußte sich dieses nächste Jahr gestalten! —

4. Die Weltereignisse.

Wieder unter dem Szepter des angestammten Königshauses leben zu können, war den westfälischen Mitgliedern der Regierung zu Potsdam ein Ersatz für die oft sich geltend machende

Sehnsucht nach der Heimat, aus der man sie gewissermaßen verbannt hatte. Ihre neue Stellung hatte sie wenigstens dem Menschen entrückt, der das Schicksal verdiente, — zwar von allen Zeitgenossen gefürchtet, von manchen, auch diesseits des Rheines, bewundert, aber fast — von keinem, Josephine Beaumarchais unter den wenigen Ausnahmen, geliebt zu werden. Daß ihn der Haß der echten Deutschen verfolgte, hatte nicht allein seinen Grund in dem namenlosen Elend, das er über unser Volk gebracht, sondern vor allem in seiner nichtswürdigen Denkungsart. Keine Art von Freiheitssinn giebt es, die er nicht mit Füßen getreten; keine Tugend, die er nicht verachtet hat. Frau von Remusat, die ihn genau kannte, schrieb über ihn: „Ich weiß nichts Niedrigeres, als die Seele Napoleons. Keine Spur von Edelsinn und wahrer Größe in ihr! Niemals habe ich gesehen, daß er eine edle That bewunderte; ich zweifle sogar, ob er sie auch nur verstehen konnte. Er scheute sich nicht zu sagen, die Überlegenheit eines Menschen erkenne man an seiner Geschicklichkeit im Lügen. Einer seiner Oheime, so erzählt man, weissagte über ihn: Ich zweifle nicht, daß Napoleon es weit bringen werde; denn er lügt immer." — Nach der Schlacht bei Leipzig riet ihm sein Gesinnungsgenosse Talleyrand, den Alliierten Zugeständnisse zu machen; man würde sie drüben doch nicht als Feigheit deuten, eben weil sie von ihm kämen. „Feigheit?" sagte Napoleon; „ich wäre auch der Feigheit fähig, wenn ich sähe, daß sie mir nützte. Im Grunde giebt es nichts Edeles oder Niedriges auf der Welt, und ich würde nicht widerstreben, etwas zu thun, was die Menschen für eine entehrende Handlung erklären, falls es mir diente." Einer solchen Denkungsart stelle man nun die Gewissenhaftigkeit und Treue, die Liebe zur Pflichterfüllung, die Anhänglichkeit für König und Vaterland, die Überzeugung von dem Werte der freien Bethätigung des Einzelnen, kurz, die volle vaterländische Tugend gegenüber, die z. B. in den Mitarbeitern eines v. Vincke lebte und wirkte; dann wird man ihren Widerwillen gegen den Gewalthaber, der sein Ansehen auf Lug und Tücke und auf ein Kriegsglück ohnegleichen gründete, verstehen; verstehen auch ihre Freude über jede Genugthuung, die damals dem hartgeprüften Friedrich Wilhelm III. im deutschen Volke oft zu teil wurde.

Die andere Hälfte des Jahres 1812 erfüllte die Gemüter in Berlin und Potsdam mit neuer schwerer Sorge. Vor die Augen der Preußen trat das niederschlagendste Schauspiel, als man ihre Söhne unter dem Eroberer auf die Schlachtbank gen Rußland ziehen lassen mußte. Am 21. Juni schon hatte Natorp an die Eltern geschrieben: „Die Lage der Dinge ist jetzt noch so rätselhaft, die Ungewißheit in Hinsicht der nächsten Zukunft so groß, die Spannung der Gemüter in betreff der großen Entscheidung über große Dinge so allgemein, daß ich noch gar nicht weiß, ob ich zur Ausführung meiner Reise zu Ihnen in diesem Sommer schreiten darf. Die Teuerung und die Abgaben, die Ihre Gegend drücken, sind auch hier immer lästiger geworden. Das jetzige Verhältnis unseres Staates, unsere Allianz mit Frankreich, das Armeekorps, das wir gestellt haben, die starken Durchmärsche durch unser Land erfordern einen ungeheuern Kostenaufwand. Aus den Zeitungen werden Sie vermutlich ersehen haben, daß auch jetzt wieder eine neue überaus hohe Einkommensteuer erhoben wird, eine Steuer, die die Kräfte der Unterthanen aufs äußerste anstrengt. Der Staat und der Einzelne müssen nur auf Ersparnis und Einschränkung bedacht sein und ihr Glück und ihre Beruhigung in dem Gedanken finden, daß nun bald das Ende der ungewissen Lage erscheinen und die Zeit der Ruhe und Festigkeit kommen wird. Fern kann diese Zeit nicht mehr sein. Der letzte Kampf beginnt jetzt. Die Heere stehen einander gegenüber. Die beiden Kaiser sind bei ihnen. Über ihre beiderseitigen Zurüstungen, ihre Maßregeln, ihre Stellungen herrscht tiefes Schweigen. Von Rußland her vernimmt man keine Silbe; nichts, was Politik betrifft, kommt über die Grenze, nicht einmal Gerüchte, nicht einmal Vermutungen. Unser Vernehmen mit Frankreich ist, wie es scheint, ein freundschaftliches. Unser König ist auf einige Tage mit dem Kronprinzen, dem Staatskanzler und einem kleinen Gefolge in Dresden bei Napoleon gewesen. Eine Zeit lang erwartete man diesen hier oder zu Berlin; es wurden auch bei Hofe Anstalten zu seinem Empfange getroffen. Er kam aber nicht, sondern schrieb an unsern König und schlug ihm vor, an irgend einem Orte mit ihm zu sprechen, und darauf ging der König nach Dresden. Er machte zunächst dem sächsischen Hofe einen Besuch, und in dem Zimmer

des sächsischen Königs wurde er von dem Kaiser Napoleon überrascht, der ihm mit seinem Besuche zuvorkam. Von Dresden ist Napoleon schleunigst aufgebrochen und vorwärts gereist. Des Jubels in Sachsen beim Empfange unseres Königs ist kein Ende gewesen; besonders in Dresden. Um ohne Störung etwas sehen zu können, hat er seinen alten grauen Überrock anziehen und wie andere Philister zu Fuße umher spazieren müssen. Und auch so mußte er sich bald zurückziehen, weil er erkannt und vom jubelnden Volke umzingelt wurde. In Meißen ist der Empfang über alle Beschreibung herzlich gewesen. Am Abende beleuchtete man die ganze Stadt, ob man gleich von seiner Durchreise erst kurz vorher Nachricht erhalten hatte. Daß der König da blieb und nach seiner Natur und Gewohnheit ins Volk kam, durch die Straßen zu Fuß ging, um die Illumination zu sehen und den Leuten die Freude nicht zu verderben, hat die Meißener innig gerührt; den besten eigenen Landesherrn hätten sie nicht mit mehr Achtung und Liebe aufnehmen können."

Über die Familienerlebnisse während der Zeit der großen Wendung erzählt ein Tagebuch des ältesten Sohnes. „Zuerst verbreiteten sich bei uns unbestimmte Gerüchte, daß das „große Heer" vernichtet wäre. Französische Flüchtlinge in gräßlich elendem Aussehen bestätigten diese Zeitung. Berlin war bald voller Franzosen, Potsdam voll von der preußischen Garde. Die Lazarette boten nicht Raum genug für die Leidenden. Am 17. (Januar 1813) war ich mit Vater und Mutter abends beim Regierungsrate Günther zur Geburtstagsfeier; da wurde Generalmarsch geschlagen; die Truppen traten an und blieben die ganze Nacht unterm Gewehr, weil sich das Gerücht verbreitet hatte, die Franzosen wollten den Kronprinzen als Geisel mit fortschleppen. Am 20. wurde der Kronprinz konfirmiert; auch Vater wohnte der Feierlichkeit bei; am 21. nahmen der König und der Kronprinz das heil. Abendmahl; am 22. reisten sie nach Breslau; am 23. schied auch die Garde von unserer Stadt und überließ uns der Willkür des Feindes. Aber schon am 28. lief die freudige Nachricht ein, daß Kosaken angekommen wären. Es waren ihrer etwa 50 Mann. Ganz Potsdam strömte hin, sie zu sehen. Branntwein wurde ihnen gereicht, soviel sie wollten. Jubel ohne gleichen! Am 4. Febr. zog schon eine bedeutendere Abteilung

Russen in Berlin ein. Die Franzosen hatten es verlassen und sich auf Spandow zurückgezogen. Am 5. ritten Kosaken pulkweise durch Potsdam. Sie rückten geradezu auf den Feind, und bald erscholl der Kanonendonner durch die Gegend. Die Schule wurde geschlossen. Täglich marschierten neue russische Scharen ein und aus, Wittgenstein, Czernitscheff und Sacken. Die Einquartierung war furchtbar stark; aber man gab, so lange man hatte, den Befreiern mit fröhlichem Herzen. Mein Vater erhielt nun sein Gehalt größtenteils in Tresorscheinen, die aber so niedrig standen, daß er in Wirklichkeit nicht viel mehr als die Hälfte des Geldes bezog. Es ist mir noch ein Rätsel, wie wir durchgekommen sind, da die Einquartierung ein ganzes Jahr hindurch nicht aufhörte, wir flüchten mußten und schwere Krankheit uns heimsuchte.*) Am 16. fuhr ich mit Vater nach Berlin. Den nächsten Morgen tönten von allen Kirchen die Glocken; die Straßen waren mit Blumen bekränzt und bestreut, Freudenschüsse hallten durch die Luft: der General York rückte mit preußischen Truppen, aus Rußland kommend, als „Feind" in Berlin ein. Inmitten des Jubels blieb er ernst, wie es einem „Geächteten" anstand. Hätte man an diesem Tage bei uns gewußt, was unser lieber König in denselben Stunden zu Breslau that, der Jubel hätte kein Ende genommen. Als der Aufruf an das Volk erschien, sammelte sich jung und alt zu den Waffen. Eine erbeutete französische Büchse war meine Waffe, mit der ich in den Reihen des Landsturmes neben meinem Vater vom Morgen bis zum Abend exerzierte. Am 22. abends $^1/_2$9 Uhr kam unser König nach Potsdam, und am 4. April hatte mein Vater in der Garnisonkirche zu predigen. Er hielt über Jes. 14, 24—27 eine Rede, die aller Herzen mit Freude und neuer Hoffnung erfüllte. Der General von Thünen ließ Spandow beschießen, bis der Pulverturm gesprengt wurde, die Franzosen kapitulierten und die Preußen einzogen. Ich war mit Vater

*) In der furchtbaren Kriegszeit wäre Beihilfe aus den Heintzmannschen Bergwerksanteilen sehr erwünscht gewesen. Allein auch diese Quelle war bereits 1811 durch die Franzosen verstopft. Natorp schreibt hierüber: „Daß der Kohlenhandel daheim einen Stoß bekommen würde, vermutete ich gleich, als ich die Nachricht von dem Verbote der Einfuhr in Holland las. Wahrscheinlich wird auch die Grafschaft Mark und vieles andere noch französisch, und dann — ist der Not wieder abgeholfen!"

hingegangen: wie wüst, wie schrecklich sah es da aus! Ganze Straßen weggebrannt, alles voll Trümmer und Leichen! — Mein ganzes Sinnen und Trachten ging nun dahin, mit gegen die Franzosen ziehen zu dürfen; aber man wollte mich nicht einreihen, weil ich erst 15 Jahre alt war. Ich erhielt nur die Erlaubnis, mit dem Landsturme gefangene Franzosen zu geleiten. In der Schlacht bei Großgörschen fanden mehrere meiner Schulkameraden den Tod fürs Vaterland. Danach rückten die Franzosen wieder in größerer Stärke auf Berlin zu, und die Regierung erhielt heimlich den Befehl, bei ihrer Annäherung Potsdam zu verlassen. Meine Eltern hatten in Berlin einen guten Freund, den Kriegsrat Klöpper, der die Lazarette unter sich hatte. Zu ihm schickte mich mein Vater am 16. Mai. Klöpper erhielt am nächsten Tage den Befehl, die Lazarette zu flüchten, und ein Gerücht meldete, die Regierung wäre schon fort von Potsdam. Was blieb mir, da ich nicht wußte, wo meine Eltern waren, übrig, als mit Klöpper zu ziehen? Er stellte mich als Sekretär beim Lazarett an, und abends am 18. begann unsere Flucht. Nächsten Morgen um 6 Uhr trafen wir in Freienwalde ein; da aber gab es kein Unterkommen; die ganze Potsdamer Regierung war schon dort einquartiert. (Sie war auf ein falsches Gerücht mit den Kassen dorthin geeilt.) Meine Eltern fand ich zwar; aber sie hatten nicht Platz für mich. So blieb ich beim Lazarett. Am 20. wurden die Kranken in Oderkähne geladen. In Güstebiese schlug man das Feldlazarett auf; Klöpper und ich fanden bei dem dortigen Förster ein Quartier. Hier blieben wir bis zum Pfingsttage am 3. Juni; dann zogen wir uns weiter zurück in Wagen bis Stargard in Pommern, wo wir am 7. eintrafen und die Nachricht erhielten, daß auf 10 Wochen ein Waffenstillstand geschlossen war. Meine Eltern blieben in Freienwalde. In Stargard lebte ein Vetter Hecker, mit dessen Sohne ich später in Berlin zusammen wohnte und in Halle studierte. Er leitete mich an, die unterbrochene Gymnasialbildung fortzusetzen. Nach neun einförmigen Lazarattwochen kehrte ich zu meinen Eltern zurück. Mein Vater war schon wieder in Potsdam; der Waffenstillstand lief zu Ende. Aber die Schlachten in der Mark und an der Katzbach beseitigten die uns drohende Gefahr, und mein Vater holte uns nach Potsdam, wo wir am 30. September glücklich eintrafen.

Eine ängstliche Erwartung der Dinge, die nun kommen mußten, hielt unsere Gemüter in Spannung, bis am 21. Oktober, meinem Geburtstage, der Donner der Kanonen den Sieg bei Leipzig verkündigte.“ —

Über die mächtige Entscheidung bei Leipzig finden wir folgenden Herzenserguß Natorps in einem Briefe an die Eltern: „Der Name des Herrn sei gelobt! Welche große, welche herrliche Tage zu erleben sind wir gewürdigt worden! Viele Könige und Propheten haben gewünscht, solche Tage zu sehen, und haben sie nicht gesehen. Selig sind die Augen, die da sehen, was wir sahen! Zu der Zeit, da ich meinen letzten Brief an Sie schrieb, mußte ich mich Ihretwegen darauf beschränken, Sie von unserem Wohlergehen zu benachrichtigen. Von dem, was in diesem Lande vorgegangen war und vorging, mußte ich schweigen, um Sie nicht durch meine Briefe in Gefahr zu bringen. Jetzt ist alles anders geworden. Mehr, weit mehr, als man bei den kühnsten Hoffnungen zu erwarten wagte, ist gethan und geschehen. Die Fesseln, in die der despotische Fremdling die deutschen Völkerschaften geschlagen hatte, sind zerbrochen. Am 19. Okt. um 1 Uhr nachmittags sind die Erretter Deutschlands siegreich in Leipzig eingezogen. Was von den feindlichen Räuberhorden übrig geblieben ist, hat sich in wütender Eile über die Elbe davon gemacht. Die letzten Dispositionen zur Schlacht diktierte der Tyrann vor Leipzig unter dem Galgen! Sein Werk hat der Herr der Heerscharen vernichtet; er hat ihn in sein Land zurückgejagt, damit er dort mit seinem elenden Gefolge ein lebendiger Zeuge seiner eigenen Nichtswürdigkeit sei. Unsere Krieger fahren fort, die Tenne zu fegen. In kurzem werden wir wieder zusammen gehören. Am 23. traf unser König bei uns ein. Man hörte erst einige Stunden zuvor, daß er kommen würde. In aller Eile wurde vor dem Thore ein Triumphbogen errichtet, und abends um 6 Uhr zog er unter dem Gejauchze des Volkes und einem Chorgesange der Jugend hier ein. Spät abends brachte man ihm bei Fackelschein ein Vivat, das mit einem „Nun danket alle Gott“ endete. Als die Weise des Liedes gespielt wurde, stimmte die ganze Volksmenge den Gesang an und brachte so ein Te Deum, wie wohl nie eines herzlicher mag gesungen sein!

Der Freiheitsgeist und die Kriegslust, die wir hier sich haben entwickeln sehen, lassen sich nicht beschreiben. Das kleine Preußenland hat ein großes Vorbild der Kühnheit und Tapferkeit gegeben. Gott wolle jetzt den nämlichen Geist in allen deutschen Völkerschaften und insbesondere auch in meiner Heimat erwecken! Ich werde mich innig freuen, wenn ich höre, daß die Westfälinger ebenso hurtig und mutig zu den Schwertern greifen, wie es das hiesige Volk gethan hat und noch immer thut. Es ist die Zeit da, wo mit dem Schwerte in der Hand der Deutsche sich emporrichten muß. Hab' und Gut hinzuopfern muß jetzt für jeden deutschen Mann eine Kleinigkeit sein. Wenn wir nur frei werden und bleiben und uns dem Auslande furchtbar machen! Sollte der geschlagene Tyrann abermals eine Räuberbande sammeln, und sollte das französische Volk sich abermals von ihm täuschen und anführen lassen, seine blühende Jugend für seine Raub- und Herrschbegierde zu opfern, dann wird ihm ein Heer entgegentreten, das für Herd und Altar kämpft, das von den Franzosen nichts verlangt, sondern nur das Recht behalten will, im eigenen Lande nach Wohlgefallen Gottes Luft einzuatmen. — Was ich hier erlebt habe, ist größer und herrlicher, als was wir in den Büchern der Griechen oder Römer lesen. Größeres werde ich nie erleben, und darum könnte ich allenfalls jetzt wohl aus der Welt gehen, wenn ich nicht noch Lust hätte, zu sehen, ob in diesem Freiheitskriege nicht auch die Schulmeister ein wohlthätiges hitziges Fieber bekommen würden. Viele Geistliche und Schullehrer klagen über die durch den Krieg hervorgebrachte Störung und Hemmung ihrer Bemühungen und über die so allgemein gewordene Kriegslust. Viele fürchten, daß das Volk zu sehr ins Wilde schießen werde. Dies ist nach meinem Dafürhalten eine falsche Ansicht der Dinge. Ich glaube, daß Kirche und Schule durch diesen Krieg einen starken und wohlthätigen Anstoß bekommen haben. Die Prediger werden durch ihre patriotischen Reden, durch ihre Verwendung für die Unterstützung der Landwehrmänner, durch ihr beständiges Sammeln freiwilliger Beiträge, durch ihr Mitwirken bei der Organisation der Landwehr und des Landsturmes ihren Gemeinden näher gebracht und verwalten ihr Amt mit mehr Eifer und Teilnahme als zuvor. Die Schulmeister lernen alle einsehen,

daß sie bei der Bildung der Volksjugend etwas Wichtigeres zu thun haben, als sie zum notdürftigen Buchstabieren und Buchstabenmalen abzurichten. Wenn die jetzige Zeit gut benutzt wird, dann wird unser Volkschulwesen von Grund aus eine Umgestaltung erfahren und in eine vernünftige Beziehung zum Staate und Volke gebracht werden. Schon vor Ausbruch des Krieges war unser Departement damit beschäftigt, eine Instruktion über die Einrichtung der Schule zu entwerfen. Wahrscheinlich wird diese in kurzem erlassen und veröffentlicht werden; und sie wird hoffentlich für das Schulwesen in allen deutschen Landen eine wichtige Erscheinung sein.

Ihre Antwort auf meinen letzten Brief erhielt ich am 5. August über Wien und Königsberg in Preußen! Sie können sich nicht denken, wie groß unsere Freude war, als wir endlich einmal wieder von Ihnen hörten.

Sollte auch nach Gahlen Einquartierung kommen, dann nehmen Sie doch irgend einen wehrhaften Mann zu sich ins Haus, der mit den Leuten gut umzugehen weiß und Ihnen bei den vielen Unruhen hilfreiche Hand leisten kann. Dies ist besonders dienlich bei russischer Einquartierung. Die Russen sind im ganzen noch roher und müssen nicht gar zu fein behandelt werden. Vor dem geistlichen Ornate haben sie Respekt; sie sind auch auf eine rohe Weise religiös. Die Schweden sind gut diszipliniert und milderer Art. Unsere preußischen Krieger müssen Sie sich nicht wie die ehemaligen Weseler Soldaten vorstellen. Sie werden einen ganz andern Geist und Ton unter ihnen finden; und viele gebildete junge Leute werden Sie unter ihnen kennen lernen. Es ist eine auffallende Erscheinung, die wir mehrmals erlebt haben, wenn man neben Soldaten sitzt, die an wissenschaftlichen und litterarischen Gesprächen als Sachkundige teilnehmen. Man glaubt einen gemeinen Soldaten von gewöhnlichem Schlage vor sich zu sehen, und er ist Student, Kandidat, Referendarius, Rektor, Konrektor, Professor, Schulmeister, Regierungsrat, Staatsrat. Aus Marienwerder ist auch der treffliche Konsistorialrat Schröer mit seinem Sohne bei der Armee."

Die Hoffnung, daß sich die Westfalen ihren brandenburgischen Brüdern mit würdigem Eifer für den Freiheitskampf anschließen

würden, erfüllte sich aufs herrlichste. Der Andrang zu den Fahnen war in vielen Orten dort ein so stürmischer, daß die Bataillons im Nu gebildet werden konnten, und daß man oft nicht wußte, wo die Leute alle unterzubringen. Der rührige Freiherr von Vincke, nun Zivilgouverneur zu Münster, ließ sich Tag und Nacht keine Muße, dem Rufe des Vaterlandes genug zu thun, zugleich aber auch, die schweren Lasten, die dem westlichen Gaue an Geld und Zufuhr auferlegt wurden, nach Möglichkeit zu erleichtern. Natorps bejahrte Mutter machte sich begreifliche Sorgen wegen ihrer beiden Söhne Theodor und Fritz, weil sie sich, obschon der erstere bereits in höheren Jahren stand, ohne Zweifel zum Eintritte bei den Freiwilligen melden würden. Theodor schrieb über die Vorstellungen der Mutter an seinen Bruder zu Potsdam. Natorp aber antwortete in nachfolgendem Briefe vom 14. Dezbr. 1813 auf seine Bedenken: „Ich vermutete die Einwände der mütterlichen Sorge, und deshalb hatte ich schon vorab in einem ausführlichen Briefe meine Ansicht über den jetzigen Volkskrieg geäußert. Als Landwirt mußt Du besser wissen als ich, daß es mit allem Säen und Pflanzen keine rechte Art hat, so lange die Wucherblume und anderes Unkraut noch regieren. Das Unkraut muß, ehe es sich fortpflanzen kann, ausgerissen und zerstört werden, und ist es zu arg damit geworden, so daß man auf gewöhnliche Weise nicht mehr darüber Herr werden kann, so muß man das letzte Mittel ergreifen und den Acker ausbrennen. Der Acker ist für uns Deutsche das deutsche Vaterland, das Land, auf dem von alters her die deutschen Völkerschaften leben; die Franzosen, so lange sie auf unserm Boden hausen, sind das Unkraut. Diese haben auf unserm Acker einen Morgen nach dem andern eingenommen. Die Baumeister haben sich Mühe gegeben, sie auf gute Manier fortzuschaffen; es wollte ihnen aber nicht gelingen. Das Unkraut griff immer mehr um sich und wucherte durch alle Felder. Dies konnte der Hauptbaumeister nicht mehr ertragen. So ergriff er den Feuerbrand und steckte die Felder an, damit das aufgeschossene Unkraut durch die Flammen verzehrt würde. Als die anderen Baumeister sahen, daß die Wucherblume aufs neue um sich greifen würde, wenn auch nur ein einziger Morgen Landes ungesäubert blieb, da wurde der ver=

nünftige Beschluß gefaßt, jeden Baumeister, der nicht Hand ans Werk legen würde, fortzujagen. So steht jetzt die Sache. Wem der Acker und die Saat lieb sind, der ergreift den Feuerbrand. Und wer ein braver Knecht oder Junge ist, der folgt seinem Baumeister und hilft ihm, damit recht bald ein für allemal das Unkraut vertilgt und der Acker rein werden und dann wieder schöne, herrliche Saat darauf gedeihen mögen.

Wie ich nach dieser Gleichnisrede Deine Frage beantworten werde, weißt Du nun schon. Gerade so, wie der brave Herr von Plettenberg. Höre! Man kann jetzt auf deutschem Grund und Boden nach meiner Meinung nichts Vernünftigeres thun, als Franzosen, die ihn aussaugen, tot zu schlagen oder fortzujagen. Alles andere, was man sonst Vernünftiges treiben kann, ist einstweilen nur Nebensache. Wenn wir wieder reine Bahn haben, dann werfen wir den Feuerbrand beiseite und kehren mit frohem Mute zu dem alten Tagewerke zurück. Wer brav geholfen hat, der hat dann lebenslängliche Freude darüber und erzählt in den alten Tagen der aufwachsenden Jugend von dieser herrlichen Zeit, da die Tenne gefegt wurde. Ich glaube, ebenso werden alle guten Deutschen urteilen; ich sage, alle guten Deutschen; das sind die, die den Boden lieb haben, auf dem ihnen und ihren Vorfahren der liebe Gott so oft Frühregen und Spätregen geschenkt hat, und die Tugend und Ehre höher schätzen, als ihr Fleisch und Bein. — Ich zweifle nicht, daß auch die Herren Schulzen zu Böing, Vater und Sohn, meiner Meinung sind und Dich in Deinem Entschlusse, freiwillig unter die Waffen zu treten, bestärken werden. Wir leben in einer herrlichen Zeit, mein lieber Bruder! Eine bessere konnten wir nicht erleben. Dieser Freiheitskrieg wird ewig denkwürdig bleiben. Er wird die Deutschen zu einem neuen und herrlichen Volke machen, und die Schwächlinge, denen bei jedem Winde die Haut zusammen schaudert, werden dadurch aufgereizt und gestärkt werden. Wer in seiner Schlaffheit sich gewöhnt hat, den Wert seines Lebens mit der Elle auszumessen, wird einsehen lernen, daß es einen besseren Maßstab giebt. Wer seines Lebens in Ruhe genießen will, der wird durch den Drang der Umstände gezwungen werden, sich zusammen zu nehmen, und notgedrungen lernen, daß Handeln mehr gilt als Genießen.

Im nächsten Sommer sehe ich Dich von Angesicht zu Angesicht. Wahrscheinlich ist dann schon Friede. Bis zum Frühjahr steht eine Million Deutscher unter den Waffen. Diese werden den despotischen Fremdling nicht wieder in unser Land kommen lassen und ihm Ruhe gebieten. Will er nicht, soll und muß der Freiheitskampf fortgesetzt werden, so wollen wir unser Herz durch den Gedanken erheben, daß der Freiheitssinn unter der Fortsetzung des Krieges nur noch allgemeiner durch die deutschen Völkerschaften sich verbreiten und desto tiefer Wurzel schlagen wird.

Wir haben hier große Opfer gebracht, und die Last des Krieges hat uns sehr empfindlich gedrückt; mehr als alle Kriegskontributionen aber die Einquartierung. Wir haben doch nicht geklagt, noch gemurrt. Je mehr Truppen kamen, desto lieber war es mir; denn ich sah in ihnen die Retter des Vaterlandes. Mit welchem Mute, welcher Begeisterung die Brandenburger zu den Waffen gegriffen, mit welcher Bereitwilligkeit sie alle Lasten getragen, und was für große Opfer sie dem Vaterlande gebracht haben, das läßt sich nicht beschreiben; für alle übrigen deutschen Völkerschaften wird es schwer werden, ihnen hierin gleich zu kommen. — Es gehe Dir wohl! Gebe Gott zu Deinem Vorhaben Glück und Segen! — Dein Dich treu liebender Bruder Ludwig Natorp."

Die in diesem herrlichen Briefe ausgesprochene vaterländische Gesinnung lebte auch in den übrigen Zweigen der Familie, aus der eine stattliche Reihe junger Männer unter die preußischen Fahnen trat.

Kaum hatte sich das Kriegswetter aus der unmittelbaren Nähe verzogen, da galt es im Hause zu Potsdam gegen einen andern Feind Mut und Ausdauer zu bewähren. Mitte November 1813 verrieten zahlreiche Erkrankungen in der Stadt, daß das furchtbare Lazarettfieber, „welches die unglücklichen Scharen des korsikanischen Teufels uns hinterlassen hatten, auch in unserm Lande epidemisch geworden war". Der schreckliche Gast trat bald auch unter die Hausgenossen; wahrscheinlich hatte eine Magd ihn eingeführt. Zunächst wurde die älteste, noch nicht ganz 15jährige Tochter Alwina von der Krankheit ergriffen und lag 14 Wochen an hitzigen Fiebern darnieder; dann folgten die übrigen Hausgenossen bis auf die Mutter und den Sohn Gustav.

„Vier oder fünf Wochen hindurch ist Christiane nicht ins Bette und nicht aus den Kleidern gekommen. Ich danke dem Himmel, daß er uns vorigen Sommer nach Freienwalde und dort meine Frau ins Bad geführt hat; ohne die Stärkung, die ihr der Brunnen gewährt hat, wäre sie kaum die Leiden dieser Zeit zu überstehen kräftig genug gewesen. Um meinen Geist aufrecht zu erhalten und ihn nicht den Empfindungen meines Herzens preiszugeben, arbeitete ich während der Krankenpflege und besonders in den Nächten mit Anstrengung in meinem Berufe fort. Und der Herr hat mir beigestanden." Erst nach Christtag brach sich Alwinas Krankheit; die übrigen Kinder genasen früher und leichter. „Alwina erschien, so blühend sie zuvor gewesen, und so reif ihr Geist geworden war, jetzt als ein unmündiges Kind; ihr Geist mußte gleichsam wieder aufwachsen. So habe ich das Jahr 1813, das mir in Hinsicht seiner großen Ereignisse das erfreulichste meines Lebens gewesen ist und bleiben wird, höchst traurig geendigt. Jetzt, da ich das Elend überstanden habe, will ich es vergessen, will dem Himmel für seine Hilfe und Rettung danken, will den Frohsinn, dem mein Gemüt abzusterben drohte, zurückrufen und mit neuer Kraft und Freudigkeit das große Werk meines Berufes wirken. Gott wird uns ferner schützen." (An G. D. Bädeker.)

Die Bilanz am Schlusse des großen Jahres sollte dem Hausvater auch in anderer Hinsicht schwere Sorgen auftürmen. Während die Kosten der Einquartierung und der Krankheiten einen sehr bedenklichen Umfang annahmen, mußte sich Natorp gleich den übrigen Beamten einen Gehaltsabzug als Opfer für die große Sache gefallen lassen, und der übrige Teil wurde fast nur in minderwertigem Papiergeld ausgezahlt. N. schreibt am Ende des Jahres an die Eltern: „Ich habe gar keinen Soldaten im Hause gehabt. Zur Beherbergung und Bewirtung war ich bei meiner großen Familie gar nicht eingerichtet; wir füllten unsere ganze Wohnung aus. Ich wählte mir zur Einquartierung daher lauter Gemeine; diese brachte ich in einem andern Hause unter, wo sie, wie ich wußte, mit der Einquartierung des Präsidenten von Bassewitz, des Regierungsrates von Rappard und anderer sehr gut aufgenommen und gepflegt wurden. Wenn ich hierdurch in meinem Hause zwar von den Unruhen der Einquartierung

nicht belästigt wurde, so habe ich doch das Meinige redlich beigetragen, wie es sich für einen Krieg von so heiligen Zwecken geziemt. Überhaupt haben die Mitglieder der Regierung gewiß keine Verschonung gegen andere Staatsbürger erfahren; vielmehr sind sie unverhältnismäßig gegen andere beschwert worden und viele weit über ihre Kräfte. Nicht allein haben wir 2 Prozent vom Gehalte an Kommunallasten gesteuert, nicht allein zu einem Sustentationsfonds für brotlose Offizianten ansehnlich beigetragen, nicht allein Kriegskontributionen gleich allen andern bezahlt, sondern wir haben auch nach Abzug von 400 Thlr., die frei gelassen wurden, den 4. Teil des Gehaltes in Staatspapieren empfangen und haben, da die Einwohner unserer Stadt entsetzlich verarmt sind, einen bedeutenden Teil der hier kantonierenden und durchmarschierenden preußischen, russischen und schwedischen Truppen im Quartier gehabt. Wie schwer die Last der Einquartierung für uns wurde, können Sie z. E. aus folgenden Datis schließen. Ich war, ob ich gleich eines der höheren Gehälter beziehe, doch, weil zugleich die Stärke der Familie und die Vermögensverhältnisse mit berücksichtigt wurden, auf 4 Mann gesetzt, d. h., wenn eine gewisse Anzahl Soldaten (ich glaube, es war die Zahl 2500 angenommen) in der Stadt war, so bekam ich von diesen 4 Mann. Andere, die günstiger gestellt waren, standen wohl auf 6, 8, 10, 20, 30 und mehr Mann; die Mindervermögenden auf 2, $1^1/_2$, 1, $^1/_2$. Sehr viele konnten gar keine Einquartierung mehr tragen, weshalb dann für die übrigen die Last um so stärker wurde. Ich hatte selten weniger als 4 Mann, aber oft 6, 8, 12, auch schon 16, 24 und einmal 32 Mann an einem Tage. Die stärkste Einquartierung hatte ich im Monat August. Mehrere hiesige Kaufleute und andere vermögende Einwohner haben damals an einem Tage 60, 70, 100 und ein paar hundert Mann zur Einquartierung gehabt. Wir wissen also aus eigener Erfahrung, nicht allein, wie einem unter dem Drucke der Kriegskosten zu Mute ist, sondern auch, wie viel man tragen kann, wenn es darauf ankommt. Ich habe überhaupt ein sehr schweres Jahr hinter mir, — die Emigration nach Freienwalde mit fortlaufender hiesiger Hausmiete, nach der Rückkehr die neue Einrichtung des Hauswesens, die Einquartierung und sonstigen Kriegslasten, zuletzt die Krankheit von 6 Kindern, zu

deren Wiederherstellung allein an Moschus über 67 Thlr. verbraucht wurden (da die Alwina in 3 Tagen für 14 Thlr. Moschus zu sich genommen hat), u. s. f. Indes, all dieses Leiden ist vorüber, die meisten Lasten sind überstanden, und, was die Hauptsache, wir sind wieder freie deutsche Bürger geworden und gehen einer herrlichen Zukunft, dem Leben in Freiheit und Unabhängigkeit, entgegen. Die Wunden werden geheilt werden, und die Vorsehung wird uns ferner behüten und bewahren. Wenn ich im künftigen Sommer bei Ihnen im Vaterlande bin, dann sehen wir auf die Leiden dieser Zeit wie auf einen bald vergangenen Traum zurück. Jetzt werden nach den Preußen wohl die Russen vor Wesel liegen. Diese sind uns freilich wichtige Helfer und Retter, aber auch sehr lästige Gäste; sie würden es weniger sein, wenn man mit ihnen in ihrer Sprache reden könnte. Die Kosaken namentlich sind, im ganzen genommen, ein gutmütiges und sehr talentvolles Völkchen. Meine Schwestern werden bemerkt haben, daß ein Kosak viel Ähnlichkeit mit mir zeigt, als ich noch in meinem akademischen Schlafrocke einherwandelte. Die ersten Kosaken, die in die hiesige Provinz kamen, äußerten, ihr Kaiser hätte sie als eine Captatio benevolentiae vorausgeschickt, um den folgenden Truppen eine gute Aufnahme zu bereiten, da sie, die Kosaken, so mehr zu den Gebildeten des Landes gehörten. Ich wollte, unser König behielte ein paar Regimenter Kosaken in seinen Diensten, besonders, um unsere Schulmeister und Jugend gymnastische Künste zu lehren.“ —

Aus dem ersten Viertel des Jahres 1814 haben wir noch folgende briefliche Mitteilungen an die Eltern. 4. Febr.: „Am Neujahrstage mußte ich eine Predigt in der hiesigen Hof- und Garnisonkirche halten. Ich nahm denselben Text, über den ich bei der preußischen Besitznahme des Landes in Essen die Huldigungsrede habe halten müssen: Fürchtet Gott! Ehret den König! — Ein fremder Despot, sagte ich u. a., sei über uns hergefallen. Seine Losung sei Krieg und immer Krieg gewesen. Alles habe vor ihm gezittert; keiner habe auch nur ein Wort wider ihn reden dürfen. Seine Kreaturen hätten nicht Worte genug finden können, um seine Größe zu preisen. In dem Katechismus seines Volkes habe er sich vom Erzbischof neben

Gott und seinen Gesalbten stellen lassen. Aber: der Herr schlug ihn mit Blindheit und seine Heerscharen mit Schwert, Hunger, Frost und Brand. Der Verstockte wollte nicht hören auf die Stimme Gottes, denn — er hatte keinen Gott! Unser König war der erste unter den deutschen Fürsten, der zum Kampfe rief; unter den deutschen Völkerschaften war unser preußisches Volk das erste, das die Fesseln mutig von sich warf. Der Herr sei gelobt, daß er unsern König berufen hat zu dieser Ehre, zu dieser hohen That!" —

„Daß die Organisation der Landwehr und der freiwilligen Schar in meinem Vaterlande so herrlich vor sich geht, freut mich im Innersten des Herzens. Vorzüglich aber, daß unser Präsident Herr von Vincke an die Spitze der Geschäfte getreten ist. Der weiß alles Gute, das im Volke sitzt, zum Vorschein zu bringen, und hat den rechten Stahl, um Feuer zu schlagen. Ich hoffe, daß er allen französisch gesinnten Bastarden ohne Eingang und Text brevi manu den Hals brechen wird. Dann giebt sich alles andere über Erwarten schön und herrlich von selbst. Mit Freuden höre ich, daß meine Brüder so bereit gewesen sind, die Büchse zu ergreifen. Wäre ich so frei und ledig gestanden, wie sie, so würde auch ich mit in den heiligen Krieg gezogen sein."

— 15. März 1814: „Die Briefe, die vom Heere aus Frankreich kommen, klagen über eine große Armut der Bewohner. In einigen Gegenden sind die Franzosen sehr empört und feindselig, in andern ganz verzagt oder gleichgültig. — Es ist ein Glück für Sie, daß die Militärstraße jetzt jenseits der Lippe geht. Der gute Appetit der Russen ist uns hier sehr wohl bekannt. Der gemeine Soldat frißt brutal und frißt alles, was man ihm vorsetzt, wenn es nur recht scharf ist. Wein wurde auch den Offizieren nicht gereicht, bloß Branntwein, der überhaupt hier mehr als in Westfalen an der Ordnung ist.

— Die Staatspapiere steigen jetzt fortwährend. Auch mir ist das sehr willkommen, da ich viele Geldpapiere habe, die ich verkaufen muß. Im vorigen Sommer galten sie fast nichts; für einen Thaler Papier hätte man kaum ein paar Groschen Geld bekommen. Ich ließ darum das Papier liegen und half mir lieber mit erborgtem Gelde, um später meine Papiere vor-

teilhafter verkaufen zu können. — Um welche Zeit wir unsere Reise antreten werden, läßt sich noch nicht bestimmen, da hier der Schnee noch ein paar Fuß hoch liegt und der Frost noch nicht aufhört. Alle Flüsse und Seen sind fest gefroren, auch Oder und Elbe."

Als endlich die Wucht des ersten Freiheitskrieges verbraust war, wurde der Besuch bei den Eltern zur Ausführung gebracht. Natorp wohnte gelegentlich dieser Reise den Synoden in Kleve und Mark bei, — ein Vorspiel zu seiner späteren, manche Jahre ausfüllenden Mitwirkung bei den wichtigen Verhandlungen dieser Körperschaften über die Neueinrichtung der kirchlichen Dinge in Westfalen. Auch den Freund Reche in Mülheim a. Rh. bedachte er mit einem mehrtägigen Abstecher. In Mülheim besuchte er die Volksschule und unterrichtete selbst nach seiner dort unbekannten Methode im Singen. Die Kinder erinnerten sich dieser Stunde noch manche Jahre nachher. Als sie damals nach Hause kamen, erzählten sie ihren Eltern, ein fremder Herr hätte sie singen gelehrt, der „etwas mehr wäre als ein gewöhnlicher Schulmeister". Natorp schickte ihnen später von Potsdam als Gegengruß ein Paket seiner neuen Fibel und bat Reche, ihnen zu sagen, diese Fibeln schickte ihnen der Oberschulmeister, der im vorigen Sommer mit ihnen gesungen hätte.

Der abermalige Sturmlauf des Korsen 1815 rief Natorps Bruder Friedrich und den Schwager Otto Heintzmann wieder unter das Gewehr. Beide kehrten, der erstere nach schwerer Erkrankung, mit Ehren geschmückt an den väterlichen Herd zurück. „Welch ein glorreicher Feldzug", rief N. in einem Briefe an Bädeker (4. Juli 1815) aus, „und welch eine große, wichtige Zeit! Möge man sich ins künftige überall und in allen Dingen dieser Tage würdig beweisen durch gute That und durch treue Bewahrung des neu erwachten Nationalgeistes!" Besonders erfreuten N. die Nachrichten über die vaterländischen Feste, die man in seiner Heimat zur Erinnerung an Leipzig und Waterloo veranstaltete. „Ich hoffe," schrieb er an Bädeker (12. November 1815), „daß die Stimmung für Preußen und der deutsche Sinn dort immer allgemeiner werden. Daß in dieser Zeit der Krisis manches nicht nach Wunsch ausfällt, kann man nicht anders erwarten. Man muß Geduld haben und

überall auf eine vernünftige Weise, ein jeder seinerseits, für das Besserwerden mitarbeiten."

Zu einer solchen Mitarbeit in Westfalen sollte er nun selbst wider Vermuten bald berufen werden. Schon seit Monaten war man höheren Ortes mit der Neugestaltung der Verwaltungsbehörden und der Abkreisung ihrer Wirksamkeit beschäftigt. Allein die Verhandlung zog sich hin; September 1815 war man noch in voller Ungewißheit über das, was man als Ziel und Weg bestimmen wollte. Natorp wußte jedoch, daß er vor einer bedeutungsvollen Veränderung und damit vor einem neuen Lebensentschlusse stand. „Das Wichtigste," schrieb er an Bädeker, „wenn es sich bestätigt, ist uns, daß der Staatskanzler wegen seiner Kränklichkeit und Taubheit um Erleichterung seiner Geschäfte nachgesucht habe, und daß Stein und Gneisenau seine Stellen vertreten sollen. Nach einer anderen Lesart soll Stein an v. Bülows Stelle Finanzminister werden. Aber Steins Wiedereintritt in preußische Dienste ist mir sehr unwahrscheinlich; es wäre denn, daß der Staatskanzler von Hardenberg ganz abträte und Stein ihn ersetzte: beide können nicht zusammen stehen. Höchst wahrscheinlich wird nun das Konsistorium für die ganze Provinz Westfalen, nämlich für die Regierungsbezirke Münster, Hamm und Minden, nach Münster kommen. Geschieht dies, und werde ich nach Münster berufen, so soll Ihr Wunsch in Hinsicht unserer Wiedervereinigung erfüllt werden." — „Daß die geistlichen Behörden," heißt es dann später, „von den Zivil-Verwaltungsbehörden wieder getrennt und als besondere errichtet werden, ist sehr wahrscheinlich. Der designierte Oberpräsident der Mark Brandenburg von Heidebruck wünscht mich nach Berlin; er hat das nicht allein in Berlin öffentlich geäußert, sondern auch mit mir davon gesprochen, ohne daß ich ihm Veranlassung dazu gab. Ich habe das alles so laufen lassen und warte das Weitere ab, um zu sehen, wie sich die Form der Behörden und die Verhältnisse des Wirkungskreises eines Konsistoriums gestalten werden. Wenn ich dann unter gleichen Umständen in Hinsicht der Verhältnisse des Wirkungskreises nach Westfalen gerufen werde und nach Berlin, so ziehe ich, meinem Herzen folgend, ersteres vor."

Noch im November war die Sache unentschieden. „Der Minister von Schuckmann und der künftige Oberpräsident wünschen,

daß ich im Konsistorium zu Berlin bleibe; die Herren Oberpräsidenten von Vincke und Sack aber zögen mich gern in eines der westlichen Konsistorien." Vincke hatte übrigens schon 1815 Natorps Vater in Gahlen die bestimmte Hoffnung gegeben, daß er den „lieben Sohn" nach Westfalen bringen würde.

Und so geschah es. Frühjahr 1816 wurde Natorp als Ober-Konsistorialrat und Schulrat und zugleich als Gemeindeprediger nach Münster berufen. Am 19. Juli abends 8 Uhr reiste die Familie von Potsdam ab; am 26. langte sie in Hamm an; am 31. traf Natorp, während die Seinigen noch bei Verwandten in der Grafschaft Mark weilten, in Münster ein, das fortan sein bleibender Wohnsitz werden sollte.

Er stand nunmehr auf der Mittagshöhe seines Lebens. Die letzten zwanzig Jahre der bislang durchwanderten Strecke waren Zeugen der furchtbarsten Bewegungen im Völker- und Volksleben, der tiefgreifendsten Umwandlungen auch des preußischen Staates gewesen. Er konnte mit den übrigen patriotischen Führern sich sagen: was unter der Drangsal der äußeren Verhältnisse geschehen konnte, ist gethan worden. Nun folgten Jahrzehnte des Friedens, aber zugleich der angestrengtesten Arbeit für den Neubau, für die Hebung des Volkes. Den Männern an der Spitze mußte zu Mute sein, wie dem Seemann, der beim neu lächelnden Sonnenschein nach dem Sturme frei aufatmet, doch auch die Notwendigkeit erkennt, die Schäden des Fahrzeuges auszubessern, um mit Aufbietung aller Kraft den Hafen zu erreichen. Die Erinnerung an die großen Befreiungsjahre namentlich mußte den Eifer der Ernstgesinnten spornen, überall kräftig und verständig das Werk der Volksbildung in die Hand zu nehmen.

Gerade aus diesem Gesichtspunkte geschah es, daß wir die persönlichen Erfahrungen Natorps während jener großen Jahre in voller Breite zu Worte kommen lassen mußten. Zugleich aber verfehlen die Mitteilungen der Zeitgenossen von 1806—1815 niemals, auf jedes treu vaterländisch fühlende Herz einen so rührenden, wie erhebenden Eindruck zu machen. Die Opferwilligkeit und der Mut, die allein dem fremdländischen Zwingherrn gewachsen waren, der Aufschwung des Volksbewußtseins, die Einsicht und Beharrlichkeit bei der Arbeit für die geistige

und äußere Förderung und Erfrischung aller Stände erheben sich zu gleicher Würde mit dem wohlbegründeten Schmerz, der sich dem Herzen in den Stunden tiefer Nacht entrang; zu gleicher Würde erhob sich ebenfalls am neuen Morgen die Arbeits- und Schaffenslust der Braven, die sich selbst und anderen nun zuriefen: „Die Nacht ist vergangen, der Tag ist herbeigekommen; darum laßt uns anlegen die Waffen des Lichtes.“

V. Münster.

1. Haus, Gemeine und Freunde.

Treue Anhänglichkeit für die engere Heimat ist der Westfalen besonderer Stolz. So atmete denn auch jedes Wort Natorps nach seinem Eintritte in die Münstersche Oberbehörde (3. August 1816) herzliche Freude darüber, daß er wieder im „Vaterlande“ lebte. „Ich wünsche nun nichts mehr“, schrieb er an die noch abwesende Gattin, „als daß Du an meiner Seite zufrieden leben und recht heiter sein mögest. Es ist mir auch nicht mehr so unlieb, daß ich die Predigergeschäfte mit übernommen habe, da ich sehe, daß die hiesige Gemeinde auf ihr Kirchenwesen hält. Mit den Konsistorialgeschäften geht es gut, mit den Kollegen sehr gut. Wir haben ein achtungswertes Kollegium. Von kirchlicher Intoleranz habe ich nichts zu befürchten.“

Aus dem Lehrerkreise kam ihm herzliche Begrüßung entgegen. Im Rheinisch-Westfälischen Anzeiger schrieb man (1817, p. 1472): „Wie wurde euch, ihr Schullehrer zu Mute, als die Kunde zu euch kam, daß zwey der ersten Schulmänner eurer Bekanntschaft an die Spitze eures Schulwesens gestellt seyen, der O. C. R. Natorp in derselben Eigenschaft nach Münster und der bisherige Pastor und Schulkommissarius Hasenklever als Konsistorialrat nach Arnsberg? Wie in so vielem, so wird Preußen auch in der Verbesserung des Schulwesens als Muster dastehen wollen; dafür bürgen die ausgebreiteten Schulkenntnisse der an der Spitze stehenden Männer; dafür ihre liberalen Ansichten und ihre Rechtlichkeit.“ 1817, p. 1094: „Für das gesamte Schulwesen hat Herr O. C. R. Natorp mehrere köstliche Schriften herausgegeben. Man kann dieses herrliche Werk (seinen „Briefwechsel“) nicht lesen, ohne für die wichtige Sache des Schulwesens begeistert zu werden.“

Über Münster schrieb er (16. Septbr.) an seine Gattin: „Deine beiden Briefe, meine herzlich geliebte Christiane, erhielt ich gerade um die Zeit, als Du, nach Deiner Meldung zu schließen, auf dem erinnerungsvollen Wege nach Weile Dich befandest. Gottlob, daß Du vergnügt bist und heiter und kräftig ins Leben blickest! Wäre doch nun auch Dein Krampfhusten gehoben! Hüte Dich vor Erhitzung, Erkältung und Ärgernis. Ich bitte Dich, lasse Dich nichts anfechten. Es geht doch alles, wie der liebe Gott will. Wo man helfen und bessern kann, da muß man es thun, wie sich von selbst versteht; wenn aber dies vergeblich und ein Übel unabänderlich ist, so muß man sich mit Ruhe darein finden. — Daß Du unsern alten Freund, den biederen, sehr von mir geachteten und geliebten Dr. Huyssen, so unerwartet zu Essen getroffen hast, freut mich. Grüße ihn recht herzlich von mir; vergiß es ja nicht. An solchen biederherzigen Menschen von kräftigem deutschem Gemüte leidet die Welt Mangel. Auch in seinem Urteile über Münster erkenne ich ihn als einen freidenkenden, parteilosen Mann. Seine Ansicht ist gerade die nämliche, von der ich ausgegangen bin, und die mich bestimmt hat, mich gerade hierher versetzen zu lassen. Die ungünstigen Urteile über Münster rühren einzig und allein von lutherischer und kalvinisch oder französisch reformierter Intoleranz her. Hier zu Münster ist ein guter westfälischer Schlag von Menschen, deren Eigentümlichkeiten in religiöser und politischer Hirsicht man nur recht verstehen muß. Mir wird das gar nicht schwer. Ich finde die Münsterländer noch ebenso, wie ich sie vor 20 und mehr Jahren gekannt habe. Folglich sind sie ein kernichtes und braves Geschlecht. In religiöser Hinsicht sind sie mir sehr respektabel; sie halten auf Religiosität und kirchlichen Gemeingeist. Daß sie dabei einseitig und beschränkt sind, liegt in dem System ihrer Kirche. Aber sie zeigen sich darum im bürgerlichen Leben keineswegs intolerant gegen Nichtkatholiken. Ich habe davon unzweideutige Beweise; man begegnet mir von seiten katholischer Familien sehr offen und wohlwollend. Und sogar meine freien und derben Predigten werden hier nicht so anstößig sein, wie sie es in dem verkehrten, intoleranten Elberfeld sein würden. Es geht mit dieser Gutmütigkeit so weit, daß heute mehrere Katholiken mir ihre Freude darüber bezeugt haben, daß ich das

Predigtamt hier übernommen habe. Dies widerlegt doch offenbar das, was man gegen den Katholizismus hier zu M. zu sagen pflegt. Geht man darauf aus und ist man vorab übel gestimmt, dann mag es freilich sehr leicht sein, daß man Haare in der Butter findet. Und da wiederhole ich mir nur mein altes Sprüchelchen: Wer ein Narr sein will, der lasse sich eine Kappe machen. Bei meiner gestrigen Antrittspredigt war die Kirche sehr voll. Es waren indes sehr viele Katholiken mit da: denn der Protestanten können hier so viele nicht wohnen, wie ich da Leute vor mir hatte. Der Herr Oberpräsident hatte zu meiner und der Gemeinde Ehre den Kirchenvorstand und die beiden Regierungsdirektoren von Schlechtendahl und Keßler, den General von Luck und dessen Bruder, den Obersten v. L., zum Mittagessen eingeladen. Jetzt habe ich auch Rombergs Militärpredigtamt, Möllers Predigtamt, Möllers Konsistorialamt mit zu versehen: Du mußt also fünf Knixe vor mir machen. Herr v. Vincke hat mir mit Freude erzählt, daß er Dich zu Wesel gesprochen habe. Er hat auch Vater zu Gahlen besuchen wollen, aber nicht von der Lippe abkommen können, weil er ganz durchnäßt gewesen ist. Er kam fieberkrank zurück, machte aber zwei Tage nachher wieder eine Reise zur Nachtzeit und wurde so wieder gesund. — Zuletzt fühlt sich unter allen versetzten Beamten niemand so wohl wie ich. Mich hat hier bis auf diesen Augenblick noch nichts gequält. Die Zufriedenheit verfolgt mich. Noch will ich Dir die angenehme Nachricht mitteilen, daß ich 300 Thlr. Versetzungskosten erhalten habe. Hiermit Gott befohlen! Dein alter und stets junger Kettenhund Natorp."

Die Zufriedenheit, die ihn, wie er sagte, in die neue Stellung verfolgte, und die ihn über die Trennung von dem, was ihm Potsdam teuer und unvergeßlich machte, sanft hinweghob, wurzelte dann auch in dem Glücke, alten Freunden und namentlich den Eltern wieder nahe gerückt zu sein. Die Jahre 1816 und 1817 sahen ihn wiederholt in der Mitte der werten Leute. Das nächste Jahr aber führte schon dunkle Wolken über den Himmel dieses Glückes, Wolken, die sich in rasch auf einander folgenden Schlägen entladen sollten. Am 16. April 1818 raffte der Tod Frau Bergrat Heintzmann, Natorps Schwiegermutter, dahin. Am 10. Juni entschlummerte die heiß geliebte Mutter

zu Gahlen. Seine Empfindungen bei diesem Verluste gab N. in einem Brief an den Freund Bädeker kund: „Freilich kam mir der Tod der Mutter nicht unerwartet. Ich fürchtete ihn schon lange, weil ich alle Hoffnung auf Genesung schwinden sah. Ich fühle nun auch wohl, daß wir Ursache haben, Gott zu danken, daß er meine Mutter von so vielen Leiden und Beängstigungen durch einen sanften Tod erlöst hat. Gleichwohl empfinde ich über ihren Abschied eine innige Betrübnis. Es gereicht mir nur zu einer großen Beruhigung, daß meine Mutter meine so sehnlichst gewünschte Zurückkunft aus der Ferne in die heimatliche Gegend noch erlebt hat, und daß es mir gelungen ist, ihr die letzte irdische Sorge, die Sorge um das Fortkommen meiner jüngsten noch unversorgten Schwester, ganz vom Herzen zu nehmen.“ — Als schon 6 Monate nach dem schönen Feste vom 29. März 1819 auch das würdige Familienhaupt zum letzten Schlafe sich niederlegte, schrieb N. an Bädeker: „Ich bin tief betrübt; aber ich danke Gott, daß er meinem Vater einen sanften, schmerzlosen Tod gewährt hat. Mein Vater ist, wie uns der Dr. Schergundi schreibt, ohne Zeichen von Schmerz stille eingeschlummert und hat nicht einmal eine Ahnung von seinem nahen Tode gehabt. . . Der Tod meines Vaters führt in dem Leben unserer Familie schmerzliche Veränderungen herbei. Überhaupt habe ich seit dem vorigen Jahre so viel verloren, daß es mir schwer wird, Fassung und Heiterkeit zu bewahren: meine Schwiegermutter zuerst, dann Papin, dann meine Mutter, dann Neumann in Köslin, dann Hecker in Berlin und nun meinen Vater. Auch kann ich Ihnen kaum sagen, wie sehr mich die fortwährende Kränklichkeit meiner älteren Schwester in stillen Stunden bekümmert. Ich muß mich, wie Sie, durch Arbeit in meinem Berufe aufrecht und stark erhalten.“

Die herzliche Liebe und die Verehrung, die ihm im eigenen Hause und aus dem Kreise der ferner wohnenden Verwandten und Freunde entgegengebracht wurden, mußten ja neben der Arbeit im Berufe dienen, ihn über die Schmerzen dieser Jahre zu stillen. Die Dienstreisen gaben ihm häufig Gelegenheit zu Besuchen unter irgend einem gastlichen Dache hier oder dort. Freilich aber hatte das Reisen in Westfalen damals noch seine große Schwierigkeit. Der Zustand der Straßen, selbst zwischen

bedeutenderen Orten, war ein so schauderhafter, daß man, namentlich während der nassen Jahreszeit, bei Benutzung eines Wagens oft Hals und Bein aufs Spiel setzte. „Ich wäre,“ bemerkt Natorp z. B. in einem Briefe an Bädeker von 1817, „zu Ihnen von Soest nach Dortmund gekommen, wenn Wetter und Wege günstiger gewesen wären. Aber das Reisen war gar zu beschwerlich. Ich habe notgedrungen die meiste Zeit zu Fuße mein Ziel erreichen müssen, weil Fahren oder Reiten zu gefährlich war.“ Vincke selbst warnte ihn damals, auf der Strecke von Münster nach Hamm seinen Leib einem Wagen anzuvertrauen. Und noch im Jahre 1834 erlebten Natorps Frau und Tochter auf einer Fahrt nach dem Schwelmer Gesundbrunnen das Schicksal, daß ihre Kutsche in dem holperigen Hohlwege zusammenbrach. Im Westf. Anzeiger von 1816 seufzt ein Reisender aus Dortmund darüber, daß er an der Wittener Ruhr-Fähre $^3/_4$ Stunde habe warten müssen, bis man ihn bediente: „dies soll aber etwas ganz Gewöhnliches sein; mehrere, die mit mir überfuhren, beklagten es, daß man dort nicht selten $1^1/_2$ Stunde warten müsse.“ An derselben Stelle geschah es gelegentlich der Wittener Kirmes 1838, daß das überladene Schiff in den Fluten der Ruhr versank und zahlreiche Opfer, unter ihnen den Amtmann von Volmarstein, dem Tode preisgab. Jener Reisende erteilt denen, die von seiner Stadt nach Elberfeld reisen müßten, den Rat, lieber den Weg über Herdecke und Schwelm zu wählen, „der jetzt ganz fertig ist und gut unterhalten wird“. — Natorp unternahm in den ersten Jahrzehnten seines Münsterschen Lebens kaum andere ausgedehnte Reisen als die, welche der Dienst erforderte. Späterhin ist er noch einmal (1837) nach Berlin und (1840) Bremen gekommen. „Leider,“ schrieb er von letzterer Fahrt, „ist sie zu weit, als daß ich sie so leicht wiederholte. Man fährt mit der Schnellpost in 22 Stunden nach Bremen. Von dort nach Norderney kann man allerdings jetzt in der Badezeit mit einem zweimal wöchentlich gehenden Dampfboote schon in einem Tage fahren.“ Es versteht sich jedoch, daß die Beschwerlichkeiten und die Kostspieligkeit des Reisens zur um so eifrigeren Ausnutzung der Zeit anregten; auch die Besorgung von Briefen oder Drucksachen, die ein Reisender aus Freundlichkeit übernahm, diente häufig zur An-

knüpfung wertvoller Bekanntschaften. Es wollte damals etwas Besonderes sagen, wenn es hieß: der und der hat auf seiner Durchreise bei mir vorgesprochen. Die Welt war kleiner, als heute, doch der geistige Verkehr eingehender.

Unter den Genossen alter Zeit stand ihm Bädeker am nächsten. Bei den Unternehmungen des pädagogischen und theologischen Verlags zog der Buchhändler seinen Freund gern zu Rate. Natorps kritischer Scharfblick, seine ausgedehnte Bekanntschaft mit Personen und Schriften, sein warmer Wunsch, alles Gute und Edle zu fördern, seine Uneigennützigkeit und Offenheit mußten ja dem aufstrebenden Geschäfte seinen Beirat wertvoll erscheinen lassen. In dem Briefwechsel der beiden Männer redet der Pädagog auch häufig über die höhere Ausbildung der Söhne Bädekers, so des ältesten, Karl, der ihm späterhin verwandtschaftlich nahe treten sollte, und des Theologen Edmund; 1821 taufte er den jüngsten Sohn, und an der Feier nahmen mit ihm sieben befreundete Geistliche teil. Als der Freund das noch heute als Geschäftshaus benutzte Gebäude am Burgplatze zu Essen, das aus dem Besitze der ehemaligen Abtei an den Fiskus übergegangen war, zu kaufen wünschte, widerstanden gewisse Dunkelmänner — ein Zeichen des neuen Zeitgeistes! — eifrigst diesem Vorhaben, bemüheten sich wenigstens, den Preis über Gebühr zu steigern; auch bei dieser Veranlassung konnte Natorp einen Dienst leisten, indem er geeigneten Ortes die Angelegenheit ins rechte Licht stellte. — In Arnsberg hatte N. den Jugendfreund Hasenklever, der als Konsistorial- und Schulrat mit ihm noch über ein Jahrzehnt in Geistesgemeinschaft an der Hebung des märkischen Schulwesens arbeitete. Übermäßige Anstrengung und mancherlei Kummer rafften jedoch den trefflichen Mann früh dahin; als N. ihn 1830 zum letzten Male zu Soest sprach, fand er ihn schon sehr elend, und mit tiefer Betrübnis sah er Hasenklevers Hinscheiden entgegen, das dann auch 1831 zur Thatsache wurde. — An H.s Stelle trat ein anderer Freund und Gesinnungsgenosse, der Konsistorialrat Bäumer, vorher Pfarrer zu Bodelschwingh und gebürtig aus Halver; er war etwa 10 Jahre jünger als N., überlebte ihn jedoch nur um 2 Jahre. Von ihm rühren mehrere wertvolle Beiträge zur Lösung der damals die Gemüter am meisten beschäftigenden Kirchenverfassungsfragen im Westf.

Anzeiger her. — Auch den von ihm hochgeachteten Seidenstücker, Rektor des Gymnasiums zu Soest, sollte er bereits 1817 aus seinem Freundeskreise scheiden sehen. Es ist das derselbe „alte Seidenstücker“, dessen Bücher uns aus der Schulzeit noch wohl bekannt sind, weil wir damals nach ihnen die Anfangsgründe der Sprachen zuerst auf eine naturgemäßere Weise, nicht mehr in der trockenen grammatischen Abdrescherei, erlernten. Kränklichkeit nötigte den unermüdlichen Schulmann schon seit einigen Jahren, die Jugend zum Unterrichte auf sein Zimmer kommen zu lassen. Nach seinem Tode richtete N. ein freundliches Schreiben an den Prediger Landfermann zu Soest, den Vater des hochverehrten rheinischen Schulrates, um mit ihm gemeinschaftlich der tiefgebeugten Familie thätige Freunde zu sammeln: „Die Schule hat an S. unaussprechlich viel verloren, und die Familie noch mehr. Es wäre eine Schmach und Schande, wenn man das Andenken eines Mannes vergäße, der sich der Schule, der Stadt, dem Staat und dem Studium der Wissenschaften in seinem Beruf gänzlich aufgeopfert hat.“ — Eifrig bemühete er sich für einen Sohn der Münsterschen Gemeinde, Dr. Gerh. Kerlen, dessen Vater, der von Natorp sehr geschätzte Hofrat Kerlen, dahinschied, als der junge Mann die Studien noch nicht vollendet hatte. N. hatte denn auch die Freude zu sehen, daß dieser junge Kerlen zunächst als Lehrer zu Siegen, dann (1835) als Rektor der höheren Bürgerschule zu Mülheim a. d. R. angestellt wurde. Kerlens umfassende Forschungen über Leben und Schriften des viel genannten Mystikers Gerh. Tersteegen sind späterhin zu einer Hauptquelle der Biographen geworden. Nach seiner Emeritierung lebte er mit einem selbst so gewünschten, äußerst bescheidenen Ruhegehalte still und zufrieden, gleich seinem Vorbilde, in der Tersteegenstadt bis an sein Ende. — Der von Natorp zum Direktor des Soester Seminars beförderte, von seinen Schülern dankbar verehrte Ehrlich erfreute sich nicht minder der unentwegten Freundschaft seines Vorgesetzten, die ihm um so wertvoller sein mußte, da er schon frühzeitig durch die Gicht an der Ausübung seines schwierigen Amtes behindert und zugleich genötigt wurde, wiederholt die Gesundbrunnen aufzusuchen. Ehrlichs Sohn, der nachmals Pfarrer zu Bochold war, schrieb einmal: „Was Natorp eine lange Reihe von Jahren

hindurch meinem alten, jetzt nur zu tief gebeugten Vater gewesen, wie er ihm nicht nur als ein milder, humaner Vorgesetzter, sondern als ein treuer, bewährter Freund, als ein freundlicher Tröster in Zeiten schmerzlicher Prüfung, ein kräftiger Beschützer und Förderer seiner amtlichen Wirksamkeit zur Seite gestanden, und wie er dieselbe freundliche, liebevolle und gütige Gesinnung auf mich übertragen, das werde ich nimmer, nimmer vergessen." — Aus Lehrerkreisen ist mir wiederholt versichert worden, daß Natorp oft im stillen auch jungen fleißigen und zuverlässigen Seminaristen unter die Arme gegriffen hat. Von einem Falle dieser Art erzählt er selbst nach seiner launigen Weise (1831) dem Schwiegersohne Nonne zu Hattingen: „Euer Seminarist N. wird wegen seines Fleißes und wegen seiner guten Aufführung gelobt. Er ist auch ein guter Bezahler und macht keine Schulden. Was er noch zu bezahlen hatte, berichtete er, wie mir Herr Ehrlich sagte, sogleich von seinem zuletzt empfangenen Gelde. Dadurch war er aber auch aufs Trockene gesetzt, und Herr Ehrlich glaubte, daß er keine 4 Groschen mehr hätte. Da ich gerade mit E. etwas zu berechnen hatte und auf meine Zahlung $1^1/_2$ Thlr. herausbekommen mußte, so ließ ich ihm diese zurück, damit er sie N. gäbe. Im Besitze dieser $1^1/_2$ Thlr., so meint E., wird er sich wie ein Krösus fühlen." — Auch entfernt Verwandte nahmen in der Verdrückung gern die Beihilfe des Ober-Konsistorialrates in Anspruch. Doch gingen die Bittgesuche oft etwas hoch.

Seine Münstersche Gemeinde kannte ihn ebensowohl als einen treuen Freund der Einzelnen, wie als vorzüglichen Prediger. So wurde ihm der Wiedereintritt in das Pfarramt zur Quelle schönster Befriedigung; in einem solchen Amte konnten die Tugenden seines reichen, edeln Herzens noch kräftiger zur Entfaltung gelangen, als in dem Potsdamer Wirkungskreise. Nach dem zu Anfang dieser Lebensgeschichte angeführten Urteile Daubs, seines sachkundigen Amtsgenossen, hatte Münster ja in ihm einen der vorzüglichsten, vielleicht den ersten Kanzelredner seiner Zeit gewonnen. Kein Wunder, daß man unter seinen zahlreichen Zuhörern aus allen Ständen oft auch Katholiken in der evangelischen Kirche sah, wenn er die Kanzel bestieg; so selbst bei der am 31. Oktbr. 1817 veranstalteten Jubelfeier der

Reformation. „Viele Katholiken,“ erzählt er selbst in einem Briefe an Bädeker, „wohnten dem Gottesdienste bei; sie haben sich über die Predigt, die ich hielt, sehr vernünftig geäußert, ob ich gleich der guten Sache unserer Kirche deutlich und bestimmt das Wort geredet habe. Der Druck dieser Predigt wird vielfältig gewünscht; ich habe aber keine Lust, zu der großen Flut von solchen Reden einen Beitrag zu liefern.“ Katholiken sollen von ihm gesagt haben: wenn je ein Ketzer in den Himmel käme, so würde das Natorp sein. Daß er auch dem „gemeinen Manne“ in seinen Reden gerecht wurde, geht mir aus dem Worte eines schlichten Greises hervor, der ihn gehört hatte und mir beteuerte, daß Natorps warme und wahrheitsvolle Beredsamkeit ihn dem kirchlichen Leben zurückgewonnen hätte.

Es war die treue Erfassung des menschlichen Daseins nach seiner vollen Wirklichkeit im Lichte der höheren, ausgleichenden Wahrheit, die seiner schönen Rede die Herzen eroberte. Wahrheit und Liebe! das sind ja die beiden eigentlichen Großmächte in der sittlichen Welt, und wo sie verbunden auftreten, da kann ihnen kein edles Gemüt widerstehen. Von Natorps tiefem Gemüte und seiner kräftig verständigen Auffassung menschlicher Dinge liefern namentlich auch seine Briefe beredte Zeugnisse. Zur Ausfüllung der bislang versuchten Zeichnung mögen denn noch einige an die Seinen gerichtete Worte aus früherer Zeit hier folgen. Ronne, seinem ersten Schwiegersohne, schrieb er nach dessen Übersiedelung nach Hattingen: „Daß Mathilde wohlbehalten in dem Nonnenkloster angekommen ist, freut uns herzlich. Noch mehr freut es uns, daß in dem Nonnenkloster die Liebe und die Freude wohnen. Die Zerstreuungen und die mannigfaltigen Genüsse in der Welt der größeren Städte sind so beneidenswert nicht, wie sie manchem auf den ersten Blick erscheinen mögen. Wer sie eine Weile gehabt hat, wer sie auswendig weiß, der sehnt sich nicht selten hinweg aus ihnen und zieht sich in ein stilleres Leben zurück. Ich für meinen Teil führe mitten im Geräusche der großen Stadt, im ganzen genommen, ein einsames stilles Leben. Das Haus und die Berufsarbeit sind meine Welt. Wer sich gewöhnt, diesen sein Herz und seine Thätigkeit zu widmen,

der findet es nirgends öde und leer. Sie haben den großen Vorteil, daß Sie Ihrem Hause und Berufe Ihre ganze Liebe und Thätigkeit widmen können, und daß Ihr Wirkungskreis einfach und doch groß ist; bei mir verhält es sich in mancher Hinsicht nicht so günstig; ich muß meine Arbeit wegen der mancherlei verschiedenartigen Geschäfte zu sehr zersplittern und mich oft durch Allotria abhalten lassen und — mich durch solche Abhaltungen nicht stören zu lassen mit Mühe mich üben." Als derselbe junge Prediger einen verdrießlichen Handel mit einem bislang für anständig gehaltenen Menschen auszufechten hatte (1825), antwortete ihm der Schwiegervater, der den Betreffenden richtiger erkannt hatte: „Ich habe mich gewundert, daß Sie mit einem Manne von so gemeiner Denkungsart so lange verkehrt haben, ohne mit ihm zu zerfallen. Sie müssen sich aber durch solche Dinge nicht irre machen lassen, noch viel weniger sich über sie ärgern, sondern sich in Ihrem Charakter und in Ihrem Benehmen immer konsequent bleiben. Wenn man sich einmal ärgern will, was man jedoch überhaupt lieber bleiben läßt, so muß man wenigstens den Ärger für wichtigere Dinge sparen. An dem Ärger über Schwachheiten, Verkehrtheiten und Schlechtigkeiten verliert man mehr, als an den etwa eingebüßten Vorteilen." — Endlich noch ein Trostwort aus einem Briefe an denselben Schwiegersohn, als dieser eine Schwester verloren hatte (1827): „Gottes Gedanken sind nicht unsere Gedanken. Das erkennen wir, und wir wissen recht wohl, daß seine Gedanken auch höhere und bessere Gedanken als die unsrigen sind. Aber es wird schwer, sehr schwer, die christliche Ergebung in Gottes Willen, die aus dieser Erkenntnis folgen muß, zu erlernen und mit getroster Zuversicht zu sagen: Nicht mein Wille, sondern Dein Wille geschehe! Ich danke Gott, daß er Ihnen und Mathilde in das liebende Herz noch so viel Fassung und Vertrauen gelegt hat. Herzliche Liebe für die Freunde und ein herzliches Vertrauen zu Gottes allwaltender Liebe sind unter den Gütern des Lebens die edelsten und dauerndsten. Wer sie besitzt, der verblutet nicht an den Wunden, die uns durch die Schicksale der Zeit geschlagen werden."

Wie hoch diese und ähnliche Proben herzlicher Teilnahme in den Kreisen, denen sie galten, geschätzt worden sind, das erkennt man noch an den Spuren, die das wiederholte Lesen in den treulichst bewahrten Briefen gelassen haben. Die Sprache ist so einfach, daß sie auf den ersten Blick kaum verrät, welche Lebenswahrheiten sie bietet; diese Lebenswahrheiten aber gründen sich auf jene ruhige, heitere Erwägung der Dinge und das Vertrauen zum höchsten Lenker der menschlichen Schicksale, das, auch unter den bittersten Erfahrungen, dem Trotz oder der Verzagtheit oder gar dem Murren keinen störenden Einfluß auf das Herz gestattet, dem vielmehr der Wahlspruch des Jakobus leuchtet: „Leidet jemand, der bete; ist jemand gutes Muts, der singe Psalmen."

Zum Schlusse dieses Abschnittes über Natorp als Geistlichen und Menschen mögen hier noch zwei Worte aus Frauenmund, dessen Urteil über die Herzen uns ja stets besonders wert ist, angeführt werden. — Die Fürstin von Solms-Lich erbat sich, aus Lich, 27. März 1819, seinen Rat bei Besetzung einer Pfarrstelle auf ihren Gütern. In ihrem Briefe heißt es: „Hochwürdiger, hochverehrter Herr Ober-Konsistorialrat! Die Hoffnung, die Sie mir einst durch Ihre Freude an der Tonkunst schon in Ihrem 16. Jahre einflößten, als ich Sie, Herr Ober-Konsistorialrat, zu Steinfurt in Gesellschaft Ihres Herrn Vaters sah, wurde durch meinen vieljährigen Briefwechsel mit diesem würdigen Geistlichen immer lebendig erhalten. Ihre Fortschritte im Guten, die Hoffnungen, die Sie seitdem so herrlich erfüllt haben, waren in früherer Zeit oft Gegenstand unserer Briefe, und was Sie nachher in Ihrem schönen Berufe zu Verbreitung des einzig Wahren in echt religiösem Sinne gewirkt haben, erwarb Ihnen meine Hochachtung und mein Zutrauen. Deshalb, und weil es mir hier an jeder Gelegenheit, meinen Zweck zu erreichen, fehlt, wende ich mich als Vormünderin, die für ihres Sohnes Häuflein so gern als Mutter sorgen möchte, an Sie mit der Bitte, mir einen Hirten für dasselbe zu empfehlen." — — Die andere Dame, die wir hier hören möchten, hat Jahrzehnte lang Natorp nahe gestanden. Sie schrieb: „Oft habe ich den Wunsch gehegt, es möge seine Lebensgeschichte geschrieben werden; ich dachte, es wäre nicht schwer, von ihm ein getreues Bild zu entwerfen; und doch mag dem so sein; denn er war ein Mann

von geistiger Bedeutung, eine seltene Persönlichkeit, immer aber bestrebt, für die Menschen zu arbeiten und auf ihre Veredlung zu wirken, frei von irgend welchen Vorurteilen und dabei so einfach und schlicht in seinem Wesen, aber von jener Einfachheit, die in der größten Herzens- und Geistesbildung wurzelt. Er konnte auf jedem Platze stehen; er konnte mit dem Ärmsten und dem Ungebildeten ebenso sprechen und aus ihm einen ungeahnten Funken schlagen, wie er mit den Höchstgestellten in der Welt verkehrte; immer wahr, lauter, geistig angeregt und anregend. An ihm ist mir „harmonisches Wesen" klar geworden; denn bei ihm war alles ein rein und voll klingender, tönender Akkord. An ihn denken erfüllt mich schon mit Freude. Ach, ich muß mich hüten, mit anderen Menschen von ihm zu sprechen, weil ich dann nicht aufhören kann; und ich sehe wohl ein, daß gerade in der Harmonie seines Wesens auch die Schwierigkeit liegt, ihn recht zu schildern. Wie hat er gearbeitet und sich abgemüht, für die Bildung des Volkes zu sorgen, sie zu heben! Keine Arbeit dafür ist ihm zu gering gewesen, und wie wenige wissen vielleicht jetzt, was er dafür gethan hat! Ich denke so manchmal: wie würde er sich freuen, käme er jetzt in unsere Volksschulen!" —

2. Amtsthätigkeit im Konsistorium.

Natorps neuer Wirkungskreis war auch rücksichtlich der Oberleitung des Kirchen- und Schulwesens mannigfach verschieden von dem Potsdamer, obschon der Titel vorläufig derselbe blieb. Das Konsistorium, dessen Mitglied er wurde, sollte nach der Neugestaltung von 1817 eine Aufsichtsbehörde in einem presbyterial gestalteten Kirchentum werden, demgemäß immer mit den Synoden Fühlung behalten. Auf die einzelnen Volksschulen übte N. jetzt überwiegend nur einen mittelbaren Einfluß, mit Ausnahme der 24 Schulen des Tecklenburger Bezirkes, die er unter persönliche Pflege nahm; das höhere Schulwesen erhielt eine besondere Aufsichtsbehörde innerhalb desselben Kollegiums.

Seine näheren Amtsgenossen waren im Laufe seiner Zeit Dr. Möller, Dr. Kohlrausch, Daub und Dr. Wagner. Der „alte Möller" oder auch „Vater Möller", wie seine Zeitgenossen ihn wohl liebkosten, ein Schwager F. A. Krummachers, als Universitätslehrer, theologischer Schriftsteller, Prediger und

höherer Kirchenbeamter damals viel genannt, war um 12 Jahre älter als Natorp, ihm aber schon frühzeitig nahe getreten. Er stammte aus Lippstadt (geb. 25. August 1762) und hatte in Duisburg studiert; hier war er auch, nachdem er in Dresden und seiner Vaterstadt ein Predigtamt bekleidet hatte, von 1788 bis in die Franzosenzeit Professor der Theologie. 1805 kam er als Konsistorialrat und Prediger der neu gegründeten evang. Gemeinde nach Münster. Als die Franzosen dort einrückten, erhielt er durch Natorps Vermittlung eine Konsistorialratsstelle in der Neumark, dann 1811 eine Professur in Breslau. Mit Natorp trat er 1816 in das Münstersche Konsistorium. Am Ende seines Lebens (er starb drei Monate nach Natorp) konnte er auf eine Amtsthätigkeit von 61 Jahren zurückblicken. Ihn schildert Daub in folgendem warm empfundenem Nachrufe: „Die Person des Heilands war der Mittelpunkt seiner ganzen Wissenschaft; von ihr ging er aus, auf sie kam er immer wieder zurück. Das Bild des Erlösers hatte er sich bis in die zartesten Züge der reinen göttlichen Menschlichkeit klar zu machen gesucht. Wenn seine begeisterte Rede in lebendigem Strome sich ergoß und seine Gedanken in alle Höhen und Tiefen hineinblitzten, und wenn dann das weiche, fromme Gemüt sein Recht forderte und er die Thränen gewaltsam zurückdrängen mußte, damit sein Geist Herr blieb seiner erhabensten Entäußerungen, — es war ein Gottesdienst, eine Festfreude, den ehrwürdigen Greis also zu hören." Vielseitig gebildet, forschte er in Natur und Geschichte mit ähnlichem Eifer wie in der Bibel; auch kehrte er bis ins Greisenalter besonders gern zu den Dichtern der alten und neuen Welt zurück. „Die Wissenschaft war ihm wie ein altdeutscher Dom, in dem auch die Blütenkronen und Blätter der kleinen Säulen nicht bloß Zierden sind, sondern wesentlich zum Ganzen gehören." Wenn sein Bild auch im Tone einer gewissen Komik gezeichnet worden ist, so hat das wohl darin seinen Grund, daß die gelehrte Zerstreutheit ihm mitunter derbe Streiche spielte, und daß ihn sein Eifer leicht zu Sonderbarkeiten verleitete. So wurde uns erzählt, daß der Alte einmal bei einer Abendtafel seine Hausdame, Fräulein Engels, heftig schalt, weil auf dem Tische nicht alles in gehöriger Ordnung wäre, wobei er vergessen hatte, daß er — in einem fremden Hause

als Gast so donnerte! In Hamburg traf Kohlrausch den alten Kollegen ganz zufällig einmal auf dem Fischmarkte unter den Händlerinnen: „Meine Zeit! was für ein Tier! was für seltsame Geschöpfe! Hier ist ja eine Bestie mit zwei Augen an einer Seite! Was ist denn das für ein Tier?“ — „Das ist eine Butte, Herr Kollege!“ sagte Kohlrausch dem erstaunten Kollegen von hinten zu ins Ohr, worauf ihn Möller zum Ergötzen der Fischweiber stürmisch umarmte. — Das eben erwähnte Fräulein Christiane Engels, das am besten aus F. A. Krummachers Leben bekannt ist, darf neben Möller und Natorp und überhaupt bei einer Zeichnung des damaligen Münsterschen Verkehrs nicht unerwähnt bleiben. Früher war sie eine Zeit lang als Gesanglehrerin bei Salzmann in Schnepfenthal, dann als Erzieherin beim Grafen Hohenthal in Dresden thätig gewesen; von dieser Familie erhielt sie ein Jahrgehalt bis an ihr Ende. Die Rücksicht auf ihren Gesundheitszustand nötigte sie, das Unterrichten daran zu geben; sie war aber stets darauf bedacht, sich nützlich zu machen, so daß sie auch später, als sie beim alten Möller Hausdame war, für die Armen der Gemeinde durch einen kleinen Handel, zuerst mit Thee und Schokolade, dann mit kleinen Zeugresten, die ihr befreundete Kaufleute in Elberfeld und Krefeld billig überließen, sorgen konnte. Der Rettungsanstalt zu Düsselthal wandte sie Jahre lang einen Teil ihres Handelsgewinstes zu. Sie genoß eines besonders zufriedenen und heiteren Gemütes und geistiger Frische und Empfänglichkeit bis zuletzt. Den Morgen fing sie stets mit einem Chorale an, den sie an ihrem Klaviere begleitete. Sie war eine Persönlichkeit, die zu den außergewöhnlichen Erscheinungen gezählt wurde. Sie starb am 20. Mai 1860, im 93. Jahre, nach kurzem Brustleiden, hochgeschätzt von einem weiten Kreise aus allen Ständen, tief betrauert von vielen Armen und Notleidenden als deren mütterliche Freundin. Ihr Regiment in dem Hause des zuletzt vereinsamt stehenden Gelehrten führte nicht selten zu Szenen, von denen wir eine soeben zum besten gegeben haben. Aber hatte sich ein derartiges Gewitter ausgedonnert, so sahen die beiden Alten, daß es doch das Beste wäre, auf dem gewohnten Fuße weiter zu leben.

Der andere, Natorp nächst befreundete Kollege, Dr. Heinrich Friedrich Theodor Kohlrausch, der wohlbekannte Verfasser jener bis in unsere Schulzeit einzig als solcher dastehenden Deutschen Geschichte, hatte sich einer langen gelehrten Vorbildung erfreuen dürfen, bevor er ins Amt trat. Er stammte aus dem Hannöverschen (geb. am 15. Novbr. 1780 zu Landolfshausen bei Göttingen) und studierte die Theologie auf der Landeshochschule; 1802 trat er als Hofmeister bei dem Grafen Baudissin, dem dänischen Gesandten in Berlin, ein und begleitete dessen Sohn, seinen Zögling, Wolf B., auf den Hochschulen Kiel, Heidelberg, Göttingen. Seine amtliche Wirksamkeit förderte ihn rasch: 1810 wurde er Vorsteher einer Erziehungsanstalt zu Barmen, 1814 Lehrer am Düsseldorfer Gymnasium, 1818 Rat im Konsistorium und Provinzial-Schulkollegium zu Münster. Er hatte das höhere Schulwesen Westfalens unter seiner anregenden Pflege. Vermutlich ist die Einrichtung der Direktoren-Konferenzen, die 1825 ins Leben trat und seitdem allmählich in allen preußischen Provinzen zur Durchführung gelangt ist, hauptsächlich sein Werk. 1829 erhielt Kohlrausch eine Berufung an die Spitze des neu errichteten Oberschul-Kollegiums zu Hannover. In dieser Stellung feierte er sein fünfzigstes Dienstjubiläum unter dem Titel eines General-Schuldirektors. 1867 starb er zu Hannover. — Auch nach seinem Fortgange aus Westfalen blieben er und die Seinen in freundschaftlichem Austausche mit der Natorpschen Familie.

Als vom 16. bis zum 18. September 1817 die damals sogenannte Märkische Synode die Jubelfeier der Reformation zu Hagen beging, trat Natorp zum ersten Male mit dieser bisherigen Vertretung der evangelischen Gemeinden der Mark zusammen. Dieser Feier wohnten 130 Geistliche bei. Wie diese Herren Zeugen des Freiheitskampfes von 1813—15, der ja zugleich ein Wiedererwachen des religiösen Geistes im Volke zeitigte, gewesen und manche von ihnen mit der höchsten Auszeichnung der tapferen Streiter jener Jahre von der Hand des allverehrten Königs geschmückt waren, so fand unter dem Eindrucke der großen Ereignisse ein Lieblingsgedanke Friedrich Wilhelms III., dem er bald nachher amtlichen Ausdruck verlieh, die Union der beiden evangel. Hauptbekenntnisse, unter ihnen

den erwünschten Anklang. Westfalen hatte sich freilich, wie früher dargelegt, überwiegend der lutherischen Richtung mit der Melanchthonschen Milderung in der Abendmahlslehre angeschlossen. Doch schickte auch die kalvinisch gesinnte Minderzahl ihre Vertreter zur 300jährigen Hagener Jubelfeier, und man war bald darin einig, die durch die geschichtlichen Wandelungen überflüssig gewordenen Scheidenamen zu beseitigen und sich gemeinsam evangelisch zu heißen, eine Bezeichnung, die ja schon im Westfälischen Frieden staatsrechtlich anerkannt worden war. Diese thatsächliche Union, der nur einzelne Starrköpfe fern blieben, hauchte dem kirchlichen Organismus sofort frisches Leben ein.

Die gelehrte Vorbildung der Herren mußte wohl unter den Kriegsstürmen lückenhaft geblieben sein. In einem Zeitungsartikel von 1847 (Beilage zu Nr. 41 der Elberfelder Zeitung) finden wir Folgendes: „Aus Preußen. — Neben die wirklich staunenswerten Resultate jener 4 Württemberger Gymnasien will ich zur Vergleichung mit unsern Verhältnissen nur die einzige Bemerkung stellen, daß Dr. Kohlrausch im Jahre 1826 in Verlegenheit zu sein erklärte, wenn er von den 400 evangel. Pastoren in Westfalen auch nur Einen zum Mitgliede der theolog. Prüfungs-Kommission in Münster vorschlagen sollte." Diese schwere Anklage traf begreiflich auf heftigen Widerspruch, der u. a. hervorhob, daß „Kohlrausch von den 400 kaum 4 anders als durch die Kandidatenprüfungen genauer kännte." Allein auch in Natorps Briefen finden wir häufig schmerzliche Klagen über den Mangel an wissenschaftlicher Bildung der Kandidaten und Geistlichen und, später noch, über ihre Ungeschicklichkeit im Reden und Jugendunterrichte. Allmählich war nun Schleiermachers Einfluß hervorgetreten. Schleiermacher, so heißt es gewöhnlich, hatte den alten Rationalismus siegreich bekämpft; er hatte statt des Verstandesglaubens das religiös bestimmte Gemüt in die herrschende Mitte der Theologie gestellt. Allein wem war dieser Sieg zugefallen? Echter Schleiermacherianer gab es auch unter seinen eigentlichen Schülern nur wenige. An seine Theologie konnten sich eben die verschiedensten Richtungen anschließen. Er wurde ohne Zweifel vielen der Religion Entfremdeten ein Führer zum Weltheilande, dessen Person und Werk er, trotz seiner an den Evangelien geübten historischen Kritik, in das liebenswürdigste

Licht stellte. So konnte sich ein neuer Pietismus an ihn lehnen, ob zwar diese neuen Pietisten ihn selbst bald wieder verketzerten. Ferner gingen eine streng rechtgläubige und wiederum eine bedeutende Schule vermittelnder Theologen (Neander, Nitzsch, Julius Müller) aus der seinigen hervor. Er öffnete nicht minder einer kritisch-historischen Richtung die Bahn, einer Richtung, die von den biblischen Urkunden schließlich nur weniges als glaubwürdig bestehen lassen wollte. Er war ja ein vielumfassender und bahnbrechender Geist. Im Westen wiederum traten sehr bald Strömungen teils orthodoxen, teils pietistischen Geistes gegen Schleiermacher hervor, denen man in den höchsten Kreisen freundlich zuzuwinken begann.

Diesem Kampfe der Ansichten gegenüber war die Stellung eines kirchlichen Oberhirten, seine Gerechtigkeitsliebe namentlich, um so verantwortlicher. Nach seiner Milde ließ Natorp jedem Menschen gern seine Überzeugung. Er konnte, — das verdankte er seiner historischen Bildung —, die Erfolge des gesunderen Pietismus eines Spener, Francke, Hecker sehr wohl anerkennen. Allein der neu erwachende orthodoxe Pietismus erregte seinen Verdacht, allmählich auch seine Abneigung, zumal die Vertreter dieser Richtung im Bergischen oft sehr harte Worte über die freier Denkenden losließen. Das Getreibe im Wupperthale beobachtete er mit um so teilnehmenderer Aufmerksamkeit, als er selbst in der Gegend Prediger gewesen war. An Nonne schrieb er 1823: „Der von Dortmund berufene Pfarrer H. fühlt sich in Elberfeld nichts weniger als glücklich. Der Parteigeist in der Gemeinde verkümmert ihm das Leben. Man spioniert in der Kirche, um Äußerungen oder selbst einzelne Worte aufzufangen, über die man ihn verketzern kann. Man schickt ihm anonyme feindselige Briefe ins Haus. Man hat ihn sogar darüber angefeindet, daß er einmal nach einem Schulfeste an Wilbergs Haus gestanden und dem fröhlichen Tanze der Jugend zugesehen hat. Mich dauert H., der ein braver und geschickter Mann sein soll. In Elberfeld freilich kann ein Pastor nicht leicht zufrieden leben, wenn er nicht seine Freude daran hat, auf beiden Schultern zu tragen und den Mantel nach dem Winde zu hängen, oder wenn er nicht so viel Kraft und Gebiß besitzt, daß er die Parteien der Gemeinde samt und sonders in Furcht halten kann. Jenes

frömmelnde Christentum hat auf den ersten Blick aus der Ferne einen angenehmen äußeren Schein; aber der Schein verschwindet, sobald man mehr dahinter kommt. Alles sektiererische Wesen taugt nicht; es macht übelwollend, halsstarrig, unduldsam und zuletzt heuchlerisch. Die Religion Christi ist keine Sektiererei und keine Frömmelei; sie macht den Menschen redlich, offen, freisinnig, mutig, wohlwollend und fröhlich. Der ehrlichste, geradsinnigste, heiterste und wohlwollendste Mensch ist immer der beste Christ." — Als die bekannten Blut- und Teufelspredigten in Aufnahme gekommen waren, scherzte er in einem Brief an Christiane (1827): „Der Teufel wird sich wohl amüsieren, daß er jetzt in den schönen Gegenden an der Ruhr und Wupper spazieren geführt wird. Wenn es ihm hierzulande so nach seiner Lust gemacht wird, dann kehrt er schwerlich nach seinem Geburts- und Heimatslande Chaldäa zurück." — Im weiteren Verlaufe der H.schen Angelegenheit schrieb er: „Was ich in Sanders Schrift finden werde, kann ich schon im voraus vermuten. Die theologischen und kirchlichen Ultras, die Hyperorthodoxen, würden es gern sehen, wenn wieder, wie zu Wöllners Zeiten, eine Glaubenskommission errichtet würde. Ich vermute, daß die Propaganda danach strebt, es zu bewirken. Es kann dahin kommen, daß man bei uns, wie in Holland, ein altes und ein neues Licht hervorbringt und in den Gemeinden Spaltungen erregt. Eine Menge eingeforderter und eingereichter Predigten H.s zeigen ihn weit orthodoxer, als ich selbst vermutete. Allen Respekt dem echten Pietismus! Hier aber ist gar kein Pietismus, sondern Symbololatrie, verbunden mit unchristlicher Intoleranz. Wie in Berlin wird entschieden werden, kann ich nicht wissen und nicht einmal vermuten. Unser König bekannte sich in seinem Erlasse über die Unionssache zu dem Geiste, zu den Grundsätzen des Protestantismus, nicht zu allen einzelnen Meinungen und Ansichten der Reformatoren über diese und jene Lehre. Dies thut offenbar auch H., wie mit wenigen Ausnahmen alle akademischen Theologen und Geistlichen unserer Zeit. Divergenzen in den Meinungen und Ansichten über die Lehren können nie ganz ausbleiben. Wenn man Gemeindeglieder über ihre Glaubensmeinungen

examinieren könnte, so würde man auch bei denen, die sich als die orthodoxesten gerieren, ohne Zweifel eine seltsame Divergenz finden. Sollte das Christentum Übereinstimmung in Meinungen und Ansichten fordern, so könnte es nicht nach der Absicht Christi allgemeine Weltreligion werden." — Über „den Mystizismus im Wupperthale" erschienen „Briefe" im Westfälischen Anzeiger. „Sie sind," bemerkt N., „gut abgefaßt und ein Wort zu seiner Zeit. Ich habe sie mit großem Vergnügen gelesen, ohne den Verfasser zu erkennen. Die aus älterer Zeit schon bekannte Weise, wie jene Männer mit der Auslegung der Bibel verfahren und von der Bibel Gebrauch machen, ist für schwache Köpfe und sentimentale Herzen sehr gefährlich, verführt zu religiösen Schwindeleien, Albernheiten, phantastischen Grübeleien, thut der Immoralität Vorschub. Jeden mit seinem Systeme vereinbaren Sinn trägt man mit phantastischer Willkür in Bibelstellen hinein, ohne irgend welche Berücksichtigung gesunder Interpretationsgrundsätze." — Auch in der Overdyckschen Rettungsanstalt, der N. einst mit voller pädagogischer Wärme zugethan war, hatte sich ein trüber Geist geltend gemacht und infolgedessen nicht gerade von christlicher Liebe zeugende Angriffe erleiden müssen. Diese Angriffe verurteilte Natorp scharf. Zugleich aber räumte er ein: „Die Unzufriedenheit mit der herrschenden Kirche und ihrem Getreibe erzeugt polemische Opposition, von der die Intoleranz gemeiniglich nicht fern bleibt. Der Graf A. von der Recke aber hat das Land, die Beamten, die Regierung, die Konsistorien, die Geistlichen bei des Königs Majestät selbst des Unglaubens, des Naturalismus, des Indifferentismus, des Rationalismus u. s. w. angeklagt und blind in den Tag hineingeschrieben über das heillose Verderben in allen Ständen, woraus in kurzem eine Revolution und eine Rebellion hervorbrechen würden." — „Auf meinen Bericht aber hat sich der Oberpräsident dahin geäußert, es sei der Mühe wert, dem Grafen doch behilflich zu sein und höheren Ortes eine Unterstützung auszuwirken, um einen tüchtigen Erzieher, der nicht bloß ein Lehrmeister gewöhnlichen Schlages sei, anstellen zu können" (1821).

Ob N. mit Schleiermacher in wissenschaftlichen oder gar freundschaftlichen Beziehungen gestanden hat, wie Balster angiebt, muß dahingestellt bleiben; in seinen persönlichen Mitteilungen findet sich keine Spur hiervon; im Gegenteil witzelt er nicht selten über „die hermeneutischen Kunststücke" des berühmten Theologen. Er wich doch auch in gar zu vielen Stücken von Schleiermachers Grundansichten ab, so nahe er ihm in der unabhängigen Stellung zum Dogma verwandt war.

Die Stiftung der „Friedrich-Wilhelms- und Rheinischen Hochschule" mußte ihn mit hoher Freude und Zukunftshoffnung erfüllen, weil er sich von ihr eine kräftigere wissenschaftliche Förderung der jungen Theologen Westfalens versprach. Man hatte nach Aufhebung der vormaligen Universität zu Münster 1818 geschwankt, ob man dieser Stadt eine neu gestaltete Hochschule geben oder eine solche in Paderborn errichten sollte. Glücklicherweise faßte man den Gedanken, eine konfessionsfreie Anstalt im höheren Stile zu gründen, und ging trotz der eben bestandenen Kriegs- und Hungerzeiten bald zur Ausführung dieses Planes über. Der Vortrag, den N. in einer Session des Kollegiums zu Münster über die vorgelegte Stiftungs-Urkunde zu halten hatte, kann nur im günstigsten Sinne ausgefallen sein. Im Februar 1819 teilte er Bädeker erfreut mit, daß sich bereits gegen 200 Studenten zu Bonn angemeldet hätten. „In der theologischen Fakultät ist jetzt auch Prof. Augusti aus Breslau angekommen, um dessentwillen allein Theologiestudierende Bonn besuchen sollten." Auch seine beiden Söhne Eduard (stud. juris) und Alfred (stud. theol.) ließ er die rheinische Hochschule beziehen. Gelegentlich der dritten Säkularfeier der Übergabe der Augsburger Konfession, am 25. Juni 1830, proklamierte die Universität Natorp zugleich mit seinem Freunde Reche und dem Pfr. Graeber in Gemarke zu Doktoren der Theologie. In dem für N. ausgefertigten Diplome heißt es: „In Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste um das Schulfach, seiner eifrigen Pflege des heiligen Gesanges, seiner auch in Schriften an den Tag gelegten theologischen Gelehrsamkeit, seiner viele Jahre hindurch treu und segensreich geübten oberhirtlichen und gemeindlichen Thätigkeit ernennt die rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität unter dem Rektorate

des Dr. juris Clemens August von Droste-Hülshoff und dem Dekanate der evang.-theologischen Fakultät des Dr. theol. J. K. L. Gieseler den Herrn Ober-Konsistorialrat Natorp zum Doktor der Gottesgelahrtheit." —

Ziehen wir nun noch das historische Fazit aus den eben flüchtig gezeichneten theologischen Bewegungen. Der sog. Rationalismus vulgaris, der sich nicht ohne Leichtfertigkeit über die ernstesten religiösen Fragen hinwegsetzte (vgl. Niemeyer, oben S. 35), verdiente allerdings das Schicksal, durch die Ereignisse von 1806—1815 hinweggefegt zu werden. Der andere Zweig des Vernunftglaubens hingegen, der die Bibel als Quelle und Richtschnur des religiösen Lebens anerkannte, doch sie unabhängig vom Dogma auslegte, verblieb noch bis Ende der 30er Jahre bei den Geistlichen in Herrschaft und herrscht wohl noch vielfach in der höheren und mittleren Bürgerschaft der Grafschaft Mark. Allmählich erlangte die oben als orthodox-pietistische bezeichnete Richtung die Oberhand; aber ihr Sieg war kein dauernder, gemütlicher Besitz. Da sie die freiere Bewegung eifrigst, nicht ohne Beihilfe der staatlichen Macht, bekämpfte, so blieb die Gegenwirkuug nicht aus: die freireligiöse und lichtfreundliche der 40er Jahre, die gefährlichere der Sektiererei in den 50er Jahren bewiesen die Richtigkeit der Prophezeiung Natorps in ihrer ganzen langen Kette: religiösen Schwindeleien, Albernheiten, phantastischen Grübeleien, Immoralität. Zeugen dafür waren z. B. die baptistischen Umtriebe an der Ruhr und die Ausartungen des Methodismus, gegen die wiederholt die bürgerliche Gewalt einschreiten mußte. In der Gemeinde des ältesten Sohnes Natorps erschien doch eines Morgens ein sonst vernünftiger und geschickter Uhrmacher, der, ebenfalls von den religiösen Phantastereien angesteckt, sich für den von Christo verheißenen Parakleten hielt und von dem Pfarrer verlangte, er solle sich seinen Jüngern, die er sich aus den Bauern und Handwerkern erworben hatte, anschließen, um die 12-Zahl vollzumachen. —

Von dem inneren haben wir uns nun dem mehr an der Peripherie liegenden Leben der Kirche in der uns beschäftigenden Zeit zuzuwenden. Den wieder oder neu erworbenen westlichen Gauen widmete Friedrich Wilhelm III. auch nach dieser Seite eine besonders warme Fürsorge. In seinem Sinne knüpfte

Natorp gleich nach Antritt seines neuen Amtes mit den Synoden der Mark Beziehungen an. Er und der Minister v. Schuckmann fanden sich zu der Reformationsjubelfeier in Hagen ein; obschon ein Besuch des Königs in Münster angesagt war, glaubte er in Hagen nicht fehlen zu dürfen. Der versammelten Geistlichkeit überreichte er eine eigens für das Fest verfaßte Schrift „Über den Gesang in den Kirchen der Protestanten", die zu den Vorarbeiten der märkischen Synode für „die Veredelung des liturgischen Teils des Gottesdienstes" einen Beitrag liefern sollte. Warum er gerade jenes Jubiläum zur Abfassung des Buches wählte, erhellt aus der Bemerkung, „daß man eine Begebenheit, die auch auf die liturgischen Angelegenheiten der evangelischen Kirche einen wichtigen Einfluß gehabt hätte, und das Andenken Luthers, des Mannes, der sich um die Veredelung des Kirchengesanges ein großes, unsterbliches Verdienst erworben hätte, feierte." Das Buch war zugleich an alle gebildeten Nichtgeistlichen gerichtet, die sich die Sache angelegen sein ließen. Es lohnt sich aus mehr als einem Grunde, auf seinen Inhalt etwas näher einzugehen.

Seine Kritik, die sich über die Gesangbuchfrage und die musikalischen Leistungen der Gemeinden und der Organisten verbreitet, eröffnet allerdings keinen wohlthuenden Blick auf das Verständnis liturgischer Fragen in damaliger Zeit. Alles, was dort geprüft wird, bezeugt einen traurigen Verfall. „Wo sind die Gemeinden, die den großen Reichtum an herrlichen Choralmelodieen, den unsere Kirche besitzt, unter sich bewahrt haben? Wo die Gemeinden, die die wenigen übrigen zu singen verstehen? — Wo die Anstalten, in denen für die Kirche tüchtige Kantoren und Organisten gebildet werden? — Wo die Liturgen, die den Kirchengesang ihrer Aufmerksamkeit und ihres Studiums würdigen? Wo die Sängerchöre der Vorzeit? Eine Frage dieser Art nach der anderen mag man aufwerfen, auf welche die Kirche fast durchgängig nur mit traurigem Stillschweigen antworten kann." „Ich sage dies insonderheit mit Beziehung auf unsere Gegenden." „Es giebt Kirchen, in denen der Organist gar kein oder nur ein geschriebenes Choralbuch hat." „Man hat fast in allen Kirchen Gelegenheit, eine wahrhafte Verzerrung des Gesanges wahrzunehmen, und man würde sie unerträglich finden, wenn nicht das starke Getön

der Orgel sie verdeckte." In den Schulen unterläßt man die Übung, weil „die mehrsten Schullehrer entweder in der Musik überhaupt zu unerfahren sind oder sich insbesondere auf den Kirchengesang nicht verstehen." „In den Seminarien lernen sie von der Musik äußerst wenig, weil sie mit zu geringen Vorkenntnissen hineinkommen und selten unter ihren Lehrern einen tüchtigen Musiker finden, der als Meister sie leiten könnte. Sie haben seit geraumer Zeit sich auf so viele Nebendinge eingelassen und ein so buntes Allerlei in ihren Schulen zu treiben angefangen, daß ihnen der Kirchengesang darüber aus dem Sinne gekommen ist. Sie haben von der musikalischen Grammatik (dem Generalbaß) höchstens die ersten Anfangsgründe inne. Die Ästhetik der Musik ist ihnen ganz fremd, so daß sie vom musikalischen Periodenbau, von den verschiedenen Arten des musikalischen Stiles, von den verschiedenen Gattungen der Musikstücke, von der Anordnung der musikalischen Gedanken und vom musikalischen Vortrage kaum eine entfernte Ahnung haben. In den mehrsten Kirchen ist sogar von der hohen Kunst des Orgelspiels kaum eine Spur zu finden; statt ihrer vernimmt man nur eine elende Dudelei. Man hört die Organisten in einem Bußliede jauchzen und in einem Hallelujah klagen. Sie ergreifen zu ihren Vor- und Nachspielen das erste beste kurze Musikstück, das ihnen in die Hände fällt, wenn es nur mit dem zu spielenden Chorale aus demselben Tone geht. Ja, man bekommt nicht selten, besonders zum Schlusse des Gottesdienstes, Melodieen von Volksliedern, Menuette, Walzer, Polonaisen, Sonatinen, Rondos, Märsche, Stücke aus Operetten u. dgl. m. in der Kirche zu hören, welche die schreiendsten Kontraste hervorbringen, das Gemüt empören und die Andacht vernichten. — Das hier Gesagte betrifft die geringsten Forderungen, die man an jeden Organisten stellen muß, und von denen man gar nichts erlassen darf." — „Die Gemeinden singen den einen Gesang wie den andern, gleich schleppend, kalt, geistlos und ohne Ausdruck. Sie rühmen ihren Kantor, wenn er eine ihren Gesang beherrschende starke Stimme hat. Eine gewisse Gemeinde unserer Gegend protestierte gegen die Wahl eines sehr bekannten Kantors, der gut sang, den Gesang vortrefflich leitete und den Sängerchor gehörig anzuführen verstand, aus dem Grunde, weil er mit seiner Stimme ihr hartes Ohr nicht genug erschüttert hatte.

Er habe sich bei der abgelegten Probe, sagte man, gar nicht angestrengt und sei beim Singen nicht einmal — blau unter den Augen geworden."

Auch die ehrwürdigen Herren Brüder müssen manche harte Wahrheit hören. Da man vor der Einführung eines neuen Gesangbuches und einer neuen Liturgie stand, so war die Mahnung eines Sachverständigen zu guten Leistungen gegenüber den bisher vielfach verfehlten gewiß angebracht. Wenn wir aber lesen, welche einfachen Lehren der Ästhetik das Buch zu erörtern sich genötigt sieht, so staunen wir, wie weit man auch unter den theologisch Gebildeten darin zurückgekommen sein mußte, zumal ehedem die Rationalisten, wie z. B. aus Niemeyers und Reches Leistungen hervorgeht, gerade die kirchliche Musik und Dichtung eifrig studierten. Natorp zeigt in den trefflichen Erörterungen, die er durch dieses Werk verstreut hat, daß er die einst zu Wesel erhaltene ästhetische Vorbildung nicht als totes Kapital hatte liegen lassen, daß er namentlich auch in der Geschichte der M u s i k die sorgfältigsten und umfassendsten Studien betrieben hatte. Man könnte aus diesem Werke leicht eine schöne Geschichte der kirchlichen Musik für Anfänger herstellen. Eingehend beschäftigt es sich mit der Pflege der Kirchenmusik bei den Juden, bei Luther und den Herrnhutern. „Der hochmusikalische Luther faßte die Sache von der rechten Seite auf. Er empfand den himmlischen Zweck der Musik tief in seinem Herzen." Was die Herstellung eines neuen Gesangbuches angehe, so solle man, sagt Natorp, den Grundsatz festhalten, daß der Gottesdienst ein in sich geschlossenes künstlerisches Ganzes bilde, in dem die einzelnen Teile organisch zusammenwirken. Nun aber „kommen immer neue Vorschläge, bald von Dichtern, bald von Geistlichen, bald von der Gemeinde, bald von den kritisierenden Litteratoren. Und diese Forderungen sind nicht selten einander widersprechend. Dies ist ein Beweis, daß das Ideal eines Gesangbuches noch nicht fest steht, und daß man sich über die Erfordernisse desselben noch keineswegs gehörig mit einander verständigt hat. Man hat Lieder zu Melodieen, deren Charakter nicht zu ihnen paßt, gedichtet. Sie werden, meine Herren Brüder, mit mir staunen und zürnen über die Geschmacklosigkeit und die Unkunde, durch welche unsere alten Gesangbücher so schmählich sind

mißhandelt worden. Diese müssen als Erzeugnisse einer Zeit, in der der kirchliche Geist auf eine ungewöhnlich lebhafte Weise sich äußerte, immer als klassisch angesehen werden. Aber dadurch, daß man zu so vielen der alten Melodieen keine oder nur unsingbare Lieder in die Gesangbücher aufnahm (eines zählt nur 84, ein anderes sogar nur 40 Melodieen), hat man viele dieser Weisen selbst allmählich in Vergessenheit gebracht. Die neueren Dichter beobachten ferner nicht einmal die musikalische Interpunktion. Auch die herrlichen Wechselgesänge der alten Zeit sind bis auf ein dürftiges Residuum verschwunden. Es ist einleuchtend, daß dadurch unsere Liederbücher dem Kirchengesange nicht wenig Abbruch gethan, die schöne und reizende Mannigfaltigkeit zerstört, statt derselben eine ermüdende Einförmigkeit eingeführt und sogar unserm vortrefflichen Chorale, der gerade durch seine Verbindung mit den übrigen Gesangformen seine Würde und Kraft erhielt, seine Eindringlichkeit größtenteils benommen hat. Auch finden sich in unsern Gesangbüchern Lieder, die gar nicht Kirchenlieder sind. Ein religiöses Lied wird erst ein Kirchengesang, wenn es in der Kirche singbar ist. Es muß nicht die zufällige Empfindung und Gemütsstimmung eines Einzelnen ausdrücken, sondern ein Gesang Aller und für Alle in der Kirche sein. Überdies muß es in einem Stile und Geiste, welcher der Würde der Kirche entspricht, gedichtet und so abgefaßt sein, daß es sich an die übrigen Teile des Kultus anschließt. Durchmustert man aber unsere Gesangbücher, so könnte man eher glauben, daß sie Lehrbücher der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, als daß sie Gesangbücher sein sollten." Einen anderen Übelstand findet der Verfasser in den zahlreichen Varianten, die sich in die Melodieen eingeschlichen haben. „Kühnaus Choralbuch 1. Teil enthält 172 Choräle, und bloß bei diesen stehen schon drittehalb hundert Varianten angegeben. Nichts aber, wenn man einen guten Gesang in der Kirche haben will, ist nötiger, als daß man für die Übereinstimmung im Singen der Melodieen sorge: an Choralbüchern haben wir keinen Mangel; aber fast in keiner Provinz ist eines derselben allgemein in Gebrauch gekommen. In diesen Choralbüchern findet man nicht selten Melodieen aus einem Tone, der ihrem und des Liedes Geiste nicht entspricht. Daß wir

aber Ursache haben, die alten Kirchentonarten rein und unverfälscht zu bewahren, bedarf keines Beweises." Andere, noch gröbere Verstöße selbst gegen Takt und Rhythmus berührende, Ausstellungen müssen wir hier übergehen. Schon aus der angeführten Kritik läßt sich erraten, was N. an Vorschlägen zur Besserung bringen werde. Er konnte bei diesen Vorschlägen, — ohne seine eigenen Verdienste zu rühmen, — auf das hinweisen, was in der Mark Brandenburg für die Hebung des Kirchengesanges, was auch in andern deutschen Landschaften dafür bereits fertig gebracht war. „Was anderswo geschehen ist, ist auch unter uns zu thun möglich." Er blickt natürlich in erster Linie auf die damals noch zukünftige musikalische Schulung der Lehrer in den zu errichtenden Seminarien hin; er empfiehlt die Wiederbelebung der Wechselchöre und einer Liturgie, „bei der die einzelnen Teile der Gemeinde unter einander in Wechselwirkung stehen und in schönen Formen die gottesdienstlichen Handlungen ausüben"; die Einlage arienmäßiger Lieder, „durch welche die Kraft und Eindringlichkeit des Chorals erhöht wird"; Verwendung anderer musikalischer Instrumente, namentlich der Posaune, neben der Orgel; Einübung kleiner Orchester und Sängerchöre aus Gemeindegliedern für den Gottesdienst; vor allem Schulung der Kinder, die jedoch zunächst nur bezweckt, die Gesänge uni sono rein und schön zum Vortrage zu bringen. — Man erkennt aus diesen Vorschlägen den erfahrenen Schulmann, der nur das Einfache und zunächst Mögliche ins Auge faßt, nicht phantastisch ins Weite schweifen, sondern das Erreichbare zu einem festen und sicheren Besitz machen will, eingedenk des alten Satzes, daß das Bessere oft der Feind des Guten ist. Offenbar begegnete er sich in seinen Bestrebungen um Veredelung des Kultus mit denen des Königs, der gerade um diese Zeit einen andern Lieblingswunsch seines Lebens und Herzens, die Einführung einer allgemeinen Liturgie für den preußischen Staat, zur Wirklichkeit zu erheben bemüht war. Auffallen muß es dabei, daß der König, der sonst so große Stücke auf Natorp hielt und ihn in die leitenden kirchlichen und Schulbehörden gesetzt hatte, gerade diesen Meister und Sachverständigen, wie es scheint, nicht zum Ratgeber nahm. Man greift wohl nicht fehl, wenn man die Ursache in der verschiedenen theologischen Grundanschauung sucht, da der König mehr zu der strengeren sogen. Orthodoxie neigte.

Der oben besprochene Verfall der musikalischen Ausgestaltung unseres Kultus wird durchweg dem Geiste des Rationalismus in die Schuhe geschoben. Da „die Religion mehr und mehr Verstandessache, ein bloßes Moralsystem wurde,“ bemerkt Brendel in seiner „Geschichte der Musik“, „so erhellt, daß auch äußere Anregungen für die Künstler immer seltener werden mußten.“ Das mag bis zu einem gewissen Grade stimmen; wenn aber derselbe Kritiker zugleich darauf hinweist, „daß bei dem immer größeren Übergewichte des Subjektiven die musikalischen Formen nicht mehr ausschließlich die entsprechende Form des Innern sein konnten“, so bleibt zu erwägen, daß die alte sichere Objektivität schon zur Zeit der Pietisten untergraben war, und anderseits daß, wie Natorp bemerkt, zu seiner Zeit „schon seit 50 Jahren Versuche zur Besserung angestellt waren“. Die Ursachen des Verfalls sind danach schon in den Ausläufen des Pietismus zu suchen, wogegen es nicht verschlägt, daß die Hallenser Pietisten noch reich an neuen schönen Liedern waren. Außerdem darf der Beurteiler nicht außer acht lassen, daß die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts von Krieg und Kriegsgeschrei erfüllt war, daß die Erschütterung der staatlichen Verhältnisse im Zeitalter der Revolution die Gemüter ganz beschäftigte, und daß diese Drangsale, verbunden mit der entsetzlichen Erschöpfung der äußeren Lebensbedingungen, ein Schweigen der Muse wohl erklärlich machen. Sonst aber leisteten schon Männer wie Niemeyer und Reche ganz Erhebliches auf dem Gebiete der Liturgie und ihrer Kunstlehre. In Westfalen wie in der Kurmark trat Natorp an ihre Seite; und wenn auch das, was er in seinem hier besprochenen Werke den Herren Brüdern in Hagen über die Kirchenmusik sagte, von ihnen wohl noch nicht allgemein verstanden, wenigstens bei Herstellung des Gesangbuches von 1834 wenig befolgt wurde, so erkannte man in ihm doch den rechten Mann für die Sache und erwählte ihn gleich 1817 zum Mitgliede des Ausschusses, der ein neues Gesang- und Choralbuch bearbeiten sollte; auch überreichte man dem Könige und dem Minister des Innern von Schuckmann je einen Abdruck der Natorpschen Arbeit. Wichtiger war freilich, was er selbst bei der Einrichtung der neuen Lehrer-Seminare für die musikalische Vorbildung ihrer Zöglinge, durch seine Gesanglehren und sein C h o r a l b u c h von 1829 für die Besserung, ja Erneue-

rung des Kirchengesanges gethan hat. Und niemand, der eine Vorstellung von dem Einflusse der Tonkunst auf das Volksleben, namentlich in religiöser Hinsicht, hat, wird den Dank verkleinern wollen, den ihm speziell die Kur- und westfälische Mark für seine Bemühungen um den Kirchengesang abgestattet haben. Die Kritik, die er damals üben mußte, immerhin ein unangenehmes Werk, verlor in seiner Schrift den bitteren Beigeschmack, weil sie sachlich, frei von Nörgelei, verständig gehalten, vom reinsten Eifer für die hohe Sache diktiert und in wohlwollendem Tone gehalten war. „Zum Besseren überzugehen," so begütigte er mit Recht sein scharfes Urteil, „wird man nicht geneigt, wenn man nicht zuvor das Mindergute und Schlechte deutlich erkannt hat. Das wirklich Bessere kann nicht zustande kommen, wenn man nicht zuvor die Ideen des Besseren ins Reine gebracht hat!"

Gerade am Tage seiner Abreise nach Hagen lief zu Münster die Nachricht ein, daß der König käme. „Ich konnte," schreibt Natorp, „so gern ich es gethan hätte, um seiner Ankunft willen nicht in Münster bleiben, weil ich die Teilnahme an den Synodalverhandlungen für richtiger hielt und mit dem einen oder andern zuvor sprechen wollte." — „Allein," so erzählt sein Vater in einem Briefe, „die Abwesenheit meines Sohnes hat dem gantzen königlichen Gefolge nicht gefallen. Der König, der beim Herrn v. Vincke logierte, frug u. a.: Gehen hier die Leute auch fleißig in die Kirche, und gehen die Oberbehörden der Gemeinde mit einem guten Beyspiele vor? Herr v. Vincke bejahte beyde Fragen und setzte hinzu: Wir haben hier auch einen guten Kanzelredner. — Das weiß ich sehr wohl, antwortete der König, — den Ober-Consistorialrath Natorp; ich werde ihn aber nicht hören, weil er verreiset ist; das mußte doch eine wichtige Reise sein, da er wußte, daß ich hierher käme. Der Staats-Chirurgus des Königs war nämlich aus seinem Wagen gesprungen und an den Postwagen gekommen, in dem mein Sohn saß und gerade nach Hamm fuhr. Der König, der in Münster sehr vergnügt gewesen und des Sonntags mit großer Ehrfurcht nebst seinem gantzen Gefolge dem Gottesdienste beygewohnt hatte, erkundigte sich auch, ob mein Sohn in Münster recht zufrieden wäre. Wie der Kronprintz vor ohngefähr 3 Wochen schon einmal dort war, hat er sich viel

mit meinem Sohne unterhalten. Er hat sich bey diesem viertägigen Aufenthalte in M. so beliebt gemacht, daß bey seinem Abschiede Thränen vergossen worden." Übrigens zog die erwähnte Versäumnis kein bleibendes Übelwollen des Königs gegen den ihm lieben westfälischen Patrioten nach sich. Natorp wurde bei verschiedenen Festlichkeiten, im nächsten Jahre auch durch die Verleihung des Roten Adler Ordens III. Klasse, ausgezeichnet und hatte, wie in Hagen dem Minister v. Schuckmann, so in Münster bei einer Sitzung des Kollegiums dem Kronprinzen ausführliche Berichte über den Stand der kirchlichen Angelegenheiten zu erstatten.

In demselben Jahre 1817 kam die Nachricht, „des Königs Majestät hätten zu verordnen geruht, daß für die protestantische Kirche da, wo es noch nicht geschehen, Kreis- und Provinzialsynoden eingeführt, auch nach Verlauf von 5 Jahren in Berlin eine Generalsynode gehalten werden sollten", und zwar letztere „zur Beratschlagung über die Vorschläge der Kreis- und Provinzialsynoden zur Verbesserung des Kirchenwesens". Die kirchlichen Anordnungen des Königs, der eifrigst bemüht war, auch durch sie ein festeres Band um seine Provinzen zu schaffen, sind gewiß aller Achtung wert, da nicht nur die unter den Provinzen als solchen, sondern auch die in ihren Teilen herrschende Buntscheckigkeit der Einrichtungen kaum eine Einheit der Kirche ahnen ließ. So nannten sich z. B. die kirchlichen Versammlungen der Grafschaft Mark „Provinzialsynoden", aber nur deshalb, weil die Mark vordem eine eigene Provinz ausmachte, im Gegensatze zu den „Klassikalversammlungen" (den jetzigen Kreissynoden) und zur „Generalsynode", die aus den Abgeordneten der Provinzen Jülich, Cleve, Berg und Mark gebildet wurde. Zu der Hagener Provinzialsynode von 1817 wurden deshalb auch keine Vertreter der benachbarten Teile Westfalens eingeladen. Die reformierten Gemeinden ferner erfreuten sich einer bedeutend größeren Selbständigkeit gegenüber dem Episkopalrechte des Königs, als die lutherischen (Westf. Anz. 1817, p. 370). Auf seiten der Reformierten fehlte es nicht an Stimmen, die sich gegen eine Union geltend machten, weil man besorgte, es möchten sich statt der bisherigen zwei, in Zukunft drei Konfessionen herausbilden. Wie die gottesdienstliche Ordnung vernachlässigt

war, haben wir schon aus Natorps Schrift veranschaulicht. Kein Wunder, daß über Mangel an Kirchenbesuch namentlich seitens der Gebildeten schwere Klage erhoben wurde. Man suchte allerdings den Grund hierfür besonders in der Art der Predigten, und jemand schlug gar vor, man sollte besondere Predigten für die Gebildeten einführen. Die Bibel, bemerkte ein anderer, wäre in manchen Häusern ein „ziemlich unbekanntes Buch" geworden. „Eines wäre doch wohl zu wünschen," schrieb im Westf. Anzeiger 1817 ein Einsender, „nämlich: ein bißchen mehr Ernst und Gewissenhaftigkeit bei den Prüfungen (der Kandidaten). Hier ist das Konnexionswesen ein gar übel Ding, und immer fällt mir dabey das Wort eines geistlichen Herrn ein, bey Gelegenheit, daß die Examinatoren erklärten, man könne dem Examinaten nach Ehre und Gewissen kein Testimonium geben; er sagte: Lassen Sie es uns nicht so genau nehmen, ich habe bey seinem Vater manch gutes Glas Wein getrunken." — Die Mängel im Kirchenwesen waren also handgreiflich. Trotzdem trafen die eben erwähnten Maßnahmen des Königs auf heftigen Widerstand. Das Rechtsbewußtsein der Söhne der roten Erde konnte sich nicht darein finden, daß ihre Synoden, die seit $2^1/_2$ Jahrhundert ihre kirchlichen Angelegenheiten sehr selbständig geordnet und verwaltet hatten, nun in bloß beratende und vorschlagende Körperschaften umgewandelt werden sollten. So kam es über Kirchenverfassung, gottesdienstliche Ordnung und kirchliche Gesang- und Lehrbücher zwischen der Regierung und den Synodalen zu einem recht unsanften Widerstreite der Meinungen, einem Streite, der erst in den dreißiger Jahren zum Abschlusse gelangte.

Auf königliche Verordnung trat am 1. September 1819 die erste westfälische Provinzial-Synode nach der neuen Einrichtung in Lippstadt zusammen. Natorp hatte sie als Vertreter des Oberpräsidenten zu eröffnen und ihr die wichtigen Beratungsgegenstände vorzulegen. Es ging von Anfang an hart gegen hart. Wohl erkannte die Synode mit der Regierung die Notwendigkeit einer Neuordnung an, die dem willkürlichen Durcheinander in manchen Dingen ein Ende zu setzen versprach; aber die Schwierigkeiten, die sich stets finden, wo die Forderungen einer neuen Zeit mit Althergebrachtem, wenn auch Verkehrtem, streiten, ließen sich nicht leicht beseitigen. So erging es zunächst

der Frage über die zukünftige Kirchenverfassung. Die doch überwiegend lutherische Mark, der sich bald die übrigen Teile der Provinz anschlossen, hielt zähe an dem (ursprünglich reformierten) Aufbau der Provinzialkirche aus dem Gemeindeleben mit presbyterialer Verfassung fest; die Regierung hingegen betonte eine straffere Bevormundung von oben her. Dort, bei den Synodalen, bestand man auf freier Wahl der Gemeindevertreter und deren alten Rechten, Pfarrwahl und Zusammenschluß in Synoden und Selbstverwaltung; hier aber auf staatlicher Ernennung der Pfarrer, staatlicher Genehmigung und Beaufsichtigung. Die Synode betrachtete sich als rechtliche Vertreterin der Gemeindekirche; die Regierung wollte ihr nur das Wesen einer beratenden Versammlung zuerkennen. Natorp hatte nun die letztere Auffassung zu verteidigen. Es lag aber eine gewisse Tragik darin, daß er, wie der Oberpräsident, der alten Synodalordnung von Herzen zugethan war. So suchte er eine Vermittelung herbeizuführen, die Ansprüche der Synodalen zu mindern, den König für das also Gemilderte zu gewinnen; er hatte aber nur, wie gewöhnlich, die bittere Frucht der Vermittelungen zu kosten, sofern er es nämlich keiner Seite recht machte. Die erste Synode ging fast ohne Ergebnis auseinander. Ihre Nachfolgerinnen kamen kaum weiter. Der Streit dauerte an. Erst nach 16jährigen Verhandlungen gelang es der persönlichen Einwirkung des bei Friedrich Wilhelm III. hochgeschätzten Dr. theol. Roß, dem Könige die Bedenken seines frommen Herzens zu nehmen. Wir sind diesem verdienten Mann schon gelegentlich des Gahlenschen Jubiläums begegnet. Er war zu Isselburg im Cleveschen geboren, ein Zögling des Gymnasiums zu Mörs, seit 1795 reformierter Pfarrer zu Budberg, 1828 Konsistorialrat und Propst in Berlin, 1836 Generalsuperintendent von Rheinland und Westfalen unter dem Titel eines Bischofs. Wie dem alten Bernhard Natorp, so war er dessen Sohne zeitlebens nahe befreundet. Mit dem General York einer alten Familie der britischen Inseln entstammend, hat er, gleich diesem, mehrmals in unserm Vaterlande wichtige Entscheidungen in der Hand gehabt. Dahin rechnen wir billig auch die Beilegung des Kirchenstreites im Westen. Eine Anekdote aus seinem Budberger Leben erlaubt eine gewisse Anwendung auf die uns gerade beschäftigenden

Kirchenstreitigkeiten. Bei einem Zerwürfnisse mit seinen Gemeindevertretern nämlich sollte das Konsistorium entscheiden. Allein das Konsistorium antwortete ihm, hier wäre nichts zu entscheiden; er sollte die Leute persuadieren. Mit dem behördlichen Schreiben trat er vor die Presbyter und sagte: „Hier steht, ich soll Euch persuadieren. Wollt Ihr nun, daß ich Euch persuadiere, oder wollt Ihr freiwillig nachgeben?" Worauf die Vertreter entgegneten: „Persuadieren lassen wir uns nicht; da wollen wir es lieber freiwillig thun." So hatte er durch versteckte Persuasion mehr erreicht, als durch die Geltendmachung des Rechtsstandpunktes. Auch über die westfälischen Kirchenverfassungsstreitigkeiten zog er den Mantel der Persuasion. Nach einem von ihm eingereichten Gutachten erließ der König am 5. März 1835 eine Kabinettsordre betreffs der „neuen Kirchenordnung für die einzelnen Gemeinden Westfalens und der Rheinprovinz", nach der diese Gemeinden „unter Berücksichtigung der verschiedenen dort bisher geltenden Ordnungen und der eingeholten Gutachten und Anträge der dortigen Synoden" unter einander zu Provinzialkirchen vereinigt wurden. Die so unter vielen Kämpfen entstandene Kirchenordnung ist, auch nach den Ergänzungen von 1876, wesentlich dieselbe, der wir noch heute folgen. Sie stellt eine Mischung presbyterialer und konsistorialer Befugnisse dar: jede Gemeinde erhielt eine frei gewählte Doppelvertretung, der die Leitung ihrer Angelegenheiten, auch die Pfarrerwahl, zufiel; die Synoden bildeten, gewissermaßen als höhere Presbyterien, die weitere Vertretung je eines Kreises von Gemeinden; eine Provinzialsynode krönte in derselben Abstufung den ganzen Aufbau. (Die preußische Generalsynode ist erst in neuerer Zeit hinzugekommen.) Der so gebildeten Gemeindekirche aber stand hinfort als königliche Behörde das Konsistorium gegenüber, das die Beschlüsse der Gemeindevertretungen begutachten, bestätigen, ihre Durchführung bewachen, die Aufsicht über das kirchliche Leben führen, auch die Predigtamtskandidaten unter Beiziehung eines von der Provinzialsynode gewählten Theologen prüfen sollte. Für die Aufsicht über das innerkirchliche Leben bestellte der König einen Generalsuperintendenten, der zugleich Mitglied des Konsistoriums war. Diese Neugestaltung hatte wenigstens dem Geiste und den Überlieferungen der Westgaue möglichst Rechnung getragen und

dem wirren Durcheinander der früheren Zeit ein Ende gesetzt. Man konnte unter ihr den Entwickelungen und den Stürmen der Zukunft hoffnungsvoller entgegenblicken.

Noch 1829 schwankte man in Berlin, ob auch die Westprovinzen die Einrichtung der Generalsuperintendenturen erhalten sollten, weil hier die kirchlichen Verhältnisse sie als überflüssig erscheinen ließen. Nicht lange nachher aber wurde Bischof Roß zum Oberhirten beider Provinzen ernannt; Natorp erhielt als Vertreter des Bischofs dieses Amt für Westfalen unter dem Titel eines Vize-Generalsuperintendenten, Küpper für Rheinland. Natorp — „so wenig geizte er nach äußerer Ehre", bemerkte früher einmal sein Vater — sträubte sich lange, die neue Würde anzunehmen. In einem Briefe an Bädeker von 1836 bemerkte er: „Ich kann Ihnen sagen, daß ich um die Übertragung dieses Titels nicht verlegen bin. Die Instruktion muß zeigen, ob ich imstande sein werde, die neuen Geschäfte mit meinen jetzigen zu verbinden. Ich hatte im vorigen Sommer, als Roß mit mir hier und in Soest über die Sache sprach, geäußert, er möchte den König bewegen, von der Errichtung einer Generalsuperintendentur für Rheinland und Westfalen abzusehen, weil ich sie bei der hiesigen Kirchenverfassung für kein notwendiges Bedürfnis hielte, und das Geld, das ein Generalsuperintendent zu verreisen hätte, lieber einem Unterstützungsfonds für bedürftige Geistliche zuzuschlagen. Der König aber hat hierauf nicht eingehen wollen, sondern selbst schon seinen Plan Roß vorgelegt." Auch die Ernennung der leitenden Männer, Roß, Natorp und Küpper, war des Königs eigenes Werk.

Der Streit über die Neu-Ordnung des evangel. Gottesdienstes erhitzte die Gemüter kaum weniger, als der Verfassungskampf. Friedrich Wilhelm hegte, wie uns schon aus einem Briefe des alten Natorp von 1814 bekannt ist (S. 30), eine Vorliebe für eine reicher und schöner ausgestaltete Liturgie, wie er eine solche in der anglikanischen Kirche kennen gelernt hatte. Aber der stramm protestantische Geist selbst der lutherischen Mark, von den Reformierten zu schweigen, erblickte in den vermehrten Formen und Symbolen des Gottesdienstes eine Annäherung an den Romanismus. Man ärgerte sich, sehr unnötigerweise freilich, über die Spöttereien von Katholiken, die

selbst auf den Bierbänken witzelten, die Grafschaft würde nun wohl bald in den Schoß der Alleinseligmachenden zurücksinken. — Auch in dieser Sache teilte Natorp manche Bedenken seiner Landsleute. An Nonne schrieb er 1825 witzelnd über einige Eiferer für die neue Maßregel: „Der Pfarrer S. weiß es wohl noch nicht, daß er zum liturgischen Ritter ernannt worden ist? In der Ordensliste standen mit ihm noch viele Superintendenten als Ordensritter aufgeführt, ohne Zweifel lauter solche, die nicht propter Acta, sondern propter Agenda den Orden erhalten haben. Dieses ist geschehen, damit erfüllt würde, was geschrieben steht: Er will uns damit locken, daß wir gläuben sollen." Selbst dem frommen Hofprediger Eylert, der für die Agende schwärmte, waren die Beispiele solcher Kirchenmänner, die den Mantel nach dem Winde hängten, zuwider. Bei weitem größer war freilich die Zahl derer, die entgegengesetzte Ansichten äußerten oder eigene Vorschläge machten; Eylert bemerkt, daß ihm die von den Superintendenten eingesandten Aktenstöße im eigentlichen Sinne über den Kopf gewachsen seien. Noch 1829 veröffentlichten im Auftrage der Prov.-Synode die Herren Konsistorialrat Bäumer, Dr. Rauschenbusch und Pfarrer von Oven einen „Entwurf einer Agende". Roß hatte jedoch inzwischen wiederholt mit den Synoden von Jülich, Cleve und Berg über annehmbare Gegenvorschläge unterhandelt und 1827 den zu Duisburg versammelten Superintendenten im Auftrage des Königs einen Plan unterbreitet, nach dem die einheimischen Formen des Gottesdienstes zwar berücksichtigt und alles Anstößige aus der neuen entfernt werden, dagegen aber die nun auf so gewonnener Grundlage zu schaffende Agende, wenn auch, wo es gewünscht würde, im Auszuge, für alle Gemeinden bindend werden sollten. Dieselben Vorschläge trug Roß auch der westfälischen Gesamtsynode vor; und da sich die Stimmung der Gemeinden ihnen zuneigte, so konnte endlich die Agende von 1835 wiederum einen bedeutungsvollen Friedensschluß besiegeln. Sie bezeichnete ohne Zweifel einen Fortschritt zum Guten: dem Belieben der Prediger, das in liturgischen Dingen genug der wunderlichsten Eigenmächtigkeiten zu Tage förderte, wurde ein Halt geboten; die Liturgie mit ihren schönen Gebeten und Responsorien fügte ein festes, jedem Gemeindegliede bekanntes

Kerngebilde in die wechselnden übrigen Bestandteile des Gottesdienstes; die Ordnung des Ganzen schuf eine dem Geiste der Bevölkerung angemessene, einfach schöne Form, frei von symbolischer Überladung und doch reicher als die öde Einerleiheit, die nur schleppenden Choralgesang und langatmige Predigt kennt. Damit ist ja nicht gesagt, daß sie nicht einer noch mannigfaltigeren Ausgestaltung, namentlich für den gebildeteren Sinn unserer Zeit, zugänglich gemacht werden könnte. Allein wer etwa aus der Fremde in die Gottesdienste der heimischen Landeskirche zurückkehrt, der wird ihre Vorzüge anerkennen müssen, leichter wenigstens als der bloß theoretische Beurteiler.

Wenn man erwägt, unter wie schweren Mühen Friedrich Wilhelm III. diese kirchlichen Lieblingswerke, die er mit eindringendem Verständnisse, besonders auch in musikalischer Hinsicht, betrieb, endlich, obschon nur in abgeschwächter Ausgestaltung, durchführte, so kann man leicht begreifen, weshalb die kindliche Verehrung Wilhelms I. so ungern etwas an dieser Hinterlassenschaft des Vaters geändert sah.

Ruhiger und schneller, sollte man sagen, hätten sich unsere Väter über ein neues gemeinsames Gesangbuch einigen können, als über die bislang erörterten Streitfragen. Das Verlangen nach einem derartigen Besitze war in den durch Geist, Geschichte und Sitte zusammengehörigen Landschaften am Rhein ein allgemeines und wohlbegründetes. Allein man weiß ja aus Erfahrung, daß die Gesangbuchfrage oft ganz unbegreifliche Schwierigkeiten aufwirbelt. Theologen wie Gemeinden wollen ihre Lieblingswünsche, namentlich die „lokalen Eigentümlichkeiten", auch mächtigeren Gründen gegenüber, nicht fahren lassen. Wenn man sich einmal die Aufgabe stellen wollte, nicht eine litterarische Sammlung, sondern ein bloß das Bedürfnis der größten Zahl der Gemeindeglieder bedenkendes Buch dieser Art zu schaffen, so könnte man doch eine mäßig umschriebene Wahl sangbarer klassischer Lieder für ganz Deutschland herausbringen. Allein aus den angeführten Gründen schwellen die Gesangbücher immer wieder zu einem Umfange an, der schon wegen der Kosten der Beschaffung bedenklich erscheint und endlosen Streitereien das Thor öffnet, und kommt man nie zu einem allgemein deutschen Gesangbuche. Die Mitarbeit an dem wichtigen Werke einer neuen

Liedersammlung für Rheinland und Westfalen berührte Natorps Herz ungleich schärfer als wenigstens die Verfassungsfragen. Trotz seiner rationalistisch gefärbten Theologie erkannte er sehr wohl die Bedeutung des klassischen Kirchenliedes, das einst die evangelische Kirche mit begründet, erbaut und durch manche Zeit der Drangsal erhalten hat, das die schönste Zierde des deutschen Gottesdienstes und den treuesten Hausschatz bietet. Wie er denn schon 1817 die Hagener Festversammlung auf die Erneuerung des Kirchengesanges als eine Forderung der Zeit aufmerksam gemacht hatte, so war ihm die amtliche Begutachtung der Gesangbuchsarbeiten auch eine Herzenssache. Über die ersten Proben, die ihm das „Märkische Ministerium" überreichte, mußte er jedoch urteilen (1817): „Mit den aufgestellten Grundsätzen bin ich in der Hauptsache einverstanden; aber nicht mit der Befolgung derselben in der Arbeit selbst"; und noch schärfer in einem Briefe an Pfr. Landfermann zu Soest: „Die Dichter haben Ursache, sich über die Redaktoren dieser Gesangbücher höchlichst zu beschweren. Einige Poesieen sind so verändert, daß die Dichter darüber Injurienprozesse anfangen könnten. Die musikalische Seite der Gesangbücher aber, von der neulich in Ihrem Hause die Rede war, ist überaus vernachlässigt." Noch 1829 lag wieder eine Umarbeitung des erstmaligen „märkischen Gesangbuches" dem Konsistorium zur Begutachtung vor. Natorp urteilte: „diese Umarbeitung ist wieder mißraten. Wenn demungeachtet die Genehmigung von Berlin aus erfolgen sollte, so wird man in kurzem ohne Zweifel mit Kritiken darüber herfallen." Aber auch in der Synode herrschte noch Zwiespalt; man mußte N.s Bedenken wenigstens teilweise anerkennen. So kam es zu neuen Änderungen, Zusätzen, Weglassungen; und endlich war man froh, daß „man ein Buch hätte, das im wesentlichen den Wünschen aller entspräche". Und in Berlin freute man sich darüber, daß man wieder einen Zankapfel aus der Welt schaffen konnte; man gab dem verbesserten Entwurf von 1833 einen günstigen Bescheid, obschon N. bestimmt und scharf erklärt hatte, „das Konsistorium könnte rücksichtlich der Ausstellungen, die gegen dieses neue Gesangbuch aus den Gemeinden oder dem litterarischen Publikum sicherlich erhoben würden, keinerlei Verantwortlichkeit übernehmen." — Das war die Geburtsgeschichte

der bis 1893 in Jülich, Cleve, Berg und Mark und in manchen anderen Teilen der Schwesterprovinzen gebrauchten Sammlung von 687 (!) Liedern. Das Urteil der Zeit hat N.s Bedenken gerechtfertigt: kaum zwei Menschenalter ist jenes Gesangbuch in Gebrauch, so verlangen Sachverständige, gebildete Gemeindeglieder und die Synoden entschieden eine abermalige Neubildung. Prof. Hengstenberg hat das alte Gesangbuch einmal — auch wohl noch zu glimpflich, aus Rücksicht für seine Landsleute vielleicht — als das beste unter den schlechten bezeichnet. Geheimrat Landfermann entschuldigte dessen Schwächen mit der historischen Erklärung: es wären zu viele Dichter unter den Redaktoren gewesen. Wir können dem Buche nur einen freundlichen Abschied wünschen und uns zugleich der Hoffnung hingeben, daß der neuen Sammlung, die unter der eifrigen Mitwirkung eines der Enkel Natorps, des Konsistorialrats Natorp zu Düsseldorf, als Vorsitzenden der hierzu ernannten Gesellschaft, nach vielen Sorgen und Mühen fertig gebracht worden ist, eine schönere und längere Zukunft als ihrer Vorgängerin beschieden sein möge.

War es N. nicht geglückt, in den Liedern das wirklich gute Alte zu retten, so vermochten doch sein Ansehen und die Verehrung, deren er namentlich in Lehrerkreisen, aber auch bei verständnisvollen Geistlichen als Meister in der Tonkunst genoß, so viel, daß die Weisen, so weit dies damals möglich, in ursprünglicher Kerngestaltung wieder unter die Gemeinden kamen, und daß damit eine Entartung, unter der der Kirchengesang litt, beseitigt wurde. Hier wirkte er auch nicht von Amtswegen, sondern aus freier Liebe zur Sache. Was er bisher durch Umgestaltung und Pflege des Gesangunterrichtes in den Volksschulen fertig gebracht hatte, gehörte als Vorstufe mit zu diesem Werke. In den Lehrerseminarien arbeitete man bereits fleißig nach seinen Leitgedanken. Als man das neue Gesangbuch in Angriff nahm, sann er um so eifriger nach, wie den Liedern endlich auch die passenden, womöglich, die ursprünglichen Melodieen wieder gewonnen werden könnten. Die Erforschung des hymnologischen Gebietes ließ er sich unsäglich viel Mühe kosten; er war damals ein Bahnbrecher in einem verwilderten Walde. Wo er nur einen alten Schatz ausgraben konnte, setzte er mit frischer Hoffnung den Spaten an. Um 1820 hatte er eine

Sammlung ursprünglicher und zugleich leicht sangbarer Weisen fertig gestellt. „Ich habe," so schrieb er an Nonne, „für den Gemeindegesang ein Melodieenbuch ausgearbeitet, das ich bald herauszugeben gedenke. In diesem Buche habe ich unsere besten Melodieen, so weit ich es vermochte, nach der richtigen ursprünglichen Leseart, gereinigt von allen Korruptionen, aufgestellt und zugleich nach kirchlichen Rubriken geordnet. Um die richtigen Lesearten zu finden, habe ich viel in alten Gesang- und Choralbüchern, in alten Agenden und Kirchenordnungen studieren und dabei die musikalische Kritik anwenden müssen. Die paar Bogen sind das Ergebnis mehrjähriger Studien." Weiterhin galt es, den Orgelspielern in einem guten Choralbuche ein Mittel zu bieten, die ausgewählten und wieder hergestellten Weisen entsprechend schön zum Vortrage zu bringen. Noch 1817 hatte er sich für Kühnaus Werk bemüht. Später sah er sich genötigt, von ihm abzustehen. Ebenso wenig entsprachen seinen Ansichten die nachmals verfaßten Bücher von Blüher in Görlitz, Gläser, Klippstein, Fischer in Erfurt, Naue in Jena, Jansen in Königsberg. Es fehlten ihnen jedesmal das eine oder das andere Haupterfordernis. Namentlich sollten nach N.s Ansicht die Choräle so einfach und leicht gesetzt sein, daß auch der weniger gebildete Organist — die Schulung war damals noch nicht weit genug verbreitet — sie spielen konnte, und zugleich ihr Ausdruck so vornehm und warm, daß sie Ohr und Herz erfreuten. Inzwischen hatte der Darmstädter Hoforganist und Kantor Rinck 24 Choräle neu harmonisiert herausgegeben und durch dieses Werk (Opus 64) N.s Aufmerksamkeit erregt. War N. schon früher durch den Prof. Chladney zu Wittenberg auf diese hervorragende Kraft hingewiesen und vermocht worden, mit dem ihm persönlich unbekannten Komponisten in Briefwechsel zu treten (s. S. 90), so regte jetzt Rincks Meisterleistung bei ihm den Gedanken an, in Verbindung mit diesem Manne ein eigenes Choralbuch zu schaffen. Unter dem Drange der Amtsgeschäfte und der kirchlichen Wirren blieb es aber vorläufig bei dem Plane, und erst als N. an dem Pfr. Keßler zu Werdohl eine Stütze gefunden hatte, trat er um 1824 der Ausführung näher. Die Bekanntschaft dieses Keßler hatte N. schon in früheren Jahren gemacht. Gelegentlich einer Vakanz in Essen empfahl er ihn seinen

Freunden daselbst mit dem Zeugnisse: „das ist ebenfalls ein sehr guter, biederer Mann; er hat vor kurzem, als er seinen Bruder, den Regierungsdirektor K., besuchte, hier mit vielem Beifalle gepredigt; — ein vortrefflicher Charakter, der bei näherer Bekanntschaft immer mehr gewinnt.“ Bei der Bearbeitung des Choralbuches übernahm Natorp die Sichtung und Auswahl der Weisen; sodann das schwierige Geschäft der Prüfung des Ursprünglichen und Entarteten in ihnen: eine Arbeit, die nur eine gebildete musikalische Gabe, die umfangreichste Bekanntschaft mit dem reichen Schatze unserer Kirchenliederdichtung und die Fähigkeit, Musik vom Blatte zu lesen, ermöglichten. „Nur gute Melodieen,“ schrieb er, „d. h. solche, die in den begeisterungsvollsten Zeiten der Kirche gesetzt und eingeführt worden sind, sollen aufgenommen werden.“ Diesen gab er ferner „die richtige Benennung, nämlich die des Liedes, zu dem sie ursprünglich gedichtet waren“. In jeder Überschrift endlich bezeichnete er zugleich den „lyrischen Geist der Weise“. Rinck, „der klassische Kirchenmusiker“, wie er ihn nannte, sollte die Weisen vierstimmig aussetzen und mit Zwischenspielen versehen. — Da sich in Herrn G. D. Bädeker ein gern bereiter Verleger und auch hier der eifrige Förderer eines schönen Werkes fand, der auf Natorps Vorschläge, trotz der zahlreichen gleichzeitigen Erscheinungen, vertrauensvoll einging, so konnte man sofort Hand ans Werk legen und sich eine schöne äußere Ausgestaltung des Buches, die seinem heiligen Zwecke entgegen kam, versprechen. Klarheit und scharfe Ausprägung des Druckes und breiter Raum sollten die Übersichtlichkeit erleichtern. 1829 wurde die erste Ausgabe fertig gestellt. Die Mühe, die sich die Herausgeber um das Buch gegeben hatten, belohnte sich durch eine allgemeine freudige Aufnahme, auch bei hervorragenden Musikern. Der Bährenssche Kirchenkalender von 1829 urteilte noch etwas bescheiden in der Anzeige: „Zur Verbesserung der kirchlichen Musik wie des Kirchengesanges wird dieses Choralbuch gewiß viel beitragen.“ Aber schon die Behörden gingen gleich weiter: die Konsistorien empfahlen das Werk den Predigern mit Wärme; die Synoden schärften den Gemeinden ein, jetzt sofort auf richtige Einübung der Hauptmelodieen nach dem neuen Choralbuche in den Schulen die größte Sorgfalt zu verwenden. „Der Minister,“ so berichtete

N. in einem Briefe an Bädeker, „sagt mir ‚um so mehr seinen verbindlichsten Dank, als das Werk sich in mehreren Rücksichten vor ähnlichen Sammlungen auszeichne und von Sachkundigen ohne Zweifel mit Beifall werde aufgenommen werden; erfreulich seien dem Minister der Eifer und der gegründete Erfolg, mit dem Se. Hochwürden (scilicet ich) fortfahren, sich um die Verbesserung des Kirchengesanges verdient zu machen.‘ Ich selbst aber darf auch sagen: unser Werk ist ein tüchtiges Werk.“ Was es am besten als solches kennzeichnete, waren der Eifer, mit dem die Lehrer und Prediger Westfalens sich bemühten, dem verehrten Altmeister der Tonkunst durch die That zu danken, und die Frucht, die das Unternehmen bald zeitigte. „In den meisten Gemeinden der Mark,“ so sagt der Kirchenhistoriker Heppe, „war der Kirchengesang binnen Jahresfrist ein ganz anderer geworden.“ Balsters, wohl etwas einzuschränkendes Lob ging dahin: „In den östlichen wie in den westlichen Provinzen sang und singt man nach N.s Melodieen- und Choralbuch. Welch großes Verdienst ist nicht die durch ihn gewonnene Reinheit und weit verbreitete Übereinstimmung des Choralgesanges! So lange derselbe das Herz der Christen zur Andacht erhebt, wird man auch N.s Namen mit Dank und hoher Achtung nennen.“ Das Choralbuch erschien bereits 1835 in 2., bis jetzt in 4. Auflage.

Rinck schrieb 1831 noch seine Vorspiele zu den Chorälen. „Zu dem Verlage der Rinckschen Präludien,“ schrieb N. an Bädeker, „rate ich unbedingt, in der Voraussetzung, daß sie leicht spielbar sind. Auf jeden Fall werden sie vortrefflich sein. Eine solche Präludiensammlung habe ich lange gewünscht.“ Nach dem Erscheinen sagte er: „N. setzt sich durch die Präludien ein neues schönes Denkmal in der Kirche.“ Die Wahrnehmung jedoch, daß manche Stücke unter ihnen für die damaligen Organisten in der That noch zu erhebliche Schwierigkeiten böten, veranlaßte ihn 1834, durch eine besondere Schrift über jene Vorspiele das Verständnis dieser Tondichtungen zu erleichtern. Diesterweg urteilte betreffs dieser Abhandlung, „sie verbreite nicht nur über den ausgezeichneten Wert der Präludien, sondern über den Charakter und die Bedeutung des Kirchengesanges und des Orgelspieles ein neues Licht mit der umsichtigsten, belehrendsten und ansprechendsten Sachkenntnis,“ und „aus dem Ganzen rede ein heiterer, tief religiöser Sinn.“ —

Wir können hier wohl von der Darstellung der kirchlichen Thätigkeit Natorps mit dem Bewußtsein, unserer Pflicht nach den wichtigsten Seiten hin Genüge geleistet zu haben, Abschied nehmen. Natürlich verlangt die Oberleitung eines großen Organismus eine vertraute Bekanntschaft mit Persönlichkeiten und Verhältnissen, die sich Natorp zur ersten Bedingung seines Mitwirkens machte. Kandidatenprüfungen, amtliche Reisen, sorgfältige Untersuchungen an Ort und Stelle lieferten ihm so reichliches Material, daß er auf gegebene Veranlassung stets mit zuverlässiger Auskunft dienen konnte. Ein Beispiel, das zugleich den Lokalhistorikern willkommen sein mag, soll dies noch beleuchten. An seinen späteren Schwiegersohn Nonne zu Schermbeck schrieb er 1821 auf dessen Wunsch über die Hattinger Gemeinde, an die derselbe berufen war, das Folgende:

„Die Stadt hat ungefähr 400 Häuser, zwei lutherische, eine reformierte und eine katholische Gemeinde; ein Stadt- und Landgericht (Rautert ist erster Richter), einen Arzt, 3 bis 4 Schullehrer im Orte, 6 bis 7 auf dem Lande; mehrere solide Bürgerfamilien. An Umgang also ist kein Mangel. Abends kommen die Herren in einer Sozietät zusammen, wo auch politische Kannegießereien angestellt werden. Teurer leben als zu Schermbeck kann es in Hattingen nicht sein. Wohlfeiler aber ist z. B. der Brand, weil dort die Steinkohlen zu Hause sind. Der Ringel Kohlen mag da jetzt etwa 4 Gr. kosten. Mein Oheim Natorp (vordem hier Pastor) hat wohl niemals Brand zur Heizung gekauft; die Gewerke schickten ihm von Zeit zu Zeit eine Karre voll zum Geschenk; er brauchte ihnen nur zu sagen, wann er wieder haben wollte. Dies geschah damals observanzmäßig, so wie es Observanz war, daß des Sonntags die Bergwerke ins Kirchengebet mit eingeschlossen wurden. Man treibt in H. vorwiegend Tuchfabriken und Bergbau. Die Gemeinde ist nicht verwildert; nur haben sich einige Familien durch ein dissolutes Leben ruiniert. Man sehnt sich nach einem würdigen, gesetzten Prediger. Die Kirche habe ich fast immer gut besucht gefunden. Dies war sogar bei dem miserablen Pastor . . . der Fall. Ich glaube auch, daß die Wenigen, die sich von der Kirche entwöhnt haben, durch glimpfliche, freundschaftliche Vorstellungen wieder in die Kirche zu bringen sind. Hinsichtlich der Seelenzahl ist

die Gemeinde die vierte unter den lutherischen Gemeinden der Mark; sie folgt hinter Schwelm, Hagen, Lüdenscheid; ist also nicht zu groß und nichts weniger als klein; in dieser Hinsicht bietet sie einen schönen Wirkungskreis dar. Ich besitze eine summarische Nachweise der Einkünfte sämtlicher lutherischer Pfarrstellen der Grafschaft Mark; die Angaben sind zwar durchgängig etwas zu niedrig bemessen; indes läßt sich doch einiges daraus entnehmen. Hattingen steht hier aufgeführt mit 407 Thlr. Berliner Courant = 530 klevesch. Um diese Position beurteilen zu können, erhalten Sie hier noch einige: Altena 533 Thlr. B. C., Bochum 613, Hagen 749, Fröndenberg 426, Gevelsberg 574, Herbede 451, Iserlohn 566 die eine, 738 die andere Pfarrstelle, Königssteele 83, Linden 149, Weitmar 137, Nieder-Wenigern 115 Thlr., u. s. w." — Diese Angaben mögen zugleich dienen, die Bemerkungen, die sich in L. Bergers Buch „Der alte Harkort" S. 294 über damalige Lehrergehälter finden, durch eine angemessene Vergleichung ins richtige Licht zu stellen. — Noch einen kleinen Anhang fügen wir bei, weil er einmal Beziehungen zu gegenwärtigen Zeitverhältnissen enthält, sodann auch Natorps ebenso milde wie kräftige Beurteilung konfessioneller Streitigkeiten klar legt. Als 1836 eine skandalöse Schrift, „Beiträge zur Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts", von einem Ungenannten den Evangelischen am Zeuge flicken wollte, schrieb Natorp: „Der Mann scheint von hier aus Materialien erhalten zu haben. Über solche Ausfälle aber sind alle vernünftigen Katholiken unwillig. Derartige Scharteken sind auch weniger Preußens Ehre, als der Bildung der katholischen Geistlichen nachteilig, und zwar dadurch, daß diese sich auf Schriften solcher Art in ihrer Konfession beschränken und andere Bücher nicht zu lesen pflegen. Der Feuerherd aller jetzigen politischen und kirchlichen Aufregungen scheint Belgien zu sein; von da kommen Briefe, Schriften und Emissäre. Es ist gut, daß unsere Regierung endlich ernst verfährt."

3. Schriftstellerische Thätigkeit und Beziehungen.

Seiner vordem mit besonderer Freude gepflegten schriftstellerischen Thätigkeit konnte Natorp bei Verwaltung eines dreifachen Amtes in den letzten Jahrzehnten nur einen stets be-

schränkteren Raum gestatten. Außer den drei im vorigen Kapitel besprochenen Schriften veröffentlichte er hauptsächlich Neu-Herausgaben oder Umarbeitungen früherer Sachen. Die Gesanglehre erlebte eine Auflage nach der anderen; Balster schreibt, sie sei zu seiner Zeit in 6000—7000 Abdrücken von den Lehrern benutzt worden; 1824 ließ sich der Minister 40 zur Verbreitung in anderen Provinzen schicken; der Musikdirektor Bischoff zu Hildesheim widmete ihr eine überaus günstige Besprechung. Dieses Werk fand auch ins Ausland seinen Weg. Mit besonderem Vergnügen führt N. eine Übersetzung ins Holländische an; sie erschien unter dem Titel: Aanleiding tot Onderwys der Jeugd in het Singen for Beoefenaars der Zangkunst en Onderwyzers der Jeugd door B. Ch. L. Natorp. Uit het Hoogduitsch vertaald door A. Meiners en H. M. Reidsma. Te sneeck by F. W. u. B. Smallenberg, 1818. — Auf vielseitig geäußerten Wunsch ging er zur Abfassung eines zweiten Kursus dieser Anleitung über. „Die Arbeit ist aber wahrlich nicht leicht," heißt es in einem Briefe an den Verleger. „Ich habe manches 2 bis 3 mal geschrieben, ehe es so zu stehen kam, wie es jetzt steht. Man sieht es einem so leicht und natürlich geschriebenen Buche nicht an, wie schwer es wird, alles so leicht und natürlich für die Leser einzuordnen." — Ferner kehrte er zu einem Erstlingswerke der Essener Zeit zurück. Dem Wunsche Bädekers und vieler Schulmänner nach einer neuen Auflage der „Kleinen Bibel" konnte Natorp, wie früher bemerkt, erst nach Beseitigung mancher Bedenken und Hindernisse entsprechen. Endlich schrieb er an seinen Verleger: „Ich habe Ihre Aufforderung zu Herzen genommen und sitze schon in voller Arbeit. So wollen wir denn einen neuen Gang mit dem Opus, mit dem wir unsere beiderseitige litterarische Laufbahn begonnen, wagen. Quod felix faustumque sit!" Da aber manche Abänderungen nötig erschienen, namentlich sofern N. sich mehr an den Wortlaut der Bibel anschließen wollte, so währte es noch bis 1823, ehe das Werk in seiner gegenwärtigen Gestalt erschien. Es fand wiederum an mehreren Schulen neue Aufnahme. Doch nahete bereits die Zeit, da man auf Betreiben der Bibelgesellschaften und Orthodoxen anfing, die heil. Schrift nach ihrem ganzen Umfange auch den Schulkindern in die Hand zu geben: das Ministerium neigte sich mehr

und mehr der Ansicht der Orthodoxen zu. — Die „Schulbibliothek" erhielt eine zeitgemäße Erweiterung. Die Lese-Fibel, die in immer neuen Auflagen erschien, wurde, wie N. in einem Briefe an Bädeker scherzte (1829), „zu einem Krüglein der Witwe von Sarepta. Schade nur, daß auch der Potsdamer H. unverdienterweise seinen Salat damit beölt."

Die schriftstellerischen Leistungen seiner Freunde begleitete er nach wie vor mit warmer Befürwortung. So schrieb er 1829 über Reches „Bibelpredigt": „Sie ist sehr gehaltvoll und wird allen Vernünftigen behagen. Alle seine Arbeiten zeichnen sich durch Gediegenheit des Inhalts, Gründlichkeit der Behandlung, Einfachheit und Korrektheit des Stiles und Schönheit der Darstellung aus. Den bergischen Predigern ist es schon genug an dem Namen Reche, um seine Predigten nicht für kauscher zu halten; die aber, die R. kennen, erwarten von ihm nur treffliche, ausgezeichnete Arbeit." Mit Diesterweg war er bereits 1819 bekannt geworden. Diesterweg erzählt über das erste Zusammentreffen: „Als im J. 1819 der Landrichter Rautert das erste akademische Erinnerungsfest zu Hattingen veranstaltete, wanderte ich, damals (2.) Rektor der lateinischen Schule der reformierten Gemeinde zu Elberfeld, über die Höhen nach dem lachenden Ruhrthale. Mittags kam ich zufällig neben einem äußerst lebendigen, frischen, offen biederen, Vertrauen erweckenden Manne zu sitzen; es war Natorp." — „Seitdem blieb er mir gewogen, und wenn ich ihn auch selten sah (einmal beehrte er mich in Berlin mit seinem Besuche, und 1840 brachte ich in Münster bei dem würdigen Greise eine lehrreiche Stunde zu) und nicht regelmäßig mit ihm verkehrte, so empfing ich doch bei Gelegenheit freundliche Grüße von ihm. Er war ein Menschenfreund." Natorp urteilte über Diesterwegs Schriften einmal: „Sie werden ohne Zweifel guten Absatz finden; sie sind gehaltreich, gediegen, mit scharfer Bestimmtheit abgefaßt; nur werden sie den Pietisten nicht willkommen sein" (an Bädeker, 1834). — Eine scherzhafte Abfertigung mußte sich eine sonderbare Leistung seines Freundes K. Petersen in Weitmar gefallen lassen. Dieser so geschickte Prediger wurde nämlich durch seine Lust zum Etymologisieren nach Örtlichkeitsnamen verleitet, den von den Gelehrten so viel umstrittenen Schauplatz der Varus-Schlacht in der Gegend von

Weitmar bei Bochum zu suchen (1823). Natorp schrieb über dieses Wagnis: „Ich bin erschrocken darüber! Ich habe Petersens Spekulationen für einen Spaß, einen lusus ingenii gehalten. Wäre er ein Satyriker, so könnte man sein Scriptum als eine Persiflage vieler archäologischer Untersuchungen unserer Zeit betrachten und als ein Seitenstück zu der Schrift „Beweis, daß die Westfälinger Christum gekreuzigt haben" — in die Welt gehen lassen." — Als das Buch gedruckt wurde, scherzte er: „Wie weit (im Drucke) ist Hermann gegen Varus vorgerückt? Das Farrenkraut, das in der Gegend von Weitmar besonders häufig wächst, hat ohne Zweifel von Varus seinen Namen bekommen: wenn man unten am Stamme die Pflanze etwas schräge durchschneidet, so erblickt man darin das Bild des römischen Adlers." —

Die Beziehungen zu F. A. Krummacher wurden durch eine Doppelheirat unter den beiderseitigen Kindern im Laufe der Zeit noch inniger, als zuvor. Dazu eröffnete sich Anfangs der 20er Jahre die Aussicht, daß auch die räumliche Entfernung verkürzt werden sollte. 1820 erhielten Krummacher und sein Schwager Möller Berufungen an die Bonner Universität. „Für die Universität," sagte N., „wünsche ich, daß der eine oder der andere hingehe; in anderer Hinsicht halte ich es für ratsam, daß sie an ihrer Stelle bleiben." Beide sind denn auch, diesen „anderen Hinsichten" folgend, nicht hingegangen. 1823 aber nahm Krummacher, obschon N. auch diesmal abriet, einen Ruf an die Ansgari-Gemeinde in Bremen an. Nun bot sich Gelegenheit zu häufigeren Besuchen. Von einer Reise Kr.s nach Münster, 1827, erzählt N. in seiner launigen Weise (an Bädeker): „Mit Kr. auf seiner Reise zusammentreffen zu wollen, daran ist gar nicht zu denken; wissen wir ja nicht einmal, wann er reist, wohin er reist, oder — ob er reist! — Aber er war doch hier! Von Bielefeld schrieb Kr. an Möller einen Brief, in dem er ausführlich darlegte und jammerte, daß er schlechterdings nicht nach Münster kommen könnte. Möller tobte und polterte über diesen Brief, und als er ausgelärmt hat und den Brief nochmals in die Hand nimmt, sieht er in einem Postskript, daß Kr. seine unmögliche Reise nach Münster doch möglich gemacht hat." Kr. und seine Gattin geleiteten damals das jüngst vermählte Ehepaar

Wilhelm von Kügelgen und Julie, ihre jüngste Tochter, auf dessen Reise nach Petersburg bis in Westfalen. „Kügelgen,“ bemerkt N. in einem Briefe an Christiane, „hat mir sehr gut gefallen; er ist ein schlichter, geradsinniger junger Mann von angenehmer äußerer und innerer Bildung, der immer mehr gewinnt, je näher man ihn kennen lernt. Seine Bildungsreise nach Italien und seinen Aufenthalt in Rom scheint er sehr gut benutzt zu haben. Er hat uns viel Interessantes von Rom erzählt, das uns zwar aus Büchern bekannt war, aber aus dem Munde eines Künstlers, wie er ist, doppelt gern gehört wurde. Krummacher war sehr guter Laune, und ich habe mich seiner recht gefreut. Das Gespräch über die weite Entfernung der Kinder wurde möglichst vermieden. Daß man jetzt von Bremen nach Petersburg auf Dampfschiffen in 5 Tagen reisen kann, galt als Trost. Mir will die Verpflanzung der jungen Leute nach Rußland gar nicht gefallen. In ein solches barbarisches Land! Von meinen Kindern lasse ich keines nach dem hyperboräischen Rußland ziehen; lieber will ich sie wie die Arche Noahs von innen und außen verpichen! Ich nehme innigen Anteil an der Trauer der Eltern. Um bei solchen Fügungen des Schicksals ruhig und heiter bleiben zu können, muß man sich durchaus eine ganz andere Ansicht des Lebens, als die gewöhnliche, angeeignet haben.“ — Über eine zweite Anwesenheit Kr.s in Münster (1831) schreibt er: „Wir sind sehr vergnügt zusammen gewesen. Er ist gottlob noch immer der alte, fröhliche und ernste, Krummacher.“ 1840 besuchte Natorp den alten Freund in Bremen, nicht lange vor dem letzten Scheiden: „Unsern alten lieben Kr. habe ich im ganzen wohlauf und in alter Weise heiter, bisweilen auch lustig gesehen. Er klagt jedoch über die Abnahme seines Gedächtnisses, fürchtet sich sehr vor dem Predigen und sehnt sich nach dem Ruhestande. Leider ist ihm bald nach meiner Abreise viel Verdruß durch seinen Elberfelder Sohn bereitet, der in der Ansgari-Kirche zweimal für ihn gepredigt und so zelotisch gepredigt hat, daß die Kirchenvorsteher sein weiteres Auftreten in ihrer Kirche sich verbeten haben. Sonntags darauf hat Kr.s Kollege Paniel sich bewogen gefunden, gegen den Elberfelder eine starke Kontroverspredigt zu halten.“ (Aus diesem unerquicklichen Zwischenfall entwickelte sich ein lang

andauernder theologischer Streit.) — Die schriftstellerischen Erzeugnisse seines Freundes begleitete N. mit derselben verständnisvollen Teilnahme, wie dessen Erstlingswerke. Krummachers Buch über die Volksschule empfahl er auch den Oberbehörden aufs wärmste, infolgedessen der Minister von Altenstein die Konsistorien und Regierungen auf dasselbe aufmerksam machte und dem Verfasser brieflich seinen Glückwunsch aussprach. Übrigens hat dieses Buch vieles aus Natorps Werken benutzt. — Weniger günstig urteilte N. über Krummachers „Paragraphen zur heiligen Geschichte“: „So geistreich und fein gedacht und empfunden diese Paragraphen sein mögen,“ schrieb er an Bädeker, „sie befriedigen mich gar nicht; und ich glaube, es wird vielen anderen damit ebenso gehen. Es sind musikalische Variationen über ein schlichtes Thema, und zwar Variationen voll genialischer Ideen, Wendungen, Sprünge, in denen der Komponist sich bald ohne Umstände so gehen läßt, bald sich kraus macht, bald um sich haut, bald sentimentalisiert. Am Ende weiß man nicht recht, was das Ganze eigentlich soll. Kr. deutet in die Geschichte und in die Hieroglyphen viel zu viel hinein.“ —

4. Im Dienste des Volksschulwesens.

Wie schon bemerkt, war die Thätigkeit Natorps auf dem Gebiete des Volksschulwesens in Westfalen vielfach anders geartet, als die vormalige in Brandenburg; es verblieb ihm hauptsächlich nur die Oberleitung. Doch gab es auch in Westfalen für den Anfang vieles erst neu einzurichten und aufzubauen.

Der Stand des Volksschulwesens in der Grafschaft Mark, das haben wir früher dargelegt, war bis auf die Zeit der Fremdherrschaft ein vergleichsweise günstiger; ein reger Aufschwung war überall anzuerkennen. Mögen nun noch einige Bemerkungen aus einer Schrift des sachkundigen Kanzlers A. H. Niemeyer, der die westfälischen Gegenden kurz vor den Tagen von Jena und Friedland durchreiste, unsere Darstellung ergänzen. In diesem 1823 neu herausgegebenen Buche: „Beobachtungen auf einer Reise durch Westfalen und Holland“, stellt Niemeyer zunächst fest, daß die protestantischen Teile Westfalens in der Pflege der Volksschule damals den katholischen um ein gutes Stück vorausgeeilt waren. Auf Haus Bodelschwingh traf Niemeyer mit mehreren

hervorragenden Geistlichen und Beamten zusammen. „Aus Essen kam der jetzt (nämlich 1823!) zu Münster so wohlthätig für das Schulwesen wirkende, mir schon aus seinen akademischen Jahren so wert gewordene junge Natorp herüber. Ein langes Gespräch über das Kirchen- und Predigerwesen in diesen Gegenden überzeugte mich von dem großen Ernste, mit dem ein nicht geringer Teil der Geistlichen das Amt betrachtet und führt. Ausnahmen solcher, die lieber Ökonomen und Kornhändler sind, als an Fortbildung denken, giebt es hier wie überall; aber sie entbehren denn auch der Achtung. Schwer dürfte es sein, in mancher größeren Provinz in so kurzer Zeit so viel unterrichtete und ihren Beruf stets im Auge behaltende Männer dieses Standes kennen zu lernen.“ Besonders erfreut war der Kanzler auch, seinen ehemaligen Zögling, den Freiherrn von Vincke, der damals Präsident der Münsterschen Kammer war, allseitig, Katholiken nicht ausgenommen, anerkannt zu sehen. „Wie wohl thaten mir solche Urteile, da ich erfüllt sah, was ich, als der edle Mann bei uns seine Lehrjahre durchmachte, geahndet und vorhergesagt hatte! Er war nicht, wie andere, selbst wohldenkende, Männer, die mir hier und da im Leben begegnet sind, an der Veredlung der Menschheit und auch der Niedrigsten im Volke verzweifelt oder dagegen mißtrauisch geworden; und es gehörte grade das Fach des Volksunterrichtes zu denen seines Geschäftskreises, die er mit vorzüglicher Liebe bearbeitete.“ — Das Erstlingswerk jener Männer wurde jedoch während der Franzosenzeit von Unkraut überwuchert. Bei der Neuordnung von 1816 galt es fast überall im Schulwesen, von vorn wieder anzufangen. Stand die katholische Schule überhaupt auch schon vorher auf einer niederen Stufe, so hatte namentlich das Münsterland unter dem wiederholten Wechsel im Regimente ganz furchtbar gelitten. 1803, da es säkularisiert und Preußen einverleibt wurde, stand das Hochstift Münster unter der Oberhoheit des Erzbischofs von Köln; unter Preußen blieb es zunächst nur bis 1807; von da bis 1810 bildete es einen Bestandteil des Großherzogtums Berg, 1810—14 ein Departement des französischen Empire; 1815 endlich wurde es wieder preußisch. So viele Wandlungen innerhalb 12 Jahre! An wohlgemeinten Bestrebungen zur Förderung des Volksschulwesens hatte es aller-

dings schon das bischöfliche Regiment nicht fehlen lassen. Namentlich war der Freiherr Friedr. Wilh. Franz von Fürstenberg, als Minister des letzten Fürstbischofs von Münster und Erzbischofs von Köln, eifrig bemüht gewesen, die Schule zu heben. „Eine Hauptangelegenheit," so berichtet Niemeyer, „waren ihm die Schulen, deren tiefen Verfall und verjährte Mißbräuche er kannte, und da er unparteiisch genug war, zu fühlen, wie weit sie den protestantischen nachstanden. Die unter ihm vollendete Schulordnung wurde auch von den Protestanten als ein Meisterstück anerkannt." — Seit der Auflösung der weltlichen Selbstständigkeit des Fürstentums bis zur Neuordnung von 1816 war das Schulwesen des Münsterlandes durch eine „Landesschulkommission" geleitet worden; in dieser führte von Fürstenberg den Vorsitz. „Es traf sich," so erzählt Niemeyer von 1806, „daß diese Kommission gerade zur jährlichen Prüfung der Landschullehrer versammelt war. Die Prüfung leitete der um das katholische Schulwesen einst sehr verdiente Konsistorialrat Overberg nebst einigen Klostergeistlichen. Da immer nur 10 Prüflinge zugleich zugelassen wurden, so harrten die übrigen an der Thüre des Prüfungszimmers. Der Ausdruck der Besorgnis und Bangigkeit, den man ja wohl selbst an Geübteren gewahr wird, erweckte in der That bei diesen — wie man sagte — Schwächsten vor allen Teilnahme und Bedauern. Auch hatten manche von ihnen ganz das Aussehen, als ob sie doch wohl hinter dem Pfluge brauchbarer als in der Schule geworden sein möchten. Die Forderungen der Münsterschen Schulordnung selbst waren sehr strenge. Was ich indes von der Prüfung zu hören Gelegenheit hatte, bewies, daß man vieles davon nachlassen mußte. Das Eigentümliche war, daß der Aufgerufene, statt selbst zu antworten, sich an seinen Nebenmann wendete und diesen katechisierte. Das Meiste schien Gedächtnissache; Fragen und Antworten waren gewöhnlich sehr dürftig, wenn nicht zuweilen Overberg eingriff."

Mit diesem trefflichen Schulmanne Overberg trat Natorp 1816 gemeinsam an die Neugestaltung des Volksschulwesens. Durch „die Harmonie ihrer edeln Herzen und ihrer wahrhaft humanen Gesinnung" (Diefenbach in einem Vortrage „Overberg und Natorp") verbunden, reichten die beiden Männer stets willig

einander die hilfreiche Hand. Overberg war um 20 Jahre älter als Natorp, und während der zunehmenden Kränklichkeit des Greises besorgte der jüngere Amtsgenosse alle Angelegenheiten des katholischen Schulwesens ganz im Sinne der bisherigen Oberleitung. Bernhard Heinrich Overberg, geb. 1754 zu Höckel im Osnabrückschen, hatte in Münster studiert und dann zunächst die Stelle eines Kaplans auf einem Dorfe unweit dieser Stadt bekleidet. Schon in seinem kirchlichen Unterrichte wollte er die Kinder nicht mehr bloß auswendig lernen lassen, sondern, der entwickelnden Lehrweise folgend, zugleich Herz und Verstand bilden. Seine Erfolge machten Fürstenberg auf ihn aufmerksam. Der Generalvikar berief ihn 1783 an die neu errichtete „Musterschule" zu Münster. An dieser Anstalt sollte er während eines zwei- bis dreiwöchigen Kursus den Lehrern methodische Anleitung im Unterrichten und zugleich Sachkenntnisse so weit beibringen, daß sie ihr Amt mit besserem Erfolge versehen könnten. Bislang kannte man kaum eine eigentliche Vorbildung der münsterländischen Lehrkräfte; in den Städten arbeiteten meist im Studium verunglückte Theologen; auf dem Lande wurde gewöhnlich nur Winterunterricht durch Tagelöhner, die sich im Sommer ihr Brot auf dem Acker erwarben, gegeben. Das Schulzimmer war der Raum unter dem Kirchturme oder auch ein Backs (= Backhaus neben der Wohnung eines Bauern); besondere Unterrichtshäuser gab es nur an wenigen Orten. Overberg nun verstand es, „durch die Fülle und Begeisterung des eigenen Herzens und seine musterhaft lebendige Rede und Darstellungsgabe", seine Jünger, wie für ihren Beruf anzufeuern, so zugleich mit den notwendigsten Kenntnissen auszustatten. Gern kamen manche Lehrer zu einem zweiten Kursus zurück. Auch freiwillige Jünglinge erschienen, um eine Vorbereitung für den Lehrberuf von den ersten Anfängen an zu erhalten. Die Zahl der Pfleglinge schwankte zwischen 20 und 30. Später fügte man einen Kursus für Lehrerinnen an. Overberg selbst war ein Meister im Unterrichten; besonders anschaulich lehrte er biblische Geschichte. Er wollte nie unvorbereitet vor seine Zöglinge treten. „Mangel an Vorbereitung," sagte er wohl, „zieht viele Fehler nach sich; der Unterricht wird dabei trocken, verworren, unbestimmt, weitschweifig; das bringt die

Schüler in Verwirrung, hindert die Aufmerksamkeit, macht den Unterricht ihnen und mir unangenehm. Überhaupt aber habe ich mich wohl zu hüten, daß ich nicht zu sehr ins Kleine gehe, nicht zu weitschweifig, zu gelehrt für die Kinder werde.“ (Vgl. Voltaire: „Will man in der Rede langweilen, so versuche man, alles zu sagen.“) Als Natorp ihn einmal fragte, wie er es anfinge, so überaus volkstümlich zu reden und zu schreiben, gab O. zur Antwort: „Ich bin von geringen Eltern und weiß von meiner Kindheit an, wie wenig man den Leuten zu begreifen zumuten darf. Überdies wende ich noch ein besonderes Mittelchen an: manches nämlich schreibe ich erst im Plattdeutschen nieder und übertrage es hinterher ins Hochdeutsche.“ Schriftstellerisch ist Overberg vielfach hervorgetreteten und anerkannt. 1788 gab er ein A—B—C-Buch heraus, das jedoch noch der Buchstabiermethode folgte. Seine Schriften zum Religionsunterrichte: Biblische Geschichte, ein großer und ein kleiner Katechismus, ein Religionslehrbuch, fanden die Billigung seiner Vorgesetzten und eine weite Verbreitung; die biblische Geschichte selbst in protestantischen Schulen Norddeutschlands. Sein 1793 herausgegebenes Hauptwerk: „Anweisung zum zweckmäßigen Schulunterrichte für die Lehrer des Hochstiftes Münster“ erhielt in Niemeyers „Beobachtungen“ das Zeugnis: „Es verdient noch immer unter den katholischen Schriften dieser Art eine der ersten Stellen“, — und wurde noch 1835 in 7. Auflage neu gedruckt. Doch kennt das Buch z. B. noch nicht einen gesonderten Unterricht in der Muttersprache und in den Realien; die Lehrweise im Rechnen beruhete auf veraltetem Standpunkte. Nach dieser Rücksicht war ihm Natorp also schon in seinem Essener „Grundriß“ vorangeeilt. Aber die beiden Männer standen um so fester auf dem gemeinsamen, stets richtigen Leitgedanken: die Schule ist eine gute Schule, wenn der Lehrer ein guter, d. h. ein für sein Amt begeisterter, mit Lehrgeschick, Verstand und Kenntnissen wohl ausgerüsteter und methodisch vorbereiteter Mann ist. Im Sinne dieses Grundsatzes wirkten sie gemeinsam für die Hebung des Lehrerstandes, namentlich durch Errichtung von Seminarien und durch die Pflege dieser Pflanzschulen, bis Overberg 1826 dahinschied. Im Priesterseminare zu Münster setzte man ihm ein Denkmal; es ist ein Obelisk mit seinem Brustbilde und der

Inschrift: „Lehrer der Lehrer während 43 Jahre, war es ihm vergönnt, der Wohlthäter des ganzen Münsterlandes zu werden. Sein heilbringendes Wirken hemmten des Landes Grenzen nicht. Trost, Rat und Hilfe hat er Unzähligen gespendet. Nicht einen schloß er von seiner Liebe aus.“ Auf seinem Antlitze, so bemerkt K. Diefenbach, „las man lautern Sinn und aufopfernde Liebe“. — Fürstenberg wurde ein Denkmal auf dem Domplatze errichtet.

In den ersten Jahren nach den Freiheitskriegen muß es um das Schulwesen Westfalens traurig bestellt gewesen sein; es konnte einen Vergleich mit dem Brandenburgischen nicht aushalten. Das Gehalt der Lehrer war größtenteils erbärmlich, ihr Stand beim Volke, namentlich den Bauern, von dessen Gunst der Schulmeister auf dem Lande abhing, gering geschätzt. „Ein Mißbrauch“, heißt es im Westf. Anz. von 1817, „der von der Zeit der Gründung der Schulen noch herrührt, ist der, daß in einigen Kirchspielen die Lehrer der sogen. Hofschulen nicht nur von jedem Einzelnen, der seine Kinder zur Schule schickt, das Schulgeld empfangen, sondern auch noch von Haus zu Haus gehen müssen, um Wohnung und Speise zu bekommen. Das Erstere hat das Nachteilige, daß der Lehrer gewöhnlich nur einen Teil seines Schulgeldes erhält und wegen seiner Abhängigkeit auch die Nachlässigen kaum mahnen darf; dann, daß er in seiner Schule bei der Behandlung der Kinder oft auf eine ihnen schädliche Weise den Vorurteilen und der Affenliebe der Eltern nachgeben muß.“ Eine spöttelnde Anzeige lädt zu Meldungen für eine Stelle ein, in der die „Fünfeinigkeit des Küster-Kantor-Organisten-Balgentreter- und Schulmeistersubjektes“ ein Diensteinkommen von 250 Francs erhält; „kann der Schulbeamte nachweisen, daß er bey den oftmals vergeblichen Gängen, um dieses seines Gehaltes habhaft zu werden, mehr als ein Paar Schuhsohlen verbraucht habe, so soll ihm jedes Paar mit 1 Fr. 75 Ct. vergütet werden“. Freilich waren auch die Pfarrgehälter (s. S. 180) kaum entsprechend besser. „Ach,“ so klagt ein Berechner, „es giebt Pfarrer mit Familien, die nicht einmal so viel haben, wie ein jetziger preußischer Gerichtsdiener oder Stubenheizer bei der hohen Landesregierung, der mit 200 Rthlr. Berl. C. besoldet sein soll.“ Er tröstet damit, daß bei der Union der Bekenntnisse manche Pfarreien eingezogen,

auch die kirchlichen Stiftungen flüssig gemacht werden könnten! Man tröstet in gleichem auch die Lehrer (ob ironisch?) mit der allgemein anerkannten Gerechtigkeitsliebe des Königs, der jetzt den Schulangelegenheiten Westfalens erhöhte Aufmerksamkeit zuwende. — Über den Zustand des Unterrichtes klagte man nicht minder ohne Grund. „Vieles ist da noch zu verbessern," ruft ein Menschenfreund, „ein großes Verdienst ist da noch zu erwerben übrig." Zur Erheiterung der Lehrer teilte ein Sachverständiger die Probe eines Schulexamens zu X. mit:

Frage. Sag, lieb Köbeschen, was ist das vor ein Buchstab, der aussieht wie ein Tisch mit drei Füßen?

Antwort. Dat es 'n M.

Fr. Warum ein M?

A. Weil et utsieht wie 'n Tofel mit dry Bin.

Fr. Sag, gut Pitterchen, was ist das vor ein Buchstab, der aussieht wie ein Rad ohne Speicher?

A. 'n O.

Fr. Warum ein O?

A. Weil et utsieht wie 'n Rad ohne Spicken.

Fr. Brav Nikläschen, sag: was ist das vor ein Buchstab, der aussieht wie ein altpreußischer Haarzopf mit einer Rosette?

A. 'n P.

Fr. Warum ein P?

A. Weil et utsieht wie 'n altprößscher Sterz mit en'r Quast. Schön, ihr Kinder. U. s. w.

Als Beispiel der Bildung selbst der Geistlichen läßt jemand einen Entlassungsschein („Losschein") abdrucken: „Da die Verlobte Angela Regina K. Aus K. und Johannes T. aus H. nach Kirchlicher Anordnung dreymahl Gehörig Proclamirt, und sich desfalls Kein Kirchliches Ehehinderniß gefunden hat, sondern freyen standes sey, daß sie mit ihrem Bräutigam an die Pfarrey K. vor daßigen Herrn Herrn Hochwürdigen Pastor S. Ehelich Kann Getraut werden, an den so fern die Tridentinische vorschriften und die übrigen Landes Gesätze Gehörig beobachtet sind, Zur mehrerer beglaubigung und gegenwärtige Bescheinigung hiermit Eigenhänden unterzeichnet und mit meinem Eigenem siegel

bestätigt N." (1812.) Einsender bemerkt noch zur Vermeidung unrichtiger Beurteilung, „daß dieses Produktchen im wachen, nüchternen Zustande von einem noch nicht sehr bejahrten Pfarrer erzeugt worden sei". — Man war auch noch gar nicht allgemein überzeugt von der Vortrefflichkeit der Pestalozzischen Methoden. Da schreibt einer, der „durchaus nicht die neuen Schuleinrichtungen lästern, noch die neuen Unterrichtsversuche und Lehrbücher tadeln" will: „Die Kenntnisse der Jugend sind durch diese Schulbücher und Anleitungen im ganzen um nichts gründlicher, sondern nur vielseitiger, unzusammenhängender und (worüber man fast allgemein klagt, auch) ungründlicher und oberflächlicher geworden. Man gehe in die Schulen und ziehe 20 Paare Schüler heraus und prüfe nur über ein Fach, z. B. über ihre Kenntnis der deutschen Sprache, so werden meist durchgängig (ich sage, was ich sagen muß) nur 3 Paare etwas Leidliches und nur selten etwas Gründliches wissen." Ein Lehrer, der mit den in Natorps Quartalschrift niedergelegten Plänen nicht einverstanden ist, beklagt den Mangel an Gemütsbildung in den Pestalozzischen Schulen: „Nach der Meinung der Alten konnte man nicht frühe genug das Kind über Gott, Tugend und Unsterblichkeit belehren, und jetzt zittert man oft, wenn man vor seinem Jünglingsalter über diese und andere abstrakte Gegenstände mit ihm reden soll. Man sieht in den Kindern die Bildung des Gemütes durch die Bildung des Verstandes verdrängt, und die Anfachung des Höheren, was das Kind zum wahren Menschen bildet, sucht man oft vergebens. — Wir bilden jetzt klügere Menschen, als unsere Vorfahren; ob aber bessere?" —

Derartige Bedenken hatten bei dem damaligen Bildungsstande der Lehrer ihre zureichenden Gründe. Auch Natorp wollte, dahin hatte ihn allmählich die Erfahrung geführt, nur noch mit „besonnenem Eifer" das wirklich Gute des Neuen. Bei der Gründung der Seminare, die jetzt an die Stelle der „Musterschulen" treten sollten, kam es ihm daher auf ernste Beschränkung des Lehrstoffes und der neuen Methode an. Wir werden sehen, wie er von vornherein darauf ausging, das wirklich Notwendige und Mögliche für diese Pflanzschulen herauszumeißeln, die so gewonnenen sparsamen Erfordernisse aber auch strenge festzu-

halten und den zukünftigen Lehrern voll anzueignen. Darin unterschied er sich merklich von Diesterweg, der 1820 an die Spitze des Mörser Seminars trat.

Die Gründung der Vorbildungsanstalten für Lehrer war ihm natürlich die nächste Hauptsache. Sein greiser Kollege Overberg erlebte noch die Stiftung des katholischen Seminars zu Büren, das N. am 17. Mai 1825 eröffnete. Hocherfreut sagte der wackere Schulmann: „Nun kann ich ruhig sterben; das Seminar ersetzt mich.“ Späterhin kamen für die katholischen Lehrerinnen noch die Anstalten zu Münster und Paderborn (1832) und für die katholischen Lehrer die zu Langenhorst (1839; jetzt in Warendorf seit 1882) hinzu. Aber schon 1817 hatte man das evangelische Seminar zu Soest einer Neugestaltung unterzogen. Gegründet 1806 für die preußischen Landesteile in Westfalen, war es während der Franzosenzeit zu einer Nebenanstalt des Gymnasiums zusammengeschrumpft. In einem bürgerlichen Häuschen am „Engen Weg“ fristete es, noch 1817, sein kümmerliches Dasein; das Waisenhaus stellte die Übungsschule; der einzige Lehrer, es war der Inspektor Ehrlich, hatte, um sich den Lebensunterhalt zu sichern, zugleich Stunden am Gymnasium zu erteilen. Nach einer ersten Besichtigung durch Natorp wurde in dem ehemaligen Minoritenkloster, das Raum genug für das Seminar wie für das Gymnasium und für die Wohnung der Leiter dieser Anstalten und der Seminaristen bot, für eine angemessene Behausung gesorgt, die Thomäschule zur Übungsanstalt bestimmt. Die noch lebenden Mönche blieben bis 1819, da der letzte starb, dort wohnen. Für Beschaffung einer Orgel veranstaltete N. eine Kollekte bei den Freunden der Sache im Lande. Der neu gebildeten Pflanzschule verlieh man zugleich dadurch eine größere Bedeutung, daß man sie zur Bildungsanstalt für die evangelischen Lehrer der ganzen Provinz erhob. Auch die Musterschule zu Petershagen wurde aus diesem Grunde aufgehoben. Dort hatte 1792 der nachmalige Konsistorialrat Westermann eine Seminarschule zur weiteren Ausbildung bereits im Amte stehender Lehrer in der Religion und den Elementarfächern gegründet. Die Seminaristen, selbstverständlich von sehr verschiedenem Alter, blieben nach Ermessen längere oder kürzere Zeit in dieser Anstalt. Den Unterricht erteilte der 2. Orts-

geistliche, der zu seinem ganz unzureichenden Gehalte von der Regierung einen Zuschuß von 250 Rthlr. erhielt. Die französische Regierung (jener Landesteil wurde 1810 dem Königreiche Westfalen einverleibt) zahlte jedoch diesen Zuschuß entweder ganz unregelmäßig oder gar nicht, so daß der Prediger oft in die bitterste Not geriet. Trotzdem erhielt sich die Privatanstalt bis 1819.

Dem Soester Seminare gab Natorp 1819 eine tüchtige zweite Lehrkraft in dem Lehrer Birkmann, den er früher in Kettwig schätzen gelernt hatte. „Unsern lieben Birkmann," schreibt er Weihnachten 1818 an Bädeker, „wollen wir von Düsseldorf nach Soest holen, wo er an dem Seminare lehren soll. Den Plan, diesen tüchtigen Mann an ein Lehrerseminar zu bringen, habe ich mit Weerth in Detmold schon seit 12 Jahren; jetzt wird er endlich ausgeführt." Ehrlich wurde sodann nach dem Osten geschickt, damit er auch für den Unterricht im Gesange einen Meister ausfindig machte. Er kam auf seiner Reise durch Thüringen und Sachsen, über Berlin bis ins schlesische Gebirge. Überall lehnte man ab, weil man in dem damals wenig musikalisch gebildeten Westfalen einen nur dürren Boden für Gesanglehre erblickte!*) Aber, was lange währte, ward endlich gut: mit dem Musiker Engelhardt kam 1819 ein Mann nach Natorps Wunsch aus dem Harz an das neue Seminar. Die Begeisterung und Sachkunde, die nun bald die jungen Lehrer für die Pflege des Gesanges mit in ihre Ämter brachten, und die der edeln Kunst allmählich einen immer weiteren fruchtbaren Boden bereiteten, sind die besten Zeugnisse für die Erfolge des wackeren, in N.s Sinne arbeitenden Musikdirektors. Bei einem der später gegründeten märkischen Lehrergesangfeste brachte ihm N. einen heiteren Trinkspruch: „Damit wir alle mit einstimmen können, wollen wir die ganze Bescherung einem aufladen, dem Herrn Musikdirektor Engelhardt, dem Manne, der vom Blocksberge heruntergekommen ist und mit seinem Zauberstabe uns Westfälinger und Markaner berührt hat, also daß wir unsern Mund in Dankliedern und Hymnen aufthun!" — Als Religionslehrer wirkte außerdem seit 1808

*) Wohl zufolge des lächerlichen Diktums: Westphalia non cantat!

am Seminar ohne Entgelt und mit christlichem Eifer der würdige Superintendent Th. W. Hennecke. Als dieser 1829 wegen seines hohen Alters um seine Entlassung aus dem Seminardienste einkam, bereitete ihm N. eine sinnige Abschiedsfeier. Auf den 24. Juli ließ er die nahe wohnenden Prediger und die höheren Beamten der Stadt zu einer Festlichkeit im Seminar einladen. Einige meinten, N. wollte wieder, wie er bisweilen that, neue Gesänge durch die Seminaristen zur Aufführung bringen lassen. So fand sich eine zahlreiche Zuhörerschaft im Lehrgebäude ein; auch Damen waren anwesend. Hennecke ahnte am wenigsten, daß ihm diese Feier gelten sollte. Da trat N. hervor, hielt eine herzliche Ansprache an den überraschten Greis und händigte ihm je ein Schreiben des Konsistoriums und des Oberpräsidenten ein, das H.s Verdienste in Kirche und Schule rühmlichst anerkannte. Der Überraschung setzte er die Krone auf durch die Mitteilung, daß der König Henneckes selbstverleugnende Thätigkeit durch Verleihung des Roten-Adlerordens III. Kl. würdige. Die Zuhörerschaft war tief gerührt; der Greis stattete in ausdrucksvoller Rede den Behörden und namentlich deren Vertretern seinen Dank ab. An Henneckes Stelle trat 1819 der Prediger Schütz als Religionslehrer ein. — Den Unterricht in Zeichnen und Sprachlehre leitete seit 1818 der Prediger Rollmann; nach dessen Tode 1828 wurde ein Fachmann, Rautenbach, als Hilfslehrer für den Zeichenunterricht angestellt. Der Unterricht lag demnach um diese Zeit in den Händen von drei „Oberlehrern" (Direktor Ehrlich, Inspektor Birkmann, Prediger Schütz), einem Musiklehrer und einem Hilfslehrer. Die Weiterbildung dieser Lehrer und ihrer Zöglinge ließ Natorp nicht aus den Augen. 1823 und 1824 sandte man Engelhardt nach Berlin, wo er sich mit der Logierschen Lehrmethode im Klavierspielen bekannt zu machen und im Generalbaß weiter auszubilden hatte. Ehrlich erhielt 1825 und 1826 den Auftrag, eine Reihe von Volksschulen in den Regierungsbezirken Arnsberg und Minden zu besuchen und die Leistungen der dort wirkenden ehemaligen Soester Seminaristen zu begutachten. Seit 1827 nahm man auch den Unterricht der Blinden und Taubstummen in oder neben der Volksschule in Aussicht. Zwei Seminaristen wurden zu einer zweijährigen Ausbildung in diesem Fache nach Berlin überwiesen,

wo schon der Plan bestand, Institute für Blinde und Taubstumme auch in den Provinzen herzustellen.

Während eines zweijährigen Seminarkursus erhielten die Zöglinge drei Stunden wöchentlich Unterricht in der Religionslehre, fünf in der Sprachbildungslehre (Lesen, Grammatik, schriftlichen Aufsätzen), ebenso viel in der Größenlehre (Rechnen und Geometrie), drei im Schönschreiben und Zeichnen, vier in der Methodenlehre einschließlich zweier Stunden zur Vorbereitung der Seminaristen für Erteilung von Lehrstunden, sieben in der Tonkunst (Gesang, Generalbaß, Klavier- und Orgelspiel). Sie hatten außerdem jede Woche 2—3 Stunden dem Unterrichte der Lehrer in der Übungsschule beizuwohnen, im zweiten Jahre 4 Stunden an letzterer selbst zu unterrichten. Zwei Stunden waren täglich dem häuslichen Studium bestimmt; fünfmal wöchentlich abends 9—10 Uhr mußte unter Leitung eines Ältesten auf jeder Seminaristenstube das den Tag über Vorgetragene mündlich wiederholt werden; eine dieser Abendstunden wurde zu einer freundschaftlichen Unterredung über Selbsterlebtes oder über Dinge aus der Naturlehre verwandt.

Die mehrfach erwähnte Übungsschule — es war die Parochialschule der Thomägemeinde — bestand aus zwei Klassen. Die untere, die drei Abteilungen zählte und bis zur Konfirmation oder zum Übertritt in die Oberklasse ausbildete, sollte dem Seminaristen das Bild einer gewöhnlichen Landschule mit einem Lehrer darstellen. Hier wurde auch von einer Lehrerin den Mädchen Unterricht im gewöhnlichen Stricken, Nähen, Flicken und Zuschneiden erteilt. Die Oberklasse sollte der Sekunda einer Bürgerschule entsprechen und wurde von mindestens 15 Jahre alten Knaben, die sich hier für die Aufnahme ins Seminar vorbereiteten, besucht. Die Schüler nahmen auch schon an einigen Lehrstunden des Seminars (für Musik, Sprache, Größenlehre) teil. Sie mußten jährlich 1 Rthlr. 18 Gr. Schulgeld, 1 Rthlr. an den Musiklehrer, 2 Rthlr. Eintrittsgeld zahlen. Der Unterricht in dieser Anstalt wurde größtenteils von Seminaristen unter Leitung der Oberlehrer und des Musiklehrers besorgt; die Vorbereitungen für ihre Lehrstunden hatten sie niederzuschreiben, der Durchsicht ihrer Lehrer zu unterbreiten und dann zu verbessern.

Der Seminarist zahlte bei seiner Aufnahme 5 Rthlr. Eintrittsgeld, 20 Rthlr. zur Beschaffung von Büchern und Musikalien,

25 Rthlr. für Schreib- und Zeichensachen, Schuster, Schneider und Buchbinder, für das Leben im Seminar am 1. Tage jedes Quartals 10 Rthlr., am 1. Oktbr. jährlich außerdem 1 Rthlr. für Licht und Wärme. Dafür erhielt er Unterricht, Wohnung und Beköstigung, sowie Wäsche. Schuldenmachen wurde nicht geduldet. Die Zöglinge wohnten (1829) in 5 Zimmern, ihrer 9—14 unter Aufsicht eines Ältesten auf je einem. Ihre Kost war: Milchsuppe zum Frühstücke, Fleischsuppe zu Mittag, fünfmal die Woche 1/2 Pfd. Fleisch, dreimal ein Glas Bier, täglich Gemüse; abends Milch- oder Biersuppe, Salat u. ä. 1821 wurden für 3100 Rthlr. aus dem nun ganz übergebenen Minoritenkloster, in dem für drei Lehrer Wohnungen sowie Wirtschaftsräume vorhanden waren, ein sehr großer Musiksaal, ein Speisesaal und ein geräumiger, luftiger Schlafsaal hergestellt und ein über 4 Morgen großer Garten vor dem Thore zur Bestreitung der Küchen- und Stallbedürfnisse angekauft; die meiste Gartenarbeit besorgten die Seminaristen. Fähigere, zugleich bedürftige, Zöglinge konnten sich Aussicht auf eine Unterstützung von 20—30 Rthlr. im zweiten Jahre machen. Die Ausstattung des Seminars mit Sammlungen war der Dürftigkeit der Zeiten noch 1829 entsprechend: die Bücherei zählte 450 Bände (78 unter ihnen für Musik); die Sammlung von Mineralien, mathematischen und physikalischen Apparaten mußte als gering bezeichnet werden; dem Musikunterricht stand die Benutzung einer „sehr guten" Hausorgel, eines Flügelinstruments, 6 Pianos und einiger Klavierchorden, einiger Blasinstrumente und Geigen offen. — Der Lehrkursus war, wie bemerkt, ein zweijähriger; doch blieben, so lange der Raum es gestattete, manche Seminaristen gern länger. Am Freitag und Samstag in der zweiten vollen Märzwoche kamen der Vertreter des Provinzial-Schulkollegiums zu Münster, dem das Seminar unmittelbar unterstellt war, und je einer der Regierungen zur Prüfung der voll Ausgebildeten. Die Zeugnisse lauteten auf Vorzüglich — Gut — Genügend bestanden. Nach der Entlassung blieben die jungen Lehrer noch drei Jahre ihrer betr. Regierung zur Verfügung; wollten sie sich dieser Pflicht entziehen, so hatten sie bestimmte Kosten an das Seminar zurückzuerstatten. Der Seminardirektor reichte jedes Jahr einen ausführlichen Bericht über Münster in Berlin ein.

Oft erschienen Vincke oder Natorp auch zu besonderer Einsicht in die Verhältnisse. „Dankbarst," so heißt es in einer Schrift Ehrlichs, „hat das Seminar der öfteren Besuche des Oberpräsidenten, Sr. Excellenz des Wirklichen Geheimrates Herrn Freiherrn v. Vincke, und der ununterbrochenen amtlichen und außeramtlichen Teilnahme des hochverehrten Herrn Ober-Konsistorialrates Natorp an der Anstalt zu gedenken, indem dadurch die Lehrer Aufmunterung, Winke und Belehrungen in einer nicht immer offiziellen Form erhalten, die eben wegen der Humanität, mit der sie erteilt werden, zur freudigsten und sorgsamsten Beachtung verpflichten."

Aus dieser Skizze der ersten Einrichtungen des westfälischen Hauptseminars erkennt man einerseits allerdings wiederum die so notwendige wie weise Beschränkung rücksichtlich der Ziele auf Grundlage der damaligen Verhältnisse, anderseits aber den großen Fortschritt im Hinblick auf das bis 1816 zu Erreichende. Man vergleiche mit diesen Einrichtungen nur, was über Brandenburg und Westfalen bis auf jenen Zeitpunkt berichtet werden mußte! Wie das Ganze unter dieser, allerdings um so straffer gehandhabten, Beschränkung gedieh, darüber läßt schon ein Rückblick aus einer etwas späteren Zeit, setzen wir ein Jahrzehnt nach der Eröffnung des Seminars, urteilen. Bei der ersten Entlassungsprüfung 1818 machten 6 Zöglinge ihr Examen; 1819 schon elf; 1829 aber 38; im ganzen entließ man von 1818—29 zweihundertdreiundvierzig vollständig und wohl ausgebildete Lehrer, die nun in der Provinz mit ihren Pfunden unter dem Volke wuchern konnten. Von jenen 243 hatten 18 die Prüfung mit Vorzüglich, 172 mit Gut oder Sehr gut bestanden; nur drei mußten infolge nicht genügender Fortschritte oder ungeziemenden Betragens vorzeitig entlassen werden. Das waren Ergebnisse, deren sich die Pflichttreue vollauf freuen durfte.

Man konnte allmählich die gewünschten Leistungen des Seminars auch dadurch sichern, daß man an die Aufzunehmenden immer höhere und festere Anforderungen stellte, — Anforderungen, vor denen zum Teil die ehemaligen „Lehrer" in Brandenburg und Westfalen, wie wir sie kennen gelernt haben, zurückgeschreckt wären. Der Aspirant sollte 16 Jahre alt, ohne körperliche Gebrechen, in Westfalen gebürtig sein und mußte sich einer

Prüfung unterziehen: in Münster (vor Natorp), für Rgb. Minden in Bielefeld (vor dem Superintendenten Scherr), für Rgb. Arnsberg vor dem Soester Seminar; auch die unter Leitung des Superintendenten Romberg stehende Seminar-Vorschule zu Petershagen erhielt die Erlaubnis zu einer derartigen Prüfung. Über das Ergebnis entschied der Provinzial-Schulrat. Dem Aspiranten aber legte man nicht nur größere Lasten auf: man wollte ihm durch Rat und genaue Anweisung sie tragen helfen. Er sollte sich vor allem prüfen, ob er zum Lehramte tauge, und darüber mit seinen bisherigen Meistern besprechen. Sodann empfahl man ihm eine fleißige, andauernde Übung in den Gegenständen, die sich ohne solche Übung nun einmal nicht erlernen lassen, im Lesen, Schreiben, Zeichnen, Rechnen, in der Musik und im schriftlichen und mündlichen Ausdrucke; denn ohne einen bestimmten Grad von Fertigkeit in diesen Dingen könnte der junge Mensch nicht ins Seminar gelangen. Hierzu nun einige Anweisungen: Er solle z. B. geläufig und nicht ohne Gemüt lesen können; er könne aber mit seinem Lesen nur dann zufrieden sein, wenn das Lesen gerade so klinge, als ob er mit einem andern spreche. Darum wähle er zunächst ein kurzes, nach Sprache und Inhalt ganz leichtes Stück, lese es so lange durch, bis er es verstehe, d. h., ohne ins Buch zu sehen, wieder geben könne; dann folge das richtige Lesen von selbst; die Hauptsachen sollen durch die Betonung ins Licht gestellt, das Nebensächliche mehr oder weniger im Schatten gehalten werden. Schlechtes Lesen wiege das Denkvermögen in einen gefährlichen Schlummer. Der Aspirant suche sich also einen guten Lehrer; achte auch auf das Gespräch der Kinder, die noch keine Schule besucht haben, und merke sich, wie ganz natürlich sie betonen. Bei schriftlichen Arbeiten (Aufsätzen) komme es auf drei wesentliche Stücke an: den Stoff, die Anordnung, die Einkleidung; die letztere mißrate in der Regel, wenn die beiden ersteren nicht richtig gegeben seien; denn Knaben haben noch keine Ideen. Um orthographisch zu schreiben, folge er und traue er zunächst nur dem Auge; er merke sich die Laute, die in seiner Gegend etwa unrichtig gesprochen werden, und vergleiche sie mit dem Buche. Erst wenn das Sprachgefühl durch fleißiges Lesen erzielt sei, solle er zu einer guten, etwa Heyses, Grammatik greifen; denn die Sprachlehren seien nicht für Anfänger geschrieben.

Der angehende Lehrer solle auch Schriften heiteren Inhaltes wählen. „Der Schulmann muß nicht bloß vieles lernen, sondern auch ein fröhliches Gemüt haben, damit er desto leichter in der fröhlichen Kinderwelt zurecht komme." U. s. w. Die Anforderungen rücksichtlich der Fertigkeit und Kenntnisse in der Tonkunst — um über dieses Lieblingsfach Natorps noch besonders zu reden — müßten immer mehr gesteigert werden. Auf einen Elementarunterricht in der Musik könne sich das Seminar nicht mehr einlassen. Durch viele und mannigfache Übungen solle der Präparand im Gesange die Stufe erreicht haben, die etwa der Natorpsche 1. Kursus angebe; auf dem Klaviere leichte Stücke nach Logier und wenigstens 30 Choräle aus dem vierstimmigen Choralbuche ohne Anstoß, auch auf der Orgel einige leichtere Choräle spielen und das Pedaltreten erlernt haben; erwünscht sei einige Bekanntschaft mit Generalbaß, Tonarten, Intervallen, dem Dreiklang nebst Umsetzungen in harter und weicher Tonart.

Mit diesen Anforderungen, z. B. in der Tonkunst, denen die Präparanden nachkommen sollten, stelle man zusammen, was die Lehrer vordem auf Klavier und Orgel und im Gesange leisteten! Überhaupt aber wurde während verhältnismäßig kurzer Zeit in der Ausbildung der Lehrer eine Höhe, die früher ins Reich des Ideals gehörte, nicht nur erstrebt, sondern auch erreicht. Weil man den Umfang des zu Erlernenden knapp und genau umgrenzte, so konnte nun auch das Einzelne regelrecht von Anfang bis zu Ende durchgearbeitet werden. Die Kräfte, die das Seminar in seinen ersten Jahrzehnten nach der Neueinrichtung entließ, waren zum Teil noch unsere Lehrer; wir können also bestätigen, wie weit das Erstrebte Fleisch und Blut angenommen hatte. Noch erinnere ich mich des ersten mir erteilten Unterrichtes sehr wohl; der Lehrer war ein Mann nach Natorps Herzen: ein frischer, heiterer Führer der Jugend; ein begeisterter Freund des Gesanges und Spiels, so wie selbst im Besitze einer klaren, kräftigen Stimme. Den Gesang in der Schule und Kirche hatte er am Schnürchen; die Kinder sangen mit ihm nach Herzenslust; bei Versammlung des Schulvorstandes mußte wohl ein kleiner Sänger auf die Bank treten und allein singen, und ich gedenke noch des Stolzes, mit dem ich das „Kennt ihr das Land so wunder=

schön" mit dem Doppelschlag am Schlusse herausbrachte. Am 18. Oktbr. oder am Königsgeburtstage zog er mit uns auf die Höhen, um dort beim prasselnden Freudenfeuer aus Wacholder das Nonnesche Lied „Flamme empor" erbrausen zu lassen. — Das Lesen, Sprechen und Schreiben nahm er in sehr sorgfältige Schulung; seine besseren Zöglinge schrieben eine vorzügliche Hand, und ich habe mich späterhin oft darüber gefreut, zu sehen, wie orthographisch in der dortigen Gemeinde z. B. die geschäftlichen Abfassungen, wie Rechnungen, Quittungen, Briefe, auftraten, was man sonst oft genug vermißt. Dem damaligen Mangel an Lehrmitteln wußte unser Lehrer mit eigener Geschicklichkeit abzuhelfen. So verfertigte er unter Beistand seines Bruders, der Drechsler war, einen Globus aus Faßreifen um einen dicken Stock als Erdachse, die Oberfläche aus Papier; dieser Globus hatte, wenn mich meine Phantasie nicht täuscht, wohl ein Meter im Durchmesser. Das Bild Europas ließ er vor unsern Augen entstehen, indem er auf aneinander geklebten Papierbogen Land für Land einzeichnete und die Umrisse von Stunde zu Stunde mit kräftiger Farbe ausmalte. In jedem Lande ließ er uns ein Bild erkennen: in Frankreich z. B. ein stolzes Gesicht, bei dem die Bretagne die Nase, die Gironde den Mund, Paris das Auge abgaben; England verglich er einem eleganten Damenkleide; Afrika einer Reisetasche; Deutschland nannte er stets das Herz des Erdteils. Natürlich entzündete sich in uns für die langen Winterabende daraus das Vergnügen, ebenfalls Karten zu malen.

Ich habe auch Gelegenheit gehabt, späterhin vielfach mit ältern Lehrern aus der Soester Pflanzschule zu verkehren und muß gestehen: man konnte aus Unterredungen mit den Größen unter ihnen mehr pädagogische Erfahrungen, Lehrweisen und Kunstgriffe gewinnen, als aus Büchern, besonders, wenn man mit ihnen in ihre Schulen ging. Wie manche dieser Lehrer haben sich auch schriftstellerisch hervorgethan!

Kurz, man darf die Behauptung aufstellen, daß aus den Einrichtungen der neuen Pflanzschule und der energischen Handhabung der ihr erteilten Anweisungen in wenigen Jahrzehnten die schönsten Früchte und die segensreichsten Wirkungen auf die Bildung des Volkes und Volksgeistes hervorgediehen sind.

Die Ausrüstung zum Berufe will beim Lehrer vor allen von Begabung, Begeisterung und überhaupt von dem, was man Persönlichkeit nennt, getragen sein. Für einen Mann wie Natorp bildete die Persönlichkeit vielleicht gerade die Hauptsache. Nach seiner oft hervorgehobenen Grundanschauung, daß der Mann sein Amt, der Lehrer seine Schule ausmachte, richtete er sein Augenmerk zuerst auf den Geist, der ihm in einem jungen Lehrer entgegentrat. Wie er stets bemüht war, die Zöglinge für ihren schweren Beruf mit Mut und Freudigkeit zu erfüllen, so fand er bei seinen Besuchen und Prüfungen in den Seminarien sicheren Blickes diejenigen heraus, die er an die ihnen passende Stelle zu bringen hatte. Er wußte in seiner echt menschenfreundlichen Erscheinung die Seminaristen mit der hohen Anschauung, die er selbst vom Wesen und Ziele der Volksbildung auf gegebener Grundlage hegte, zu erfüllen. Und das ist gewiß beim Lehrer eine Hauptsache: gar zu oft ist er, nach Herkunft oder Vorbildung, wenn er auf ein einsames Dorf verschlagen wird, über die ihm damit gesteckte Grenze hinaus, oder aber er reicht, unter gesteigerten Verhältnissen, nicht bis an die Höhe der Anforderungen hinan; und in beiden Fällen bleibt er, bei der Einförmigkeit des Tagewerkes oder bei den mancherlei Mühen und Verdrießlichkeiten seines Amtes, nicht über Wasser. Freudigkeit aber für das Ziel des Berufes, Verstand für dessen Wesen und Betrieb geben ihm Kraft zum Ausharren und Weiterstreben: beides muß er aus der Vorbereitung ins Leben mitbringen. Freilich konnte nun Natorp, wie sich versteht, nicht viel mehr thun, als so zu sagen sein Siegel unter die Seminararbeit setzen, nur bezeugen, was die Lehrer der Lehrer fertig gebracht hatten. Aber es ist uns wohl von ehemaligen Zöglingen des Seminars versichert worden, daß schon sein Erscheinen, sein edles Antlitz, sein helles Auge, sein freundlicher Blick und die Kraft und der Verstand der Rede die Herzen der jungen Leute für das, was er ihnen zum Schlusse noch einprägen wollte, gewonnen haben. Von der Art, wie er mitunter bei den Lehrstunden eingriff, erzählt Balster ein Beispiel. N. las einmal mit den Zöglingen den „Frühling" von Klopstock. „Ich werde es nie vergessen", heißt es in der Lebensgeschichte. „Mit angehaltenem Atem saßen wir da: es war fast dasselbe Stück

nicht mehr. Als aber die Stelle kam „Und der geschmetterte Wald dampft", waren wir alle tief ergriffen. Scheu blickten wir um uns, als wenn das Wetter Gottes neben uns eingeschlagen hätte." Bei den Prüfungen verstand N. es meisterlich, den Examinanden die Angst zu benehmen, aus ihnen herauszuholen, was an Kenntnissen und Verständnis in ihnen steckte, aber auch durch Aufdecken des Mangelhaften und Unklaren sie zur Selbsterkenntnis zu führen und mit neuem Eifer zur Weiterbildung zu erwärmen. „Oft gestanden späterhin die Geprüften", erzählt Balster, „daß ihnen, während N. prüfte, alle natürliche Bangigkeit verschwunden wäre, und zwar infolge seiner geschickten, ermutigenden Fragen." „Die Prüfungstage waren keine Tage der Angst, sondern Festtage für die ganze Anstalt, und das wurden sie besonders durch seine Geschicklichkeit im Prüfen, durch seine Sachkenntnis und Humanität." Wenn man nun auch dieses überschwengliche Lob durch die unmaßgebliche Meinung beschränken möchte, daß es den Schulamtskandidaten wahrscheinlich noch angenehmer war, die Prüfung bestanden und das Befähigungszeugnis in der Tasche zu haben, so muß doch die außerordentliche Verehrung der Lehrer für einen Mann, der nur gelegentlich mit ihnen in Berührung trat, von der anziehenden Wirkung, die sein großes Wesen ausübte, als ein beredtes Zeugnis gelten. Dazu kam nun freilich, daß er namentlich die Prüflinge, die etwas Besonderes versprachen, selten aus den Augen verlor. Es geschah wohl, so wird uns erzählt, daß er auf seinen Dienstreisen jüngst entlassene Seminaristen, die gerade der Heimat zu wanderten, in seinen Reisewagen aufnahm, sich über ihre Verhältnisse und Aussichten mit ihnen besprach und ihnen Rat und Ermunterung mit auf den Weg gab. Mancher gute Lehrer verdankte eine rasche Beförderung dem Examen im Reisewagen; denn N. stand überall in freundlichem Austausche mit gleichgesinnten einflußreichen Männern, besonders an den Regierungen und unter den Geistlichen; wir brauchen nur an die ihm befreundeten H a s e n k l e v e r in Arnsberg, P i l g e r in Weslar, W i n z e r, K o o p, S a s s e in Minden, B ä u m e r, später Konsistorial- und Schulrat in Arnsberg, zu erinnern. Auch Natorps Mitwirkung für die Hebung ihres Standes und für die Aufbesserung ihrer Lebensbedingungen haben

die Lehrer stets dankbar anerkannt. Wenn Friedr. Harkort in seiner bekannten Denkschrift mit Grund und Recht auch noch in späterer Zeit über diese Verhältnisse bittere Klage erhob, so muß man für das erste Jahrzehnt nach den großen Kriegs- und Teuerungsnöten geltend machen, daß das preußische Land Mühe genug hatte, den dringendsten staatlichen Bedürfnissen entgegen zu kommen, daß z. B. auch, wie wir gelegentlich nachgewiesen haben, die Pfarrstellen größtenteils im Verhältnis keiner günstigeren Ausstattung sich erfreuten. Die Zeit kam ja, da man, wie Harkort es that, von der Landesverwaltung verlangen konnte, daß sie für das Volksbildungswesen reichere Mittel flüssig machte. Ähnlich, wie über diese Frage, mußten wir über das Maß der Ausbildung der Lehrkräfte in damaliger Zeit urteilen. Sie bedeutete auch bei einem noch zweijährigen Kursus einen großen Fortschritt. Überstürzung in Anhäufung des Unterrichtsstoffes oder unbesehener Einführung neuer Methoden und Systeme wäre auch damals noch ein Fehler gewesen. Natorp wollte in Westfalen wie in Brandenburg nur mit besonnener Wärme in das gute Neue hinüberleiten und, selbst kein Systemfechter, das Fortschreiten dem wachsenden Verständnis der Lehrer überlassen. Gilt nun immer der alte Satz, daß man den Mann an den Früchten seines Werkes erkennt, so giebt die wackere Lehrerwelt, die aus seiner Leitung heranwuchs und in Dorf wie Stadt so segensreich gewirkt hat, seinem Verfahren das schönste Zeugnis. Den einschneidenden System-Wechsel, der 1840 nach dem Tode des Kultusministers von Altenstein mit der Berufung Eichhorns eintrat, konnte er freilich, weil er sich zu einer freisinnigeren Richtung bekannte, nicht sehr warm begrüßen. Er blieb zwar die wenigen Jahre des noch übrigen Lebens trotz der Sehnsucht nach dem Ruhestande in seinem Schulamte, weil man seiner Art kein besonderes Hindernis in den Weg legte; aber aus seiner Anschauung der Dinge machte er auch kein Hehl.

Die Förderung des Gesanges war nach wie vor seine besondere Freude. Mit hoher Genugthuung konnte er wahrnehmen, wie namentlich die unter Engelhardt herangebildete Lehrerschaft sich eifrig in seine Methode fand, wie sie sich denn auch um die Pflege des Volks- und Kirchen-Gesanges in Schulen und Vereinen bemühete. Das märkische Lehrergesangfest,

das jetzt noch alljährlich in ihrem Kreise begangen wird, war ingleichem eine Frucht dieses neu erwachten Strebens. „Natorp“, sagt Balster, „war der regelmäßigste und zugleich aufmerksamste, seelenvollste Teilnehmer an unseren Festen, und seine Gemahlin begleitete ihn wiederholt beim Besuche derselben.“ Auch der König beehrte 1842 die damals in Hamm veranstaltete Aufführung mit seiner Gegenwart und Anerkennung. So hatte sich das von N. gepflanzte Bäumchen bald zu einer Zierde im Garten der westfälischen Lehrerwelt entwickelt. Da das katholische Seminarwesen eine Zeit lang unter seiner Aufsicht stand, so erstreckte sich seine Sorge um guten Gesang auch über die Anstalten zu Büren und Paderborn. Gleich nach Eröffnung des Seminars zu Büren,*) 1825, nahm er einen in Soest ausgebildeten Gesanglehrer zur Förderung der Sache mit dorthin. Als sehr bezeichnend für den Unterschied zwischen dem damaligen und gegenwärtigen Zeitgeiste mag hier noch eingeschaltet werden, was N. einmal an Bädeker in dieser Beziehung schrieb. Er habe, bemerkt er (1840), früher einmal den Erzbischof Spiegel darauf aufmerksam gemacht, daß jetzt die Zeit sei, in der Kölner, Münsterschen und Paderborner Diözese ein gemeinsames katholisches Gesang- und Choralbuch zustande zu bringen und einzuführen, zumal gerade zwei tüchtige Musiker zur Bearbeitung eines solchen Choralbuches da seien, nämlich Professor Antony zu Münster und Organist Knievel zu Lippstadt. „Spiegel sah dies wohl ein und hatte auch guten Willen. Er hat aber die Sache vergessen; dazu fehlte es ihm an ästhetischem Sinne und an Organ für Musik.“ Übrigens wurde Natorps Gesanglehre — ein Zeichen zugleich für die Achtung, deren er auch in katholischen Kreisen genoß — vom Vikar Rive am kathol. Pensionat zu Dorsten eingeführt. Diesen Rive wiederum schätzte N. besonders hoch; „schade,“ sagt er einmal, „daß ich einen solchen Mann nicht verjüngen kann.“ —

Auch außerhalb des amtlichen Verkehrs suchte N. Kräfte für die Pflege der Tonkunst zu gewinnen, wo sich ihm nur Gelegenheit dazu bot. 1834 schrieb er an Bädeker: „In diesen Tagen war

*) Das Seminar zu Büren wurde durch Kabinettsordre vom 30. Nov. 1823 mit einem Teile der Einkünfte des ehemaligen Jesuitenkollegiums, sowie dem Gebäude dieses Kollegiums ausgestattet.

ein junger Musiker hier, Namens Karl Klein aus Köln, ein Neffe des in Berlin verstorbenen Bernhard Kl., als Klavierspieler Hummels Zögling, als Organist des verstorbenen Schnabel zu Breslau. Er suchte Anstellung an einer Kirche mit großem Orgelwerke. Ich zeigte ihm ein ihm unbekanntes Stück des jungen Alquen aus Arnsberg, der jetzt Musiklehrer in Breda ist, ein recht schwieriges Stück; aber er spielte es auf den ersten Blick vom Blatte weg mit der größten Geläufigkeit auf meinem Flügel. Ebenso trug er auf der Orgel im Dome ohne vorherige Einübung das ihm vorgelegte Rinckſche Präludium 219 lit. C. noch besser, als ich es in meiner kleinen Schrift verlangt habe. Durch Organisten dieser Art kann man die liturgische Gestaltung des Kultus nach Herzenslust veredeln." — 1834 wurde ihm vom Gymnasialdirektor Thiersch zu Dortmund das von diesem gedichtete Preußenlied „Ich bin ein Preuße" übersandt, damit er sein Urteil über eine zu dem Gedichte passende Weise abgäbe. „Das Lied," schreibt er an Bädeker, „hat viel Beifall gefunden. Eine Melodie von Neithardt, die Thiersch für die beste hielt, hat er mir nicht mitteilen können, weil — sie ihm abhanden gekommen ist. Haben Sie diese Melodie vielleicht unter Ihren Musikalien? oder hat sie Herr Nedelmann (Musikleiter in Essen)? Eine andere von Greulich in Berlin will dem Dichter nicht gefallen; ebenso wenig eine dritte von Herrn v. Schorlemer auf Heringhausen bei Lippstadt. Sehr gut, meinte er, lasse sich das Lied singen nach einer, mir aber unbekannten, Weise zu dem Liede „Wo Mut und Kraft in deutschen Seelen flammen". Vielleicht aber gelingt es Herrn Nedelmann, zu diesem Liede eine recht deutsche und preußische Melodie zu setzen." — Wir fügen diese Bemerkungen auch aus geschichtlichen Gründen in gegenwärtige Lebensbeschreibung. Das eben erwähnte „Wo Kraft und Mut" (von Hinkel, 1815) ist uns ja aus den Studentenjahren recht wohl bekannt; dessen Weise aber stammt aus — dem Französischen; sie ist die der Romanze „Brûlant d'amour". Da nun die jetzt übliche Melodie des Preußenliedes von Neithardt nur eine Nachbildung des „Wo Kraft und Mut" ist, so singen wir ein Nationallied nach dem Muster eines Sanges unserer liebenswürdigen westlichen Nachbarn.

5. Familie und Freunde.

Die alte Wahrheit, daß sich Wesen und Art der Eltern in ihren Kindern widerspiegele, und die andere, daß sich von den Menschen, die einem Manne aus weiterem Kreise nahetreten, auf diesen selbst schließen läßt, vermögen uns, hier auch die Entwickelung der häuslichen Verhältnisse Natorps eine kurze Strecke weiter zu verfolgen. Diese Verhältnisse nahmen seit 1820 in rascher Folge ein vielfach neues Aussehen an. Im November jenes Jahres verlobte sich der Prediger Nonne zu Schermbeck mit Natorps zweiter Tochter Mathilde, die der Bräutigam, wie früher erwähnt, im Hause ihres ehrwürdigen Großvaters zu Gahlen kennen gelernt hatte. In einem launigen Briefe teilte Natorp das Ereignis seinem Freunde Bädeker mit: „Sie werden nun erfahren haben, daß die Nonnengeschichte meines Hauses mehr Grund und Wahrheit hat, als die Dülmensche. Es ist ja kein Mirakel darin, und das Faktum braucht weder von einer bischöflichen, noch von einer polizeilichen Behörde untersucht oder konstatiert zu werden. Gestern (2. Dez.) ist Herr Nonne zurückgereist. Das Pärchen war sehr glücklich, und wir mit ihm. Beider Charaktere passen sehr gut zusammen, und ich bin überzeugt, daß sie sich zum gemeinsamen Leben vortrefflich fügen werden." Diese Hoffnung ging auch vollauf in Erfüllung, so wie Natorp überhaupt das Glück hatte, an seinen Nachkommen das Wort zur That werden zu sehen: der Eltern Segen bauet den Kindern Häuser. Was er einmal über den Vater dieses seines ersten Schwiegersohnes schrieb: „Sein Leben ist ein schönes, edles Leben gewesen: schön und edel durch seine Liebe, durch seine Thätigkeit, durch seine verdienstvolle Arbeit, durch seine Freude an seiner Familie, durch den Besitz so vieler Herzen, die ihm innigst zugethan waren," — dieselbe Anerkennung haben dem Sohne gezollt, die ihn kannten. Dieser, Johann Heinr. Jakob Nonne, 1789 zu Lippstadt geboren, bildete sich auf der Hochschule zu Duisburg, wo sein Vater bis 1821 als Gymnasialdirektor wirkte, zum geistlichen Amte heran und wurde 1815 Prediger zu Schermbeck. Im Mai 1821 vermählte er sich mit Charlotte Mathilde Natorp. Berufstreue und Rednergabe zeichneten ihn bald so aus, daß ihn wiederholt Gemeinden des

bergischen und märkischen Landes zu gewinnen suchten. Er gab Hattingen den Vorzug. Kurz nach seiner Vermählung siedelte er in diese große Stadt- und Landgemeinde über, der er nun zeitlebens angehören sollte. Die übermäßig anstrengende Arbeit in ihr schien den Kräften des zartgebauten Mannes oft zu stark zuzusetzen; allein er wurde ihrer doch Meister und bekleidete obendrein die Würden eines Superintendenten der Hattinger Diözese und eines (Kreis-) Schulinspektors; ebenso war er beteiligt an der Herausgabe der „Evangelischen Zeugnisse aus der Grafschaft Mark". Bei der ersten Provinzialsynode nach der Neuordnung, am 18. Oktbr. 1835, hielt er zu Soest die Eröffnungsrede über „die kirchliche Gemeindeordnung nach ihrem Amte und Geist", auf Grund von 4. Mose 11, 16. 17; diese Predigt wurde durch den Druck veröffentlicht.

Natorp und seine Gemahlin kamen gern nach dem ihnen ohnehin durch schöne Erinnerungen lieben neuen Heim dieser ihrer Kinder, dem schön im Kranze herrlicher Berge gelegenen Ruhrstädtchen. Aus seinen Briefen an „das Nonnenkloster" haben wir wiederholt mitgeteilt. Einige Nachträge mögen, auch wegen der Innigkeit des Tones in diesen Briefen, willkommen sein. 1823, einige Tage nach seinem Geburtsfeste, zu dem ausnahmsweise keines der auswärtigen Kinder gekommen war, schrieb er: „Es sind wenigstens viele gute Geister um mich gewesen. Wenn ich aber einmal Gelegenheit habe, so will ich mich doch auf einen Sommertag umgeboren werden lassen. Daß ich am 12. Novbr. unter Sturm und Nebel ans Licht der Welt getreten bin, ist ein dummer, unüberlegter Streich von mir gewesen. Ich werde mich inskünftige hüten, wieder einen solchen Streich zu machen. Das Einzige, das mir an dieser Geburtstagszeit gefällt, ist die Martinsgans (es sind nämlich drei Gänse eingelaufen). Ich glaube, daß auch Dr. Luther bloß um dieser willen sich zu dieser Zeit eingefunden hat. Bekanntlich schmeckte es ihm gut in der Welt, weshalb die Welt auch ihn sich hat gut schmecken lassen. — Es ist nun gewiß wahr, daß ich 49 Jahre alt bin und 7 heilige Zahlen, nämlich 7 mal 7, in meinem Leben habe. Petersen hat dies ebenfalls gemerkt und mir zur Feier meines Geburtstages deshalb auch eine Abschrift von den sieben Paragraphen der reformierten

kleveschen Kirchenordnung und eines Liedes aus dem alten Gesangbuche über die sieben Greuel des Papsttums als Angebinde zugeschickt." Gelegentlich der Geburt eines Sohnes fragt er seine Tochter (1831): „Hat der Junge einen Namen mitgebracht oder erwartet er einen? Da jetzt das Alte Testament wieder gehörig in Flor gekommen ist, so rate ich, aus diesem den Namen herzunehmen: Assaph, Hamann, Jedithun, Holofernes, Methusalah, Magog, Puth, Chus, Madai oder ähnliche. Eine rechte Auswahl bieten die ersten Kapitel des 1. Buches der Chronika dar." — In Erinnerung an einen Besuch der Hattinger schreibt er 1836: „Ich freue mich, daß ich, jetzt 62 Jahre alt, noch einer so guten Gesundheit genieße, und mehr noch, daß mir mein Leben von Euch allen so sehr erheitert wird. Ich will es meinerseits darauf anlegen, daß ich noch lange der Meinigen mich erfreuen kann. Die herrlichen Tage des Oktober, in denen wir beisammen waren, sind noch fortwährend lebendig in meiner Erinnerung. Könnten wir doch öfter so beisammen sein!" —

Die dritte Tochter N.s, Bertha, war kaum ins 19. Lebensjahr getreten, als der Assessor Joh. Heinr. Wilhelm Lent um ihr Herz warb und Erwiderung der Liebe fand. Dieser als Rechtskundiger hervorragende Mann, ein echter Markaner nach Sinn und Wesen, der Sohn des Gerichtsdirektors Lent zu Soest (dort am 9. Septbr. 1792 geboren), hatte zuerst die Theologie in Göttingen studiert. Das Jahr 1813 unterbrach sein akademisches Leben. Als Freiwilliger in den Reihen der Vaterlandskämpfer wurde er bald Leutnant im 1. Westfäl. Landwehr-Infanterie-Regimente. Er machte noch den Winterfeldzug 1814 nach Holland mit. Beim Wiederausbruche der Feindseligkeiten zur Zeit der hundert Tage erhielt er die Führung einer Kompagnie. Er kämpfte mit in den Schlachten bei Ligny und La Belle-Alliance. Am Abende des ersteren Tages stand er unter den Preußen, die den Angriff der nachstürmenden französischen Artillerie und Reiterei zurückwiesen und hiermit Blüchers Rückzug deckten. Bei Waterloo drang er mit seinen Landsleuten auf Napoleons rechten von Lobau befehligten Flügel ein. Am 2. und 3. Juli 1815 war er in den Gefechten bei Jvry vor Paris. Als die Geschäfte des Friedens zurückkehrten, wandte er sich vom ursprünglichen zum Studium der Rechte. Savigny erkannte bald in ihm eine

bedeutende juristische Kraft und eine rasche Beförderung blieb nicht aus: 1823 wurde Lent Gerichtsdirektor zu Emmerich, 1829 zu Wesel, 1834 zu Dortmund, 1834 Hilfsarbeiter beim Ober-Tribunal und vortragender Rat im Justiz-Ministerium, 1839 Vize-Präsident des Oberlandsgerichtes zu Münster, 1841 (1. Januar) erster Präsident des Landes-Justizkollegiums, wie es damals hieß, des späteren Appellationsgerichtes, zu Hamm. Er war noch Assessor zu Hamm, 1822, als er seine spätere Lebensgefährtin kennen lernte und Natorps Schwager, den Justizrat Heinr. Heintzmann (vermählt mit Dorothea Heintzmann, Christianens Schwester), zum Vertrauten und Vermittler seiner Herzensangelegenheit machte. Heintzmann erfüllte die Freundschaftspflicht mit der wärmsten Befürwortung: „Er ist," schrieb er an seinen Schwager, „in jeder Hinsicht ein vorzüglicher Mann; er verbindet mit scharfem Verstande und ausgezeichneten Kenntnissen den rechtlichsten und edelsten Charakter. Ich spreche meine vollste, innigste Überzeugung aus, die jeder teilen wird, der Lent näher kennt: niemandem besser als ihm können Sie das Schicksal Ihrer Tochter anvertrauen." Nachdem Lent Bertha und ihre Mutter auf einer Reise in Dortmund gesprochen hatte, wandte er sich in eigenem Vortrage seines Wunsches an den Vater: „Ich habe hiermit eine große Bitte gewagt, und ich kann Ihnen für die bei deren Erfüllung übernommenen hohen und bedeutenden Verbindlichkeiten keine andere Bürgschaft geben, als mich selbst. Aber wenn Sie der aufrichtigen Versicherung eines Mannes Glauben beizumessen nicht anstehen, dann kann ich freimütig den unumstößlich gefaßten Vorsatz aussprechen, daß ich mich unablässig bestreben werde, das Glück Ihres Frl. Tochter auf eine dauernde Art zu gründen und mich deren, so wie Ihrer Liebe und Ihres Vertrauens in vollem Maße wert zu machen." Den folgenden Tag schrieb N. über diese Angelegenheit an seine Gattin nach Hattingen: „An das, was Du mir über Deine Gesichte und Rührungen sagtest, hatte ich kaum wieder gedacht, weil ich gewohnt bin zu meinen, daß die schöne, goldene Zeit, in der unsere Liebe entstand, mit ihren heiteren Erinnerungen ganz verschwunden sei, und daß die jungen Männer heutzutage da, wo man sonst ein offenes, freies Herz trug, ein Einmaleins führen. Diese zweite Liebe in unserm Familienkreise hat mir

durch mein Erfahrungssystem einen abermaligen Strich gemacht, doch ohne es umzustoßen, indem ich nach wie vor erkläre, daß die rechten, tüchtigen Liebeshändel heutzutage doch nur seltene Ausnahmen von der Regel sind. Ohne Zweifel wirst Du nun mit Bertha, oder vielmehr wird Bertha mit Dir sprechen. Ich für meine Person kenne den Assessor Lent nur aus einem flüchtigen Begegnen und Gespräche. Nach Heinrichs Brief, dem ich traue, kann aber nur Gutes von ihm gedacht werden. Dem Herzen meiner Kinder steht, wie Du weißt, meinerseits nie ein Hindernis entgegen, wo nichts Unrechtes begehrt wird. Das kannst Du Bertha vorläufig sagen. Sie wird so klug sein, wenigstens noch 5 Jahre zu warten und nicht, wie ihre Schwester Mathilde, als eine Minorenne in alle Welt gehen." Die Antwort an Lent schloß mit den Worten: „Erwidert meine Tochter mit ganzem Herzen Ihre Liebe, und sind Ihre Eltern mit Ihrer Wahl einverstanden, dann empfangen Sie hiermit von dem Vater und der Mutter Berthas das Wort der Einwilligung und den aus vollem Herzen gesprochenen Segen. Es gereicht mir zur Freude, durch Ihre Vereinigung mit meiner Tochter einer Familie, die mir seit vielen Jahren als ehrenwert bekannt und zum Teil schon lange befreundet ist, näher zu kommen. Und ebenso erfreulich ist es mir zu wissen, daß der Bund, den Sie und meine Tochter geschlossen haben, ohne fremdes Einwirken, bloß aus gegenseitiger persönlicher Zuneigung hervorgegangen ist. Nach eigener, heutzutage doppelt geltender, glücklicher Erfahrung sehe ich hierin die Bürgschaft des häuslichen Glückes, das meiner Tochter durch Sie und Ihnen durch meine Tochter zuteil werden wird. Gott segne Sie, mein teurer Freund!" Einige Tage nachher schrieb er an Christiane: „Der Herr Oberpräsident hat hier mit großer Freude Berthas Verlobung unter die Leute gebracht. Eylert, an den ich soeben Geschäfte halber schrieb, habe ich gemeldet, es sei in meinem Hause eine Feuersbrunst ausgebrochen und bis jetzt nicht zu löschen gewesen. Ja, es komme niemand zum Löschen herbei, und unter Freunden und Nachbarn gebe es solche, die lieber selbst mit in Brand geraten als löschen wollen. Zum Glück sei bei dem Brande weder mein Haus, noch die Stadt Münster in Gefahr, — weil das Feuer ein Liebesfeuer sei. Ich habe ihn ersucht, unsern

Potsdamer Freunden Nachricht zu geben.“ — Das Brautpaar wartete nun doch nicht so lange, wie der Vater geraten hatte; denn am 14. Febr. 1824 wurde der Grund zu einem glücklichen Ehebunde durch die Hochzeit zu Münster gelegt. Auf kurze Zeit ist, wie schon bemerkt, Lent auch der Mitbürger seines Schwiegervaters gewesen, 1838—1841 als Vize-Präsident des Oberlandsgerichtes zu Münster. „Doppelt angenehm,“ sagte Natorp in einem Briefe an Bädeker, „ist mir Lents Anstellung hier, da er sich selbst gar nicht um die Stelle beworben, ja, nicht einmal zu ihr gemeldet hat. Der Justizminister allein hat die Sache aus eigenem Antriebe besorgt und Lent durch diesen Beweis seiner besonderen Hochschätzung überrascht.“ Als Lent, zu der höchsten richterlichen Stelle des Oberlandsgerichtsbezirks Hamm befördert, nach dieser Stadt übersiedelte, blieb der rege häusliche Verkehr mit den Eltern zu Münster bestehen und erhielt obendrein ein lebendiges Verbindungsglied durch seine älteste Tochter, die von früher Jugend an im großelterlichen Hause lebte. Ihm war es vergönnt, am 3. Januar 1866 das goldene Dienstjubiläum inmitten einer großen Zahl warmer Verehrer aus allen Ständen zu begehen. Bei dieser festlichen Gelegenheit konnte er den Rückblick auf seine Zeit mit den Worten geben, sein ganzes Leben hätte er danach gestrebt, Recht zu sprechen und Gerechtigkeit zu üben ohne Ansehen der Person, und nach dem Spruche: Fürchte Gott, thue Recht, scheue niemand — gewirkt zu haben. Dieser Spruch, den einer seiner Vorfahren auf das Titelblatt seines alten lateinischen Wörterbuches geschrieben hätte, wäre der Talisman seines Lebens geworden. — Nach seinem Hinscheiden schrieb ein Nachruf im Westf. Anzeiger vom 19. Febr. 1868: „Humanität im edelsten Sinne des Wortes war bei ihm mit der größten Gerechtigkeit gepaart. Wenn es eines Tadels bedurfte, von wem mochte ein ihm Untergeordneter ihn lieber entgegen nehmen, als von ihm, dessen geistige und wissenschaftliche Überlegenheit jeder anerkannte? Er bekleidete nicht nur die erste Stelle im Kollegium, er war in diesem unbestritten auch der Erste; und einen solchen Vorgesetzten erkennt jeder an. Sein ganzes Wesen war zudem von der reinsten Vaterlandsliebe durchweht. Seine religiösen Anschauungen beruheten auf ernster philosophischer Forschung; die

Klarheit des Erkennens stand ihm über dem Halbdunkel der Ahnung. Als das Hauptverdienst des 18. Jahrhunderts hob er hervor, daß es die Menschen wieder denken gelehrt hätte." — Ein vielumfassender Geist, schritt er überall mit der Zeit voran; besondere Aufmerksamkeit schenkte er den riesenhaften Leistungen der Naturwissenschaften, denen er nach den Freiheitskriegen anfänglich auch sein Lebensstudium widmen wollte. Den Sachverständigen gilt als besonders segensreich seine Thätigkeit an der Spitze des Oberlandsgerichtes, „nicht bloß nach der Seite der Rechtsprechung, der Justiz-Verwaltung und Organisation" (seine große Gabe hebt jener Nachruf hier besonders rücksichtlich der Umgestaltung der Gerichtsbezirke nach den Gesetzen von 1849 hervor), sondern vor allem auch nach der Richtung seiner Wirksamkeit als Führer und Vorbild für die jüngeren Juristen, deren praktische Heranbildung ja ebenfalls seiner Überwachung anheimgegeben war. „Sie alle zollen ihm den wärmsten Dank, und da an allen Gerichten der Mark seine Jünger am Werke der Findung des Rechts wirken, so wird sein Geist, der Geist des wahren Rechtsgelehrten, wie der Geist des echten altpreußischen Beamten, noch lange zum Segen seiner Heimat lebendig bleiben." — Im Kranze seiner Lieben fehlte aber dem so hoch Verehrten bereits diejenige, deren Mitfeier ihm jenen Ehrentag zu einem Feste ungemischter Freude erhoben hätte; seine heißgeliebte Gattin hatte schon drei Jahre zuvor das Auge für diese Welt geschlossen.

Von Natorps Kindern blieben zwei, die älteste Tochter Alwina und der zweite Sohn Eduard, nachmals Justizrat zu Bochum, unvermählt. Aus den Häusern der übrigen erwuchs ihm im Laufe der Jahre eine reiche Schar von Enkeln und Enkelinnen, denen seine Liebe mit gleicher Wärme ins Leben folgte.

Sein ältester Sohn, Gustav Ludwig, war unter den sieben Kindern dasjenige, das nur die erste Jugendzeit unter dem elterlichen Dache verlebte. Schon die Kriegsunruhen der Freiheitsjahre hatten den Knaben in den Ernst des Lebens geworfen. 1814 wurde er dem Friedrich-Wilhelmsgymnasium zu Berlin übergeben; bis 1818 lernte er dort in dem unter des Vetters Hecker Leitung stehenden Alumnate. Eine Rede, die er beim Abgange zur Universität als Primus omnium zu halten hatte, verrät schon die Frische und Selbständigkeit, die ihn sein ganzes

Leben hindurch kennzeichnete. Der alte Großvater in Gahlen hatte eine besondere Freude an dieser Rede, wie an dem jungen Mann selbst. Sehr treffend schildert den Jüngling ein Brief an die Mutter aus der Gymnasiastenzeit (1816): „Ich war auf meiner Reise gerade in Magdeburg, als unser König seinen Einzug hielt. Ich stand am äußersten Thore der Zitadelle, wo sich eine große Menschenmenge angesammelt hatte, und dachte, daß die Magdeburger, sobald der König kommen würde, ihm ein tüchtiges Vivat brächten. Sowie der König uns gerade gegenüber ist, fange ich dann aus allen Kräften — und Du weißt, daß ich eine gute Stimme habe —, an, ein Hurrah zu schreien, daß alle Leute mich ansahen. Aber keiner ruft mit. Du kannst Dir leicht die Verlegenheit denken, in die ich geriet; die Leute lachten mich aus. Ich konnte mich nun nicht enthalten, ihnen zuzurufen: Ihr seid Franzosen und wollt nur immer Euer Vive l'empereur schreien, wie Ihr es gethan, als der Bonaparte in Euerer Stadt war! Dann machte ich mich auf den Weg und begleitete den König in die Stadt." Nach wohlbestandener Prüfung marschierte der Jüngling 1818 von Berlin gen Münster, um endlich einmal die Eltern wieder zu sehen. Als er nach 9 Tagen abends müde in Warendorf anlangte, war seine Wegzehrung bis auf 2 Groschen zusammengeschrumpft. Rasch entschlossen, wanderte er jedoch die Nacht weiter, bis er in aller Frühe am 1. Oktbr. 1818 Münsters „schöne Türme" dämmern sah. „Wir freuen uns," konnte sein Vater damals an Bädeker schreiben, „seiner Gesundheit und seiner unter den großen Zerstreuungen der Residenzstadt unverdorben gebliebenen Gemütsart. Er ist an Leib und Seele gesund. Er blüht wie eine Rose und hat jugendlichen Sinn behalten. Gott gebe, daß er ferner gut gedeihe! Es muß schrecklich sein, wenn Eltern für ihre vielen Sorgen von den Kindern zuletzt Kummer und Herzeleid zum Lohne wird." In der That konnten die Eltern getrosten Mutes ihn auf das bewegte Meer des studentischen Lebens hinausziehen lassen. Er war ja ein echt deutscher Student, voll Lebensmut und toller Streiche, ein allzeit bereiter fröhlicher Wanderer, geschickt zu Pferde und auf dem Fechtboden; aber die gute Art, die in ihm steckte, die haftenden Eindrücke, die er aus dem elterlichen Hause mit hinaus trug, und der Geist der treuen Eltern geleiteten ihn

sicher durch alle Klippen. „Bleibe fromm,“ dieses Abschiedswort, mit dem sein Vater gewöhnlich die Kinder in die Welt und ihn damals zur Universität entließ, war sein unverrückter Leitstern. Der Vater, der so manchen Schulmeister und so manches Kind seiner Gemeinden zur Gottes- und Menschenliebe erzogen hatte, konnte mit hoher Freude auch auf das Erziehungswerk im eigenen Hause blicken; ihm blieb, was er als „das Schreckliche“ bezeichnete, zu kosten erspart.

Es ist ganz erstaunlich zu sehen, zu welchen Leistungen den jungen Menschen die deutsche Wanderlust begeistert hat. Schon als Gymnasiast war er durch Brandenburg und Pommern nach Rügen gewandert, von dort nach Stettin zu Schiffe bei stürmischer Fahrt, von Stettin nach Berlin zu Fuße zurückgekehrt. Weiterhin erzählt sein Tagebuch von Kreuz- und Querfahrten durch Thüringen und den Harz, durch Sachsen und Böhmen, Schwaben, Tyrol und die Schweiz; alles brachte der fröhliche Student wandernd hinter sich, „mit dem bunten russischen Hemde auf der Haut, zwei Pistolen im Gürtel, dem Ziegenhainer in der Hand, gleichgesinnten Freunden zur Seite.“ Auch die Reise von Münster nach seiner ersten Universitätsstadt Halle legte der Mulus zu Fuß zurück.

Morgens 3 Uhr am 18. Oktober 1818 langte er auf dieser Wanderung in Jena an. „Um 6 wurden wir durch das Geläute der Glocken geweckt. Über 100 Hallesche Studenten waren zur Feier des vaterländischen Gedenktages angekommen. Gegen 9 Uhr versammelten wir Studenten uns auf dem Marktplatze, wo ein Bursche redete, und von da ging es zur Kirche, wo Schott die Predigt hielt. Mittags wurde mit den Professoren unter freiem Himmel gespeist, nachmittags der Turnplatz besucht und abends ein großer Fackelzug nach einem hohen Berge veranstaltet; den Schluß bildete ein mächtiger Kommers, der erste, dem ich beiwohnte. Am folgenden Tage zogen wir Hallesche Studenten sämtlich nach dem Saal-Athen ab.“ — „In Halle herrschte ein recht liederliches Leben unter Philistern und Studenten, so daß man es wohl das kleine Paris nannte und die Stadt für jeden Jüngling, der nicht festen Charakters, höchst gefährlich werden konnte. Unter den ernsteren Studenten aber bildete sich eine Verbindung, die vom Senate genehmigt war: die Burschen-

schaft; sie hatte zum Zwecke, das moralische Leben der Studenten zu bessern, gegen alles unordentliche Wesen derselben aufzutreten, die Paukereien zu beschränken und Einigkeit unter den Studenten zu befördern. Dadurch wurde das Burschenleben äußerst verschönert: brüderliche Freundschaft, Du-Komment, Beseitigung alles Ranges- und Standesunterschiedes, Fleiß und Fröhlichkeit herrschten unter uns, und der Senat beförderte unser Streben durch große Freiheiten." Nach diesem feurigen Ergusse bemerkt das Tagebuch des Jünglings lakonisch: „1819 am 8. Januar in die Burschenschaft aufgenommen, 1819 am 14. Februar die Burschenschaft aufgelöst." Da er mittlerweile, um seiner Waffenpflicht zu genügen, beim 26. Infanterie-Regimente als Freiwilliger eingetreten war und seine Soldatenpflichten so trefflich erfüllte, daß ihm der General den Vorschlag machte, er solle Soldat werden, und ihn als Offizier bei der Landwehr entließ, so wurde er vor den für manchen jungen Mann damals so schlimmen Folgen des Beitrittes zur Burschenschaft bewahrt. In der Theologie, seinem Berufsstudium, wandte er sich bald — trotz des in Halle noch herrschenden Rationalismus — einer orthodoxen Richtung zu, die dann in ihm wohl durch häufige Einkehr im Krummacherschen Hause zu Bernburg, durch die Freundschaft mit den beiden ältesten Söhnen desselben und den Besuch der Universität Tübingen (seit 1820) weiter begünstigt wurde. Im pfarramtlichen Leben und unter dem wachsenden Einflusse des orthodox-pietistischen Zeitgeistes wurde er ein fester Verteidiger der strenggläubigen lutherisch-kirchlichen Theologie, so wie, im politischen Kampfe, des schwarz-weißen Konservativismus.

Seine Tüchtigkeit und sein frisches Wesen, verbunden mit einem festen, fröhlichen Glauben und volkstümlicher Rednergabe, schufen dem wackeren jungen Manne rasche Erfolge nach der Zeit der Hochschule. Bereits 1822 wurde er von den 564 Wählern der großen Landgemeinde des Dörfchens Wengern an der Ruhr einhellig zum Pfarrer erkoren; sein Vorgänger war der eben in den Ruhestand versetzte Vater der, allen Hausfrauen und denen, die es werden wollen, wohlbekannten Schriftstellerin Henriette Davidis; sein Amtsgenosse ein Bruder des väterlichen Freundes Petersen. Die Freude zu Münster über die Wahl war so groß, wie sie überraschend kam. „Als ich zuletzt," so

berichtete Natorp an Bädeker, „an Sie schrieb, waren wir hinsichtlich unseres Gustav voll Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Er war zu meinem Geburtstag auf kurze Zeit hier, konnte uns aber damals nichts weiter melden, als daß nächstens in Wengern und Ende die Wahlen gehalten würden. Als ein paar Tage nach der Wahl keine Nachricht bei uns eingelaufen war, hatten wir uns schon darauf gefaßt gemacht, mit der nächsten Post zu vernehmen, daß er an beiden Orten durchgefallen wäre. Da erschien nun aber ein Brief zuerst von meiner Schwester zu Ende, dann von ihm selbst die Meldung, er wäre einhellig zu Wengern gewählt worden. Daß die „Quarre" der Pfarre bald folgen werde, ist vorauszusehen. Der Junge hat es dem Alten gleich thun wollen; es ist ihm aber nicht gelungen; denn ich hatte die Pfarre und die Quarre, als ich 22 Jahre alt war; er ist aber 25 darüber alt geworden; nun wird er mich nimmermehr erreichen."

Mit der „Quarre" hatte es folgende Bewandtnis. Schon während der Gymnasialzeit und öfter noch als Student zu Halle war G. Natorp in dem altbefreundeten Krummacherschen Hause zu Bernburg als gern gesehener Gast erschienen. Aus einer unschuldigen Jugendfreundschaft mit Krummachers ältester Tochter Maria (geb. 13. September 1799) erwuchs in beider Herzen die Gewißheit gegenseitiger Liebe.

Endlich schrieb Dr. Krummacher an seinen Freund zu Münster: „Ich gestehe nun offen und unverhohlen, daß ich wünsche, daß Sie dieser frommen und reinen Liebe nicht abgeneigt sein mögen. Groß Geld und Gut haben die beiden nicht, aber wohl festen Sinn und Charakter beide in nicht geringem Maße. Gustav hat noch kein Amt, und es kann noch eine Zeit währen, ehe er dazu gelangt, und dann ist's vielleicht eines mit schalen Einkünften. Das ist aber ihre Sache, und mögen sie sich dann strecken nach der Decke, wie wir auch haben thun müssen. G. ist mir und meiner Frau ein Sohn nach unserm Herzen und wird gewiß ein tüchtiger Seelenhirt werden; aber auch Maria, die von jeher einem Geistlichen die Hand zu geben wünschte, ist ein Mädchen, des besten Mannes nicht unwert, sinnig, still, fest und fleißig, sparsam und genügsam." — Natorps Antwort liegt nicht vor. In welchem Sinn er aber Krummachers Bedenken hinweggeräumt

hat, geht aus Briefen an Bädeker hervor: „Die Verbindung meines Sohnes mit Marie Kr. ist ganz nach meinem Wunsche.“ — „Gustav wird gegen Pfingsten (1823) seine Fahrt nach Bernburg machen, um ad modum anderer Männer zu Verstande zu kommen. Ich reisete von Grund meines Herzens gern mit nach B., kann aber nicht: teils scheue ich die Abwesenheit von hier, teils die Postmeister und Gastwirte, die einen nicht ohne baare Bezahlung passieren lassen.“

Am 7. Februar 1823 weihete ihn der Vater in dem uralten Dorfkirchlein zu seinem Amte.

Die Vermählung des Sohnes mit Marie Krummacher wurde am 2. Pfingsttage (19. Mai) in der Schloßkirche zu Bernburg vollzogen. „Ein schöneres Paar,“ schrieb Bädeker, der dieser Feier beiwohnte, „wird es nicht leicht geben.“

Der Parabeldichter hatte über diesen seinen ersten Schwiegersohn geurteilt: „Er ist ein kräftiger, immer sich gleicher, heiterer und frommer junger Mann. In allen Kenntnissen, die sein Amt erfordert, hat er einen guten Grund gelegt; dabei zeigt er einen klaren, schnellen Blick in alle Verhältnisse, eine große Hochachtung vor dem Predigeramte und einen kindlichen Glauben an Gottes Wort und an Christum den Herrn.“ Und ein anderes Mal: „Ich habe diesen fröhlichen, offenen und herzigen Jungen so lieb, als ob ich ihn geboren hätte.“ In gleicher Wärme schätzte ihn und schätzt ihn noch seine ländliche Gemeinde, der er unter großen Beschwerden bis an die Ruhezeit (1860) ununterbrochen diente, obschon wiederholt der Ruf in andere Ämter an ihn erging. Ein liebevolles Andenken bewahrt sie aber auch seiner edeln Lebensgefährtin, die sich aus den Bernburger Hofsitten zum Verwundern schnell und leicht in die etwas rauhe Ländlichkeit und die bäuerlichen Verhältnisse gefunden hatte und eine Pfarrerin nach dem Herzen Gottes wurde. Die Oberbehörden und die Amtsbrüder würdigten G. Natorps Gaben namentlich für die praktische Seite des geistlichen Berufes. Er wurde (Kreis-) Schulinspektor und wiederholt Superintendent der Diözese Hattingen. Gelegentlich der Huldigungsfeier 1840 schickten ihn die Geistlichen des Regierungsbezirkes Arnsberg als ihren Vertreter nach Berlin. Als Assessor (stellvertretender Vorsitzender) der Westfälischen Provinzialsynode wohnte er 1846 der

Berliner Generalsynode bei, die eine Art Vertrauensrat des Königs während der damals hochgehenden Wogen der freireligiösen Bewegungen bilden sollte, übrigens ziemlich ergebnislos auseinander ging. Er saß damals auf dem orthodox-lutherischen Flügel der Versammlung. Viel Streit und Sorgen bereiteten ihm außer den erwähnten freireligiösen Wirren auch die sektiererischen Schwärmereien der Taufgesinnten, die in der Gemeinde eine Zeit lang großen Anhang fanden (vgl. S. 159). Auch die politischen Reibereien schlugen mit starker Wucht in das sonst so stille ländliche Leben; geschah es doch einmal, daß dem ausgeprägt altpreußisch gesinnten Prediger nächtlicherweile die Fensterscheiben eingeworfen wurden, wobei ein Stein das Bildnis seines Schwagers, des Elias-Predigers Dr. F. W. Krummacher, zertrümmerte. — Die letzten Jahre verbrachte der emeritierte Pfarrer zu Düsseldorf, wo sein zweiter Sohn als Prediger stand.

Frische, tüchtige junge Männer, gleich diesem ältesten Bruder, traten auch Eduard und Alfred, Natorps andere Söhne, ins Leben. Eduard, der Mutter Liebling, besuchte die Hochschulen zu Bonn und Heidelberg als Studiosus der Rechte. Damals sowohl, wie im späteren Leben, wußte er sich überall die Herzen zu gewinnen. Wenn der Vater über ihn schrieb: „Er ist fleißig, frugal und vergnügt," so rechtfertigte er dieses Zeugnis auch als ein wegen seiner Tüchtigkeit und Rechtlichkeit allgemein geschätzter und gesuchter Anwalt. Er lebte, wie nachmals sein Bruder Alfred, zu Bochum. „Justizrat E. Natorp," so schrieb Herr Dr. jur. Friedr. Hammacher über ihn, „war ein wegen der Reinheit seines Charakters hoch geachteter und beliebter Mann. Ich lernte ihn in den 50er Jahren kennen. Der Wahlkreis Bochum-Dortmund wählte ihn in das Abgeordnetenhaus, als die sog. liberale Ära eintrat. Hier gehörte er zur altliberalen Partei (v. Vincke) und saß neben Friedr. Harkort. Bei der Abstimmung über die Militärvorlage war er der entschiedenste Gegner derselben und ging getrennt von seinen Freunden, mit von Hoverbeck." —

Alfred, das jüngste aller Geschwister, besuchte, nachdem er den ersten Winter nach der Gymnasialzeit unter der Leitung des Vaters Bibelstudium und Hebräisch getrieben hatte, als Theolog die Universitäten Bonn (1825) und Berlin (1826). Ein eifriges Mitglied der Burschenschaft, entging er der damaligen Dema-

gogenverfolgung nicht ganz, kehrte aber noch rechtzeitig in die Heimat zurück, nachdem er die erste theologische Prüfung zu Berlin „sehr gut" bestanden hatte. Aus seiner akademischen Zeit liegt eine Reihe von Briefen der Eltern vor; diese Briefe verbreiten über ihre innigliebevolle und weise Leitung der Kinder ein neues schönes Licht. Dort finden wir zunächst eine Anleitung zum Studium der Theologie, in der der Vater sich auch auf dem Felde des höheren Unterrichtes als den echten Pädagogen kundgiebt: „Die Exegetika, als Basis der ganzen Theologie, hast Du zunächst und fortwährend zu betreiben. In Hinsicht des Hebräischen kann das Kolleg, das Du angenommen hast, durchaus nicht genügen; Du mußt Dir nicht nur Gelegenheit zum täglichen Studium der Grammatik suchen, sondern auch mit irgend einem Kameraden täglich ein oder ein paar Kapitel aus der Bibel lesen, zunächst die leichteren historischen Bücher, dann die Psalmen, und zwar kursorisch, um recht bald copiam verborum und Fertigkeit im Lesen und Verstehen zu gewinnen. Das, was Du gelesen und verstanden hast, mußt Du dann in einer andern Stunde rasch wieder durchlesen, laut für Dich, um das Erlernte fester einzuprägen. Wie Du bei jedem biblischen Buche die series rerum aufsuchen und Dir einprägen könnest, hast Du hier schon erlernt. Wenn Du in der Kirchengeschichte bis zur Geschichte der Reformation gekommen bist, dann lies auch Marheinekes Werk, das besonders deswegen interessant ist, weil es so vieles mit den eigenen Worten der Männer jener Zeit und der Urkunden erzählt. Wo von der Augsburger Konfession, den schmalkaldischen Artikeln, von Luthers Theses die Rede ist, da mußt Du Dich mit dem Anhören und Lesen der Erzählung nicht begnügen, sondern diese Stücke selbst in extenso lesen und Dir den Inhalt genau und in seinem Zusammenhange merken. Ebenso mußt Du es machen mit den wichtigsten Stellen, die aus den Kirchenvätern zitiert werden. Zu solchem Nachlesen der Quellen bietet die Universitätsbibliothek eine Gelegenheit, die man nachher so leicht nicht wieder findet. Mit praktischen Arbeiten, als Predigten, Predigtentwürfen u. s. w., mußt Du Dich noch gar nicht befassen; sie unterbrechen und hindern anfangs gar zu sehr das wissenschaftliche Studium. Das Einzige, das ich Dir in dieser Hinsicht raten mag, ist, daß Du Sonntags

eine oder zwei gute Predigten liesest, z. B. von Reinhard, Zollikofer, Reche, Dräseke, Harms und Lavater „Über das Buch Jonas“ wegen ihrer Popularität, — die von Dräseke und Harms wegen ihrer anschaulichen und eindringlichen Darstellung, die der drei anderen wegen der logischen Ordnung und der Deutlichkeit und Bestimmtheit der Begriffe. „Wenn man gute Predigten hört und liest, seine wissenschaftlichen Studien gründlich betreibt, sich beständig im Verkehr mit anderen einer guten, edeln Sprache befleißigt, seine schriftlichen Aufsätze mit Fleiß abfaßt, sich an edlen äußeren Anstand gewöhnt, so giebt sich das, was man durch Übungen im Predigen erreichen will, von selbst. Übrigens heißt es mit Recht: Pectus est quod disertos facit;*) — man muß nur dafür sorgen, daß Pectus recht voll werde von gründlicher Erkenntnis, Einsicht, Überzeugung und Interesse für die Sache. Die Erfahrung beweiset es schon, daß das gründlichere theologische Studium jetzt wieder einen besseren Schwung bekommt, und daß man hoffen darf, geschicktere Pfarrer in die Kirche senden zu können. Nur mit der Geschicklichkeit zu einem guten Kanzelvortrage und überhaupt zu gutem mündlichem Vortrage und ebenso mit der Geschicklichkeit in gutem Katechisieren will es noch nicht recht voran. Die mehrsten jungen Leute vernachlässigen diesen Punkt so sehr, daß man sie auf der Kanzel und beim Unterrichten nur mit Befremden und Widerwillen anhören kann.“ — Die gewissenhafte Befolgung dieser einfachen Hodegetik brachte dem jungen Manne zwei mit Auszeichnung bestandene Staatsprüfungen ein.

„Wie steht es,“ heißt es nun in einem anderen Briefe, „zu Bonn um die burschenschaftlichen Verbindungen? Welche traurigen Folgen sie jetzt haben, hast Du zur Genüge wahrgenommen. O., nach dem Du Dich erkundigst, ist zwar im Examen bestanden; aber das Zeugnis mußte bis zur Entscheidung des Ministers zurückbehalten werden, weil O. an untersagten Verbindungen teilgenommen hatte.“ Schlimmer noch als bei diesem O. strafte sich die Teilnahme an den burschenschaftlichen Bestrebungen bei einem Vetter, der 1836, weil er „um hochverräterische Tendenzen gewußt und sie nicht angezeigt hätte“, zu neun Jahren Gefängnis

*) „Das Herz macht beredt.“

verdonnert wurde und dann noch glücklich genug war, 1838 durch die Gnade des Königs von der Haft befreit zu werden.

Ein anderer Brief, 16. Mai 1825, läßt wieder in das heiterernste Gemüt des Vaters blicken: „Die Mutter ist in Wesel. Dort hatte man eine Ausfahrt nach der Diersforter Kirmes geplant. Aus dieser Kirmesfahrt aber ist nichts geworden. Abends zuvor nämlich, am 1. Pfingsttage spät um 11 Uhr, ist eine ganz fremde Person in Lents Haus gekommen, die einen gewaltigen Rumor angefangen und sich förmlich etabliert hat, als wenn sie in die Familie gehörte. Man hat kein Wort mit ihr sprechen können, weil sie weder deutsch, noch französisch, noch lateinisch verstand. Der Spektakel dauert noch immer fort. Ein Brief von der Mutter, der heute morgen ankam, verbreitete endlich Licht über die Sache. Jene fremde Person ist ein Töchterchen, das bei Lents glücklich ans Tageslicht gekommen ist. — Auf diese frohe Nachricht muß ich nun aber eine Trauernachricht folgen lassen. Am Sonnabend nachmittags ist die Oberpräsidentin von Vincke von uns geschieden. Sie befand sich an diesem Tage nach Umständen wohlauf. Sie ließ sich von M^lle Hinzpeter einen Brief vorlesen und noch etwas Ergötzliches erzählen; da verspürt sie, daß ihr wieder etwas Blut in den Mund kommt; sie versucht es auszuspeien und — ist tot. Der Oberpräsident vernahm bei dem Direktor Brockmann, daß der Dr. Wutzer, der in dessen Hause wohnt, soeben nach dem Schlosse gerufen worden war. Er stürzte in großer Eile nach Hause. Ich sah ihn fürchterlich erhitzt und ganz außer Atem ankommen. Er ahnte noch nicht weiter, als daß seine Frau abermals einen Anfall von Blutspeien müßte bekommen haben. Ich nahm ihn in Empfang und versuchte, ihn gleich in das erste Zimmer zu führen; aber er ließ sich nicht halten, rannte in die Krankenstube und fand da seine Frau entseelt, die vor einer Stunde noch heiter mit ihm gesprochen hatte. Wie verstummt und versteinert und dann in Thränen des tiefsten Schmerzes blieb er über ein paar Stunden vor der teuren Leiche sitzen. Ich habe in diesen drei Tagen seine Gemütskraft und die Gewalt, die er über sich selbst ausübt, bewundern müssen. Heute abend wird die Leiche nach Haus Busch gebracht, und er allein fährt mit ihr. Übermorgen werden die M^lle Hinzpeter und die Kinder ihm folgen. — So liegen

Freude und Leid bunt durcheinander in der Welt. Wohl dem, der gelernt hat, in Glück und in Unglück sich selbst behaupten."

Zum 16. Juni 1825 schrieb die Mutter dem Sohne: „Daß ich heute, mein lieber Alfred, mit bewegtem Herzen Deiner gedenke und Dein Bild mich stets umschwebt, brauche ich wohl nicht erst zu versichern. Fern von uns, die wir alle Dich so herzlich lieben, feierst Du Deinen Geburtstag. Möge er Dir wie uns immer ein Tag der Freude sein, dies bitte ich von Gott, und mögen die Tage der Trennung für Deine Ausbildung zu unserer Freude und zu Deinem Heile gedeihen! Du warst immer ein so gutes, fleißiges Kind, daß ich Dich nicht weiter zu ermahnen brauche." — 1826: „Ich hoffe, daß bei heiterer Stimmung das Studium am besten geht und Du an Fleiß nicht sparen wirst. Glaube nur, daß es uns oft keine kleine Sorge macht, wie wir es durchführen sollen, Euch alle drei studieren zu lassen. Wir haben harte Zeiten gehabt, wo nicht ans Sparen im voraus zu denken war."

Auf das nächste Semester war ein Wechsel der Hochschule geplant. Der Bruder Gustav schlug Halle vor, und in gleichem Sinne riet Alfreds Freund und nachmaliger Schwager, Eduard Krummacher, weil mit dem Prof. Tholuck die orthodoxe Richtung dort einen Vertreter gefunden hätte: „Daß Th. aus Berlin an Knapps Stelle nach Halle kommen wird, weißt Du wohl. Die Halleschen Rationalisten hatten sich sehr dagegen aufgelehnt, weil Tholuck in England Halle den Sitz des Unglaubens von Deutschland öffentlich genannt hatte." Allein der Vater schrieb (17. Januar 1826): „Ich sehe nicht ein, worin die Vorzüge der Halleschen theologischen Fakultät vor der zu Bonn bestehen sollen. Dr. Knapp ist tot, Dr. Niemeyer wird alt, Vater wird wegen seines schlechten Vortrages ungern gehört, Wegscheider und Gesenius sind jetzt die einzigen Hauptmänner; Tholuck, der jetzt zu Knapps Nachfolger ernannt ist, ist zwar ein sehr gelehrter, aber auch sehr wahner junger Theologe." — So blieb Alfred bis zum nächsten Winter in Bonn und siedelte dann nach Berlin über.

Eine bezeichnende Geschichte aus Münster enthält der Mutter Brief vom 10. April 1826: „Der liebenswürdige Professor P. ist gestern gestorben. Seine Totenfeier hat hier viel Auf-

sehen erregt, vorzüglich wegen der Rede des Prof. E., die sehr schön und gehaltvoll gewesen sein, und in der er — zwar mit gehöriger Vorsicht, damit man ihm nichts anhaben könne —, gesagt haben soll, daß er als ein Opfer der Intoleranz gestorben sei. Nemlich man erzählt, daß ein paar dumme Jungens in der Beichte gesagt hätten, sie würden irre an ihrem Glauben durch die Lehre des Prof. P.; hierüber soll ihn der Bischof hart angelassen und ihm verboten haben, die Exegese zu lesen; der Prof. B. hat sich geweigert, die Totenmesse zu lesen; da hat sich aber Prof. L. gleich erboten, sie zu halten. Der Druck der E.schen Rede soll verboten sein; sehr lange Gesichter sollen in der Trauerversammlung zu sehen gewesen sein. Aber denke Dir von unsern Münsterschen Studenten einmal die Kühnheit, daß sie des Abends dem Prof. E. ein Vivat, mit der schönsten Musik begleitet, gebracht haben!"

Aus andern Briefen des Vaters: „Daß Du Dir die erwähnten Bücher nicht angeschafft hast, ist nicht gut. Das Sparen muß man an anderen Dingen, nicht an Büchern treiben; sie sind das nötigste Handwerksgerät. Man muß in jedem Fache wenigstens ein Haupthandbuch haben und dieses tüchtig und mit anhaltendem Fleiße durchstudieren."

Nach Berlin (30. Oktober 1826): „Grüße gelegentlich Raumer von mir; er war in Potsdam mein Kollege, den ich auch bisweilen der Musik wegen besuchte; denn er ist ein tüchtiger Klavierspieler und Kenner der Musik, der besonders auch Sachen aus der Bachschen Schule zu spielen versteht. — Übe Dich fleißig auch im Lateinisch-Sprechen- und Schreiben. Wenn Du privatim gedruckte Predigten liesest, so thust Du wohl, sie mit lauter Stimme zu lesen; diese Übung wird von den mehrsten Theologiestudierenden versäumt, und daher finden wir so selten Kandidaten, die gut mündlich vortragen. Wie man ex ungue leonem erkennt, so erkennt man den Menschen auch schon an seiner Sprache und an seinem mündlichen und schriftlichen Vortrage."

Vom 8. Juli 1827: „Ich habe seit langer Zeit eine große Sehnsucht, meine Kinder und Geschwister einmal wieder zu sehen, und ich habe es sehr schmerzlich empfunden, daß ich, ob sie gleich nicht fern von mir wohnen, seit 2 Jahren der Freude entbehren mußte, einen Besuch bei ihnen abzustatten. Es wird

Dir kaum glaublich erscheinen, daß ich seit der Zeit, da ich mit Adelheid auch Dich in Bonn besuchte, gar keinen Ausflug habe machen können. Wenn ich mir dies in einsamen Stunden vergegenwärtige, dann überfällt mich bisweilen eine rechte Wehmut, und ich fühle dann mit Trauern die Hindernisse, die aus meinen Geschäften in einem dreifachen Amte hervorgehen. Jetzt will ich mich aber losreißen, es mag gehen, wie es wolle. Ich glaube auch dazu berechtigt zu sein, da ich seit zwei Jahren gar keine Ausspannung gehabt, mich mit meinem rheumatischen Übel abgeplagt, eine lange Zeit Kohlrausch und des noch immer mangelnden katholischen Schulrates Geschäfte mit verwaltet habe. — Für das Studium der Dogmatik empfehle ich Dir ganz besonders die Kollegien des Prof. Neander und wiederholentlich das Studium der Döderleinschen Schriften. Wenn Du die Vorträge Neanders recht inne hast, so wirst Du späterhin mit desto mehr Nutzen andere Werke lesen. Lege nur mit diesen Schriften erst ein tüchtiges historisches Fundament.“ —

Gegen Schluß der akademischen Zeit seines Alfred schrieb Natorp an ihn: „Die Dir erteilten Aufgaben zum Examen sind sehr schön. Durch die Aufgabe Nr. 4 (die Predigt) will man erfahren, wie Du die Lehre von der göttlichen Sendung Jesu (Nr. 2) in einem populären Kanzelvortrage anzuwenden verstehest. Bei der Äußerung Deiner Meinung zu heucheln, wird Dir nicht zugemutet. Du hast den biblischen Lehrbegriff mit Berücksichtigung des kirchlichen darzustellen, und wo Du mit dem kirchlichen Lehrbegriffe nicht einverstanden bist, darfst Du ihn noch nicht geradezu verwerfen, sondern mußt bescheiden bemerken, daß Du über diese und jene Punkte noch nicht ganz mit Dir aufs Reine gekommen und in der Untersuchung und im Studium noch begriffen bist. — Neander scheint als rationaler Supranaturalist sehr moderat zu sein. Seine Schriften und Kollegien empfehle ich Dir vorzüglich. Vergiß nicht, die symbolischen Bücher noch jetzt zu lesen; man muß bestimmt wissen, wie die Kirche sich öffentlich ausgesprochen hat. Auch der liberalste Theolog darf sich des Studiums dieser Art nicht enthalten; vielmehr muß er es besonders fleißig treiben, um sich von Einseitigkeit frei zu halten und desto gründlicher zu reden. Man kann in Sachen dieser Art nicht zu bescheiden und nicht mißtrauisch genug gegen

die eigene Ansicht, die man zur Zeit etwa hat, sein. — Das Gebot, die Abendmahlsfeier betreffend, erschien noch zu der Zeit, als ich auf der Universität war, unter des Ministers von Wöllner geistlicher Regierung. Die Zweckmäßigkeit solches Gebotes lasse ich dahin gestellt sein. Es ist aber nicht anders zu erwarten, als daß die Theologie Studierenden, wenn es ihnen ein Ernst mit ihrem Amte ist, am Gottesdienste und an der Kommunion aus eigenem Antriebe teilnehmen werden. Die würdige Feier des Abendmahls hängt ganz und gar nicht von den exegetischen und dogmatischen Ansichten ab, sondern von der frommen Gemütsstimmung, in der man die Verdienste Jesu um die Menschheit dankbar und froh anerkennt."

1828: „Rücksichtlich der theologischen Studien bessert es sich bei den Kandidaten, weniger mit dem Kanzelvortrage; dieser will noch nicht natürlich, freimütig und frisch genug werden. Wenn Du einmal hier bei uns bist, will ich bisweilen Übungen im guten Lesen von Kanzelreden mit Dir anstellen."

Über den Erfolg der Vorbildung dieses Sohnes schrieb N. 1829 an Bädeker: „Er ist hier, wie in Berlin, „sehr gut" bestanden, und ich würde bei seinem jugendlichen Alter, auch wenn er weniger leistete, Ursache haben, mit seinen Studien sehr zufrieden zu sein. Er war mir seit seinem Abgange vom elterlichen Hause hinsichtlich seiner Ausbildung etwas fremd geworden, weil er sich in seinen Briefen selten über wissenschaftliche Gegenstände ausführlicher hat hören lassen. Jetzt hat er meine Erwartungen in manchen Stücken übertroffen. Es ist nur schade, daß über den Fortschritten der Jungen die Alten grau werden und zu früh alt werden."

Alfred N. folgte der theologischen Richtung des Vaters. Seine Herzensgüte und Heiterkeit, seine lautere und biedere Gesinnung, seine Gerechtigkeit gewannen ihm überall Freunde, in seiner Gemeinde wie draußen. 1831 wurde er Pfarrer zu Schermbeck, und vier Jahre später wählte ihn die Gemeinde Gahlen, wo sein Großvater einst so lange und in Segen gewirkt hatte, zu ihrem Seelsorger.

Zu Gahlen vermählte er sich mit Friederike Dahlhoff, die ihn 44 Jahre seines Lebensganges hindurch begleitete. 1841 nahm er einen Ruf an die lutherische Gemeinde zu Bochum an.

Hier hatten seit zweihundert Jahren verschiedene Glieder seiner Familie, nämlich zwei Ostermanns, Vater und Sohn, und drei Natorps vor ihm das geistliche Amt bekleidet. „Liebe zog Dich zu uns her", so sang ihm bei der Einkehr die Schuljugend entgegen, „Und Du folgtest ihrem Rufe, Uns durch Beispiel und durch Lehr' Zu des Heiles höchster Stufe Hinzuleiten als ein Hirt, Dem die Führung Freude wird." Freude ward ihm in der That diese Führung seiner ihm herzlich zugethanen Gemeinde. Freilich aber wuchs die Zahl der Pflegebefohlenen unter dem gewaltigen Aufschwunge des Gewerbfleißes, in dem Bochum einen der bedeutenderen Mittelpunkte bildete, späterhin derart heran, daß trotz der Vermehrung der geistlichen Kräfte die Arbeit mitunter fast übermenschliche Anstrengung erforderte, zumal mit dem Pfarramte auch das des Schulpflegers verbunden war. Bei allen Mühen und Sorgen erreichte A. Natorp ein Alter von 79 Jahren und konnte in ungeschwächter Frische, umgeben von der Liebe und Verehrung ungezählter Freunde, Verwandter und Amtsgenossen, 1880 gleich dem Großvater das schöne Fest 50jähriger treuer Amtsthätigkeit begehen, — nur freilich ohne die Lebensgefährtin, die, wie Lents Gattin bei dessen Jubelfeier, einige Jahre zuvor aus der Zeitlichkeit geschieden war. Eine Stimme aus der Gemeinde widmete ihm in der Zeitung die nachstehende Würdigung seiner Thätigkeit: „In steter treuer Liebe zur Gemeinde, in gewissenhafter Hingabe an seinen Beruf, hochgeschätzt und verehrt von allen, die ihm näher traten, durch die selbstlose Erfüllung seiner Bürgerpflichten und die warme Teilnahme an jeder auf die Verbesserung unseres Schulwesens und anderer sozialer Verhältnisse gerichteten Bestrebung, hat er sich auch die Achtung der Angehörigen anderer Konfessionen in so umfassendem Maße erworben, daß es nicht zu verwundern ist, wenn sein Ehrenfest in allen Kreisen unserer Bevölkerung den wärmsten Sympathieen begegnet, die ebenso dem guten Bürger und dem edeln Menschen, wie dem seinen beruflichen Arbeiten mit hervorragendem Geschicke und seltener Gewissenhaftigkeit obliegenden Geistlichen gelten."

Aus dem ehemals so reich besetzten Familienkreise zu Münster waren nur noch die beiden Töchter Alwina und Adelheid im elterlichen Hause geblieben. Die treue Anhänglichkeit der Kinder

für die Eltern und für einander schloß jedoch die zerstreuten Glieder zu einem nur erweiterten Bunde fernerhin zusammen. An seinem Geburtstage 1834 hatte Natorp die Freude, alle seine Söhne einmal wieder um sich versammelt zu sehen. „Seit ihren Jugendjahren“, bemerkt er, „waren sie nicht vollzählig bei uns gewesen; zum letzten Male sahen wir sie beisammen bei dem Jubiläum meines Vaters.“ Zwei Jahre später führte der Hochzeitstag der Eltern, der 18. Oktober, auch die jüngste Tochter Adelheid, die an diesem Gedenktage dem Dr. med. Eduard Krummacher vermählt wurde, in die Ferne.

Der neue Schwiegersohn, das 4. unter den Kindern des Parabeldichters, geboren zu Duisburg am 7. Mai 1803, hatte auf den Universitäten Halle (1821), Leipzig (1823—25) und Würzburg (1825—26) die Arzneikunde studiert. Die Briefe aus der Zeit des Lernens zeugen von der hohen Vorstellung und Liebe, die er seiner Wissenschaft entgegenbrachte, in gleichem Maße von dem entschiedenen, festen Wesen, das dem Verkehrten und Gemeinen gegenüber oft im Feuereifer sich offenbarte, von einem unerschütterlichen, überzeugten Gottvertrauen.

Der junge Arzt ließ sich zu Bremen, der Wohnstätte seiner Eltern, nieder, und die Hansestadt wurde ihm bald eine neue liebe Heimat.

Schon frühe regten sich in ihm ernste Bedenken über die bis dahin noch fast allgemein geltende Heilmethode. Genauere Bekanntschaft mit Hahnemanns Schriften und den Erfolgen hervorragender Homöopathen in Westfalen, des Geheimen Regierungsrates von Bönninghausen zu Münster und Dr. Gauwerki zu Soest, führten zu einem entscheidenden Schritte. 1833 im Februar begab er sich nach Münster, um selbst zu sehen. „Herr v. Bönninghausen nahm mich freundlich auf, freute sich meines Dranges nach Wahrheit und erbot sich mit Freuden, das Seinige zu thun, mir dazu zu verhelfen. Ich habe in ihm einen sehr netten, einfachen, tüchtigen und wissenschaftlich durchgebildeten und, was mir besonders viel wert ist, sehr zugänglichen Mann gefunden; dabei ist er frei von aller Charlatanerie und Ostentation, aber voll Begeisterung für die neue Heilmethode, von deren Wahrheit er wie von seinem Leben überzeugt ist, und der er jetzt alle nur zu erübrigende Zeit und alle Kraft widmet,

so daß er oft nur ein paar Stunden nachts schläft, um für die Homöopathie arbeiten zu können. Er spricht sehr schön, mit Klarheit und Ruhe, die mir nicht nur zu ihm selbst, sondern auch zur Sache viel Zutrauen einflößen. Es fallen zwischen uns auch mancherlei Kämpfe vor; doch scheint ihm das gerade recht zu sein im Gefühle seines sicheren Sieges. Das Resultat meines Hierseins wird dahin gehen, daß ich die Sache zu Bremen an mir selbst und dann auch an Kranken prüfe. Vielleicht auch mache ich einen Abstecher nach Soest, wo ein Dr. Gauwerki ein ungeheures Aufsehen erregt und sowohl Apotheker als allopathische Kollegen aufs Trockene setzt. Meilenweit strömen Hilfesuchende nach Soest, und seine Wohnung soll von früh morgens bis in die Nacht hinein von solchen belagert sein." — Die Entscheidung für die neue Heilart kam jedoch früher, als er nach diesem Briefe selbst erwartet zu haben scheint. Schon März desselben Jahres schrieb er an Natorp nach einem Dank für die freundliche Aufnahme in dessen Hause: „Es wird schwer sein, hier mit der guten Sache durchzudringen, weil sie in der letzten Zeit durch einige dumme, übel abgelaufene Streiche eines hiesigen Pseudohomöopathen bedeutende, ihren öffentlichen Kredit erschütternde Stöße erfahren hat. Daß die Herrn Kollegen solche Fälle wohl benutzen, um die Sache selbst zu untergraben, versteht sich, und es ist wohl nicht zu verwundern, wenn die Leute es vorziehen werden, auf die alte Weise zu sterben. Dennoch aber lege ich mein Haupt mit gutem Gewissen auf das Wort Gamaliels nieder, und ich zweifle kaum noch, daß mir oder vielmehr meiner Sache der Sieg zu teil wird, weil, wie ich nicht anders glaube, Wahrheit ihr Panier ist." Er wurde ein entschiedener Vertreter der Hahnemannschen Richtung und gewann mit noch einem gleichgesinnten Arzt, Dr. Kiesselbach, zu Bremen eine weit ausgedehnte Thätigkeit. Im dortigen Ärzte-Vereine beleuchtete er gelegentlich einmal den Gang seiner Forschungen durch einen unter seinen Freunden hochgestellten Vortrag. Er sagte u. a.: „Similia similibus curentur — drei inhaltreiche Worte, so inhaltschwer, daß man sie trotz ihrer Einfachheit nicht fassen kann. Sind sie wahr, so steht die Homöopathie auf unumstößlichen Grundpfeilern, und alles Leugnen und Absprechen werden sie nie und nimmer überwältigen. Sind sie wahr, so ist nie eine der

Menschheit segensreichere Entdeckung gemacht worden, und Hahnemann ist und wird immer mehr werden ein Erlöser der Menschheit vom leiblichen Elende; mögen ihn auch die Schriftgelehrten verwerfen und ihn unter Hohn und Spott als einen Pseudomessias an das Kreuz nageln, er bleibt dennoch ein Messias medicus.“ — „Wäre die neue Heilmethode Charlatanerie, d. h. Lüge, so wäre dieses Unkraut nicht zu einem frisch grünenden Baume herangewachsen, der seine Äste schon recht weit und immer weiter, mit vielen schönen Früchten beladen, ausstreckt; an den Früchten aber sollt ihr sie erkennen.“ — „Sie ist nicht, wie andere längst verschollene Systeme, auf dem hohlen Grunde metaphysischer Ideen und subjektiver Ansichten, nach Willkür aufgebaut, sondern ruht auf dem unerschütterlichen Fundamente von Thatsachen, und jeder Stein in ihrem Bau hat die Feuerprobe der Erfahrung bestehen müssen, ehe er eingefügt wurde.“ — Noch am Tage des fünfundzwanzigsten Doktor-Jubiläums schrieb er: „Ich bin wie ein Magnus Apollo froh und zufrieden in meinem Berufe und danke Gott, daß er mich so geführt hat, wie Er's gethan hat. Auch nicht einen Augenblick in den 25 Jahren habe ich es bereut, mich der Homöopathie zugewandt zu haben, unzählige Male aber ihren Segen gepriesen.“ Auch sein ältester ihm zu früh entrissener Sohn trat in seine Richtung.

Die Reise E. Krummachers nach Münster um der Homöopathie willen erweckte bei ihm zugleich eine Sympathie für Natorps jüngste Tochter, und diese Sympathie verklärte sich hernach in gegenseitige Liebe. Nicht lange vor der Hochzeit 1836 schrieb die Braut den zukünftigen Schwiegereltern: „Mich ängstigt wohl ein wenig der Gedanke, in ein fremdes Land ziehen und für immer die liebe Heimat verlassen zu müssen; aber Sie, geliebte Eltern, strecken mir ja so freundlich die Hand entgegen, daß ich sie getrost ergreife und mich gern Ihrer Leitung überlasse. Die Liebe meines Eduard wird mich ja auch wohl stark machen, den Abschied von den Meinen zu überwinden. Ach, es ist ein schwerer, schwerer Abschied!“ — Darauf sandte ihr der Schwiegervater, der zur Hochzeit nicht in Münster sein konnte, das herzliche Willkommen: „Ich werde, was mir jetzt nicht vergönnt ist, Dich hier, was für Dich noch ein fremdes Land ist und Deine Heimat

werden soll, mit Freuden empfangen und an mein Herz drücken, Du liebe Adelheid! So wischest Du dann die Abschiedsthränlein aus Deinen Äugelein und rollst, an Deinen Geliebten dückelnd, aus Münsters Thoren, durch Steppen und Heiden; und will die herbstliche Sonne nicht in Euern Wagen scheinen, so leuchte sie in Euere Herzen und aus Euern Augen. Wie wollen wir uns freuen, wenn erst Eure Kutscherpeitsche vor unserer Hausthüre knallt und das neue Kind wie ein Reh aus dem Wagen und zu uns hereinspringt und Dir dann das Willkommen, Willkommen! entgegenschallt und in den Herzen rumort!" — Der Vater zu Münster aber sprach über den Abschied in einem Briefe an den alten Freund nicht ohne tiefe Rührung: „Ich kann Dir nicht sagen, wie schmerzlich mir der Gedanke an die bevorstehende Trennung und Entfernung ist. Ich lebte der Hoffnung, daß Adelheid keine Neigung sich zu verheiraten haben und lebenslänglich bei uns bleiben werde. Diese Hoffnung gewährte mir eine angenehme Aussicht für die schon heranrückenden Tage des einsamen Alters, wo man weniger geben kann und mehr empfangen will. Nun ist mir ein Strich durch meine Rechnung gemacht. Ich habe indes zur Oberrechnungskammer im Himmel mehr Vertrauen als zu der in Potsdam. Und so sage ich nun getrost: der Mensch denkt's, und Gott lenkt's. Dein Eduard ist nicht allein uns Eltern, sondern auch unsern Kindern besonders lieb. Wir schätzen sein Talent, seine Berufstreue und sein vom ärztlichen Philistertum freies Wesen. Und wir lieben in ihm seine Offenheit und die edle Einfalt seines Charakters, seinen biedern Sinn, sein rein menschliches Wohlwollen und sein lauteres Gemüt. Ich für meine Person setze noch hinzu, daß er mir auch darum besonders teuer und wert ist, weil er nicht zu den —isten und —anern gehört, die Salomon und Sirach hätten anführen sollen, da, wo sie von dem tollen Pöbel zu Sichem und den übrigen drei und vier wunderlichen Dingen reden. Es ist uns rührend, daß Ihr beide und wir beide nun doppelt verwurzelt und verzweigt werden. Die erste Wurzel ging aus von dem Bernburger Tabak, und diese zweite geht nun aus der Münsterschen Homöopathie hervor. Bei diesem großen Gedanken nehme ich eine Prise und präsentiere Dir auch eine. Als Maurer im Interpretieren geübt, wirst Du wohl merken, daß hiermit angedeutet werden soll, wie

das Tabakrauchen und Homöopathisieren auch noch einen sensum mysticum et allegoricum haben. Mit Euch beiden segnen wir beide die geliebten Kinder. Der Himmel erfülle unsere vereinigten Wünsche. Ich darf Euch sagen, daß unsere Tochter auch von Euch geliebt zu werden verdient. Eduard wird sie glücklich machen; möchten nur auch wir Augenzeugen ihres Glückes sein können!“

Einige Wochen später schrieb die Mutter an die junge Frau: „Wie oft habe ich schon in Gedanken mit Dir geplaudert und Dir geschrieben, und immer, wenn ich die Feder ergreifen wollte, wurde mir so wehmütig ums Herz, daß ich sie wieder fortlegen mußte; denn warum sollte ich bei Dir Gefühle aufregen, die zu überwinden für uns das Beste sein muß! Es ist ja nichts vollkommen in diesem Leben und soll es auch nicht sein; — diesen Gedanken muß ich festhalten, um mein Herz wieder zu erwärmen und andere Freuden, die mir der liebe Gott so reichlich geschenkt hat, mit Dankbarkeit zu erkennen. Die gewöhnlichen Trostgründe der guten Freunde sind immer: Sie haben ja die Kinder gut versorgt; — darunter verstehen die meisten, daß die Kinder zu essen und zu trinken und Kleider haben; das ist zwar nicht zu verachten, würde mich aber nicht trösten, wenn ich nicht Deinen Eduard dahin kennen gelernt hätte, daß er Dein Herz und Deine Liebe mit der innigsten Gegenliebe zu würdigen verstände. Eine solche Liebe läßt viel überwinden, und sie wird auch Dich zu einer glücklichen Frau machen. — Am Freitage kamen wir von einem großen Thee bei der Frau Regierungsrat Hering. Natorp saß gemütlich auf dem Sofa. Er begrüßte uns und sagte ganz kleinlaut: „Es ist ein Brief von Bremen angekommen; da ist alles ganz verkehrt gegangen; auf der ganzen Reise hat Adelheid die Seekrankheit gehabt; in Bremen hat man sie nicht erwartet; Krummacher ist auf dem Ratskeller gewesen, um ein Schöppchen zu trinken; Frau Kr. hat einsam bei ihrem Köppchen gesessen und sich gewundert, die Kinder zu sehen; dann haben sie vorlieb nehmen müssen mit Bückingen und Pellkartoffeln zum Abendbrot. Ich stand stumm da; aber Alwina sagte: Vater, es ist nicht so; Du magst es noch so ernsthaft vortragen. Wo ist der Brief? Nun will ich Euch vorlesen. — Du kannst Dir denken, welche Freude und welchen Trost uns Dein Brief ge-

währte. Tausend Dank den Lieben, die Dich so herzlich empfingen! Durch Liebe hast Du eine neue Heimat gefunden, und daß es dabei bleiben wird, dafür bürgt mir Euer aller Gemüt, wenn auch nicht alle Tage Lichter brennen und Kränze gewunden werden. Herr Kohlrausch hat durch einen Brief Euch beiden Glück und Segen gewünscht; ich soll Euch seinen Besuch zum Frühjahre ansagen."

Die geliebte Tochter fand denn auch zu Bremen das glückliche Heim, das die Eltern ihr so innig wünschten, und im Laufe der Jahre ward ihr auch die freie Hansestadt so wert, daß sie den Wohnort mit keinem andern hätte vertauschen mögen.

Wie mit den verwandten Häusern, so unterhielt Natorp auch mit den alten Freunden, Bädeker, Deegen, Reche, Busch zu Dinker, Bäumer zu Arnsberg, Pilger zu Weslar, Weerth zu Detmold, Scherr zu Bielefeld u. a., einen regen Verkehr, wenigstens durch Briefe, bis in die letzten Jahre. Der papierene Austausch bot ihm einen stets angenehmen Ersatz für das ja wertvollere Anschauen von Angesicht zu Angesicht, und N. hielt ihn warm unter der Öde der „Aktendrescherei". In diesem Sinne schrieb er einmal (1840) an Bädeker: „Es ist mir lieb, daß Sie Ihren Brief mit den Worten anfangen: Wie kommt es, daß ich so lange nichts von Ihnen vernommen habe; — denn nun brauche ich nicht so anzufangen. Vermutlich wissen wir beide nicht, wann wir zuletzt geschrieben haben. Eine nähere Untersuchung aber wollen wir nicht anstellen; als Resultat würde doch nichts anderes herauskommen, als die Ermahnung an beide unordentliche und vergeßliche Korrespondenten: Schrievet man drop los un hollet u am Schrieven." — Neue Freundschaften anzuknüpfen, fiel ihm, wie den meisten echt fühlenden Menschen, je länger je schwerer. „Den letzten Tag des Jahres," so heißt es in einem Briefe an denselben Gefährten alter Zeit 1836, „verbringe ich gern im Kreise näherer Freunde. Solche aber kann ich hier nicht um mich versammeln, weil hier kein einziger ist, mit dem ich die Jugendzeit verlebt oder lange Lebenserfahrungen gemacht habe. Je älter man wird, und in je mehrere Verhältnisse man kommt, desto einsamer wird man, eben weil man späterhin sich weniger anschließen kann. Früher rechnete ich darauf, und legte ich es darauf an, mir für die späteren

Jahre Freunde aus der jüngeren Welt zu erwerben. In dieser Rechnung habe ich mich geirrt. Die jetzige Jugend hat meistenteils ihre eigene Welt, die auch nicht gerade die beste Welt ist. Sie hat eine andere Ansicht, Sitte, Stimmung, mit der wir Leute aus der alten Zeit nicht recht sympathisieren können. Man muß sich nur hüten, daß man nicht sauertöpfisch und ein alter Murrkopf wird." — Ferner 1838: „Es that meinem Herzen wohl, Sie wieder zu sehen und mich der alten, stets jung bleibenden Liebe zu erfreuen. Könnten wir doch öfter beisammen sein! Nur an den alten Freunden hat man den innigeren Genuß der Freundschaft; sie sind uns um so teurer, je länger man mit einander ein gemeinsames Leben durchlebt und in Freud und Leid gemeinsame Erfahrungen gemacht hat. Auch auf die Kinder der alten Freunde erbt die Teilnahme fort. Wenn ich Ihre Kinder finde, so bin ich mit ganzem Herzen in Ihrem Hause."

Die vierzig Jahre in unentwegter Aufrichtigkeit und Herzlichkeit fortlebende Freundschaft mit G. D. Bädeker verdient es insonderheit, hier noch durch einige Auszüge aus Natorps Briefen genauer gezeichnet zu werden. Der scherzhafte Ton, den N. in diesen Briefen mit Vorliebe anschlägt, stimmt vorzüglich zur Wärme der gegenseitigen Zuneigung. Ein Brief von 1827 bezieht sich auf die Gründung einer eigenen Buchhandlung durch den ältesten Sohn des Freundes: „Halten Sie sich nur fernerhin gut: den Kop koud, de Foeten warm, en den Handel florissant! Mit letzterem geht es ja vortrefflich, da Sie nun schon eine Kolonie aus Ihrem Hause ausziehen und sich zu Koblenz ansiedeln lassen." Der Sohn, Karl Bädeker, trat 1829 durch seine Vermählung mit Christianens Nichte, Emilie Heintzmann, Tochter des Geheimen Bergrats und Bergamtsdirektors Heinr. Heintzmann in Essen, zu Natorps Familie in noch nähere Beziehung. Christiane sandte von Herdecke aus ihren Sohn Alfred mit einem Hochzeitsgedichtchen zur Vermählungsfeier und schrieb dazu (29. Juli 1829) an Vater Bädeker: „Ich füge, mein teurer Freund, den herzlichsten Glückwunsch für das liebe Brautpaar bei, das uns durch Blut und Freundschaft nun so nahe steht. Im Geiste vergegenwärtige ich mir die Zeit, da Ihre liebe Frau und ich die Kindlein auf dem Hospital in der Sonne spielen ließen und uns an ihren frohen Spielen

ergötzten. Die Zeit ist längst vorüber, aber unsere Freundschaft nicht, mit der ich immer sein werde Ihre treue Christiane N." — Wiederholt war Bädeker zu Besuch in Münster. 1834 schrieb ihm Natorp nach einer solchen persönlichen Auffrischung: „Die Freude über Ihren Besuch dauert bei uns noch an. Ihr Bild betrachte ich nun alle Tage. Es ist sprechend ähnlich und würde die Stelle Ihrer Person völlig vertreten können, wenn man durch Ansetzung eines Dampfmaschinchens bewirken könnte, daß es parlierte und fühlte." 1836, 8. Oktober: „Ich freue mich, daß Sie wieder eine so schöne Reise haben machen können. Daß Sie sich aber dabei rheumatische Schmerzen zugezogen haben, daran haben Sie übel gethan. Es schadet dies aber weiter nicht; Sie werden dadurch erinnert, daß Sie nicht so oft von Hause und durch den Dampf gehen sollen, wobei Ihre Frau immer im Stiche gelassen wird. — Daß Sie zu Leipzig die Eisenbahn besehen, und daß Sie zum Guttenbergsfeste zu ziehen sich vorgenommen hatten, konnte ich wissen, ehe Sie es mir schrieben. Dabei fehlen, wäre bei Bädeker eine Todsünde, die nicht vergeben werden kann." — 1837, 17. Nov.: „Außerdem will ich durch diese Zeilen in Ihrem und der Ihrigen Namen mir zur Feier meines Geburtstages ein fröhliches Hallelujah wünschen, wie der Küster K. seligen Angedenkens sich auszudrücken pflegte. Ach, lieber Freund, wie alt bin ich nun schon geworden! 63 Jahre bin ich nun bergauf und bergab gewandert; über 41 Jahre habe ich mit meiner Frau im Ehestande gelebt, und 42 Jahre bin ich im Amte gestanden. Lebe ich diese zurückgelegten Jahre nun noch einmal, so gehöre ich ins 5. Kapitel des 1. Buches Moses." — 1838, 29. Januar: „Ihr Brief, mein geliebter Freund, hat mich schmerzlich berührt, obgleich Sie von dem Zufall, der Sie betroffen, kein Aufsehens machen. Keineswegs sehe ich darin ein Memento mori; Sie sind lange nicht so alt, wie ich. Wohl aber sehe ich darin eine ernste Mahnung, daß Sie um Ihre Gesundheit nicht so ganz unbesorgt sein sollten. Zu dieser Ansicht führt mich meine eigene Erfahrung. Als ich noch in den 50er Jahren war, lebte ich ganz unbesorgt um meine Gesundheit; in den 60er Jahren aber fühle ich manchmal in meinem Körper eine Erinnerung an seine Hinfälligkeit. Gerade wie Sie nun schon einige Jahre früher, empfinde ich von Zeit zu Zeit Schwäche in den Fußgelenken

und Schmerz im Rücken, wie auch eine gewisse Steifheit und Trägheit in meinem Körper. Sie und ich haben die nämliche Konstitution und die nämliche Lebensweise. Und darum geht es meines Dafürhaltens sehr natürlich zu, daß wir mit gleicher Brühe begossen werden. Lassen Sie uns aber beiderseits, so viel wie möglich, uns vernünftig benehmen. Dazu rechne ich als Hauptsache, bei mäßiger Diät, tägliche Bewegung in freier Luft. Ich gehe täglich nach dem Mittagessen, wenn ich nicht dringende Abhaltung habe, über den Wall nach dem Schloßgarten, trinke da in Gesellschaft anderer meinen Kaffee und kehre dann auf Umwegen gegen 5 Uhr nach Hause zurück. Böte mir die Stadt Münster solche Spaziergänge, wie Ihnen Essen, so würde ich gewiß öfter und länger unter freiem Himmel zu finden sein. Wohin kann ich aber außerhalb des Stadtwalles spazieren, ohne mich von der miserablen Gegend langweilen und in mich selbst versenken zu lassen! Das Insichgekehrtbleiben und die Langweile sind aber die Hauptwurzeln unseres Übels. Lassen Sie uns doch einmal versuchen, ob wir nicht unsere alte junge Natur in unserm Leichnam wieder hervorbringen können! Hätten wir mehr Neigung, über Stock und Stein, über Hecken und Zäune zu setzen und lustig zu sein, so würde der Versuch wohl noch gelingen. Aber die ernsthaften Bestien, wie Schlegel die Menschen definiert, lassen sich wie Zottelbären Püffe geben und wollen sich nicht rühren." — 1838, 23. März: „Wie hätten wir es uns zu der Zeit, da wir uns auf dem Hospitalsplatze zu Essen mit unsern Frauen zur Mittagsruhe hinzusetzen pflegten, ahnen können, daß es mit uns so werden könnte, wie es geworden ist! Der Mensch denkt's und Gott lenkt's, heißt es im Sprichworte sehr wahr. Es ist aber auch wahr, daß Gott vieles lenkt, was der Mensch nicht denkt. Wohl dem, der dabei sagen kann: Was Gott thut, das ist wohlgethan! Das können wir beiderseits sagen. Sie haben nur noch die Aussicht, daß Sie im Alter an einem Ihrer Söhne eine Stütze bei der Arbeit finden werden. So gut ist es mir nicht geworden; wenn ich der Arbeit nicht mehr gewachsen bin, so ist kein Sohn bei mir, der mir hilft; ich muß, wenn ich schwach werde, abziehen und hinterlasse dann meinen Posten nicht einem Sohne, sondern einem Fremden. Ich werde dies aber mit Freuden und mit Dank gegen Gott thun. Dann hebe

ich mein Domizil auf, schaffe mir eine Diogenes-Tonne an und rolle mit dieser von einem Kinde zum andern. Quod felix faustumque sit! Si Diis placet!" — 1840, 14. Februar: „Sie und Ihre Söhne möchte ich um Ihre schöne Reise beneiden. Wenn ich einmal ans Reisen komme, so treiben mich allerlei geschäftliche Angelegenheiten; und solche Reisen, wenn sie auch manche Freuden im Gefolge haben, sind doch keine eigentlichen Reisen zur Erholung und zum Vergnügen. Bisweilen steigt der Wunsch nach der Leibzucht in mir auf. Nur diese, wenn ich sie je erlebe, wird mir einen freien Genuß gewähren. Wenn man 44 Jahre lang für andere gelebt und gearbeitet hat, dann sollte man billigst nolens volens hinausgewiesen und auf den ruhigen Altenteil gesetzt werden. Die Tour, die Ihr Karl bis in die schottischen Hochlande machen will, hat auch der neue kathol. Konsistorialrat Koop in Arnsberg mit seinem ehemaligen Zöglinge von Landsberg-Velen gemacht. Er hat mir viel Interessantes davon erzählt. Die von Ihnen auf Ihre Kinder vererbte Reiselust gehört mit in diejenige Massa (Lehre), die von den Theologen die von der Erbsünde genannt wird. Man kann hieran sehen, daß diese Massa doch nicht so ganz und gar schlecht und faul ist, wie man sie häufig verschreit." —

Die heitere Laune, die Natorps Briefe bis in die spätesten Jahre durchweht, darf man zum Teil wohl auf Rechnung des selten schönen Lebensglückes, das ihm besonders im Hause, aber auch in Amt und Verkehr beschieden war, schreiben. Indes ist zu ergänzen, daß doch auch nicht immer Sonnenschein auf seinem Dache ruhete, daß Regenschauer und Schneegestöber bei ihm, wie bei anderen Sterblichen, nicht selten die Bläue des Himmels verhüllten, daß seine staunenerregende Thätigkeit, die sich im Dienste anderer manche schwere Opfer auferlegte, der stets sich gleich bleibenden Liebe seines edeln Herzens bedurfte, um jene Heiterkeit immer wieder sicher zu stellen. Ein jeweiliger Seufzer in der Atmosphäre des Aktenstaubes und eine oft sich aufdrängende Sehnsucht nach Ruhe bei dem fortwährenden Bergauf und Bergab waren ja leicht erklärlich. „Sie können sich wohl vorstellen," schrieb er nach einem Besuche bei Bädeker 1831, „daß ich seit meiner Rückkehr sehr tief in der Arbeit sitze. Es ist wirklich, als wenn nicht allein die amtlichen, sondern

auch die extraordinären Geschäfte, Zerstreuungen und Abhaltungen auf meine Zurückkunft gelauert hätten." Der ihm stets besonders lieben Schriftstellerei hatte er seit der Herausgabe des Choralbuches entsagt, wenn er auch immer noch Zeit fand, von den bedeutendsten Erscheinungen seines Faches Einsicht zu nehmen. Sein schlichter großer Arbeitstisch füllte sich stets mit neuen Akten, die schleunige Erledigung verlangten. Eine Reihe wichtiger Erlasse des Konsistoriums und Schulkollegiums hat an diesem Tische ihre erste Bearbeitung gefunden. „An der Abfassung der Dienst=Belehrung für die Schulvorstände der Provinz vom 6. Nov. 1829," so bemerkt Balster, „hatte N. den Hauptanteil. Sie ist ein redender Beweis von seiner großen Sorgfalt und Vorliebe für das Schulwesen, sowie von seiner humanen, freundlichen Gesinnung gegen den Lehrerstand." Auch die mehr unterweisenden, durch Sachkenntnis ausgezeichneten Verfügungen an die Schulinspektoren und Lehrer über einzelne Lehrgegenstände waren überwiegend sein Werk. Die Münsterschen Schulverordnungen wurden auch in anderen Provinzen als Muster benutzt. Harnisch („Die preußische Volksschule", 1844) berichtet, „er habe auf seinen Reisen das deutsche, namentlich das preußische Volksschulwesen von der Oder bis an den Rhein kennen gelernt, aber in der Grafschaft Mark es am besten gefunden."

Daß die sonst vorzügliche Kraft und Gesundheit des Körpers unter der Arbeit und bei den zahlreichen amtlichen Reisen mitunter wankten, kann nicht wunder nehmen. N. hatte wiederholt rheumatische Schmerzen und Fieber zu bestehen. „Ich muß auf der Hut sein," bemerkt er 1828 an Bädeker, „daß ich mich nicht gleich wieder versitze und vom Schwindel befangen werde." Weniger jedoch seinetwegen, als um der wiederholten Erkrankungen seiner Gattin willen war er in Sorge. Sie litt vielfach an Brustbeklemmungen. 1834 erkrankte sie ernstlicher. „Ich bin in schwerer Sorge gewesen. Sie ist ja, Gott sei Dank, wiederhergestellt. Es dauert aber sehr lange, bis sie wieder zu Kräften kommt." 1836—37 wurde das Land von der Grippe heimgesucht. Hierüber an Bädeker (11. März 1837): „Wir waren alle grippiert. Und auch unter den Nachwirkungen der Krankheit konnte ich nicht zum Schreiben kommen. Bei mir stellte sich nach der Grippe wieder die Fußgicht ein, an der ich auch jetzt

noch etwas lahm sitze. Die eigentümliche Wirkung der Grippe hatte mich ungewöhnlich angegriffen, so daß ich zu allen Arbeiten unfähig war und sogar, wenn ich ein paar Zeilen geschrieben hatte, diese durchlesen mußte, um zu sehen, ob der Satz zu Ende wäre oder nicht. Meine Frau ist am ersten und am besten wieder genesen. Hier in Münster hat die Krankheit fast kein Haus verschont. Im Hause des Oberpräsidenten lagen auf einmal 16 Patienten; im Seminar zu Soest 40 Seminaristen; Herr Ehrlich sank beim Anfall der Grippe gleich in einen festen Schlaf, aus dem er nach 15 Stunden gesund erwachte. Ich breche schon ab, weil ich nicht lange vornüber gebeugt sitzen und schreiben kann, ohne im Kopf marode zu werden." Im nächsten Dezember (1837) erschien die Krankheit wiederum und raffte ungleich zahlreichere Opfer dahin, als bei ihrem ersten Auftreten. Diesmal hatte N.s Gattin am längsten unter den Folgen zu leiden, wie im Jahre 1840 an einer Augenentzündung und den darauf folgenden Winter an ihren alten Brustbeklemmungen. „Meine Frau," schrieb N. an Bädeker, „kam mit einer weit besseren Gesundheit durch den Herbst in den Winter hinein, als in früheren Jahren. Vor etwa 5 Wochen aber, als die ganz eigene Temperatur der Luft allerlei Krankheiten, rheumatische, katarrhalische, nervöse Übel, Entzündungen an Kopf, an Armen und Beinen u. s. w. in der hiesigen Stadt und Umgegend hervorbrachte, wurde auch sie plötzlich von heftigem Husten heimgesucht, der sie stark erschütterte. Erst seit acht Tagen hat sie sich bei dem guten Wetter wieder hinausgewagt."

Doch wir müssen noch die früher begonnenen Mitteilungen aus Natorps Freundeskreise vervollständigen. Manche der Männer, die einst in Potsdam ihm nahestanden und später aus der Ferne mit ihm brieflich verkehrten, waren vor ihm teils aus dem Amte, teils aus dem Leben geschieden. Feldpropst Offelsmeyer hatte schon 1822 den Abschied genommen. „Er litt," so erzählt Natorp, „an Starrkrampf, der ihn auch mitunter auf der Kanzel befiel und der Besinnung beraubte. Sein Schicksal dauert mich sehr. Er war in Geschäften ein tüchtiger Arbeiter." Maaßen, der ihm stets treue Freundschaft bewahrte, wurde 1834 seinem reich gesegneten Wirkungskreise als preußischer Finanzminister durch den Tod entrissen; nicht lange vor seinem

Ende hatte er das Werk, das seinen Namen in der deutschen Volkswirtschaft und damit in unserer neueren Geschichte ein bleibendes Denkmal gesetzt hat, den deutschen Zollverein, durchgeführt. Von Bischof Eylert erhielt Natorp noch im Sommer 1844 aus der „Abendruhe“ in Oppersdorf bei Hamburg einen Brief unterm 30. Juli: „Unaussprechlich freundlich hat Dein humoristisches Schreiben zum 50. Jubiläum mich überrascht, lieber Natorp! Ich habe Dich jetzt noch lieber, als ich Dich in meiner Jugend hatte; ich bin milder geworden und habe Dich besser verstehen gelernt. Sage mir in Deinem nächsten Briefe, wann Du Dein Jubiläum erlebst (!), damit ich es feiere wie Freund Roß das meinige, mit abgebrannten Petermännchen. Eben sage ich zu meinem Schwiegersohne Karl Grisson: Natorp und Roß sind zwei Männer nach dem Herzen Gottes, die Er in Sein Buch des Lebens geschrieben. — Dich, Deine Frau und Deine Kinder grüße ich herzlich und bin und bleibe Dein treuer Freund Eylert.“ — Der Bischof überlebte Natorp um 6 Jahre († 2. Febr. 1852 zu Potsdam); er widmete dem Freunde einen warm empfundenen Nachruf in der Elberfelder Zeitung und einen Aufsatz im Brandenburger Schulblatt (II, 2).

Der von N. hochverehrte väterliche Freund Kanzler A. H. Niemeyer beging am 18. April 1827 sein goldenes Doktor-Jubiläum. Dieses Fest suchte N., einer der dankbarsten Jünger dieses angesehenen Pädagogen, auch im Westen herrlich zu gestalten; er veranlaßte diejenigen seiner Freunde, die ebenfalls bei dem Kanzler gelernt hatten, zu Kundgebungen der Dankbarkeit und das Münstersche Konsistorium zu einem Glückwunschschreiben. Am Seminar zu Soest ließ er den Tag durch eine öffentliche Feier auszeichnen, und beim Festmahle stand er nicht an, in einem Trinkspruche Niemeyer als einen zweiten Praeceptor Germaniae an die Seite Melanchthons zu stellen. Das Jahr darauf schied der alte Lehrer, „als glücklicher Greis noch unter den Schwingungen der Festfreude“, aus der Zeitlichkeit (7. Juli 1828).

Etwas zuvor hatte N. einen anderen hochgehaltenen älteren Freund in der Grafschaft Mark verloren, den Pfarrer Franz Bädeker zu Dahl, der aus früheren Einrichtungen den Titel eines „Generalsuperintendenten des märkischen lutherischen Ministeriums“ und später den eines Konsistorialrates führte. Mit diesem Manne,

der sich im kirchlichen Amte, sowie als Gelehrter und Schriftsteller, auch als sachkundiger Beförderer der Obstbaumzucht einen Namen erworben hat, war N. vermutlich schon 1806, als dieser Bädeker (geb. 1752 zu Dortmund, ein Bruder des Buchdruckers B. daselbst und Oheim von G. D. Bädeker) Sitz und Stimme in der Kriegs- und Domänenkammer zu Hamm hatte, dann, seit 1817, nachdem er Mitglied der Prüfungskommission zu Münster geworden, in nähere Beziehungen getreten. Unter Bädekers zahlreichen Schriften ist gerade diejenige, die für uns ohne Zweifel die wichtigste sein würde, bis jetzt nicht zum Drucke gelangt, nämlich eine Geschichte der Reformation in der Grafschaft Mark.*) — Bädeker hegte Bedenken, dieses mühsam zustande gebrachte Werk nach seiner Vollendung zu veröffentlichen, weil dadurch das Gedeihen des Unionswerkes von 1817 gehemmt werden möchte. Dieses Bedenken trug er auch Natorp vor. N., der es nicht teilte, machte in einem seiner Jahresberichte dem Ministerium den Vorschlag, das Werk handschriftlich erwerben und dem Archiv des Konsistoriums einverleiben zu lassen. Dieser Vorschlag ward genehmigt; aber der Ankauf unterblieb, weil der schon kränkelnde Verfasser sich nicht zu einer noch nötigen Umarbeitung der Schrift entschließen konnte. Nach seinem Tode unternahm sein Sohn, Pfarrer zu Aplerbeck, diese Fertigstellung auf Natorps erneutes Betreiben. Nun aber (1826) lehnte das Ministerium den Ankauf ab. Auch eine vom Konsistorialrate von Oven eingeleitete Subskription auf den Druck der Schrift scheiterte an dem angesetzten hohen Buchhändlerpreise. — Der altersmüde Verfasser war inzwischen, allgemein betrauert, am 1. Aug. 1825 gestorben; er ging heim wie ein Soldat im Felde. „Nachdem er," so erzählt die vom Sohne Dietrich verfaßte Lebensbeschreibung, „bei glühender Sonnenhitze seine Konfirmanden zum Unterrichte versammelt hatte, verrichtete er das Eröffnungsgebet und wollte dann das Lehrbuch hervorholen, sank aber in demselben Augenblicke, von einem Schlagflusse gerührt, aufgefangen von den Armen einiger Schülerinnen, unter dem Klag- und Hilfegeschrei der entsetzten Kinder, entseelt zur Erde nieder."

*) Diese Schrift ist in Heppes kirchengeschichtlichen Mitteilungen über die Grafschaft Mark ausgiebig benutzt worden.

6. Die letzten Jahre.

Mit dem Anfange der vierziger Jahre eröffnete sich eine Reihe ernster Ereignisse. Der Schmerz des Natorpschen Hauses um den Tod des Königs war gewiß ein so aufrichtiger, wie uns oft erzählt worden ist. Wenn man in Anschlag bringt, wie viel Schweres und dann wieder Erhebendes die Zeugen der großen Ereignisse in den ersten Zehnteln dieses Jahrhunderts mit Friedrich Wilhelm III. gemeinsam gekostet hatten, wie viel Sorge und Arbeit um die Wiederaufrichtung des Volkes nach äußerer und innerer Not vom Könige und seinen Räten bestritten war, dann läßt sich, auch abgesehen von persönlichen Beziehungen, verstehen, daß man um das Scheiden des königlichen Herrn in Münster so trauern konnte, als wäre der Tod in die eigene Familie geschritten. Dazu brachte der Regierungsantritt des allerdings hochverehrten Kronprinzen — zwar neue Auszeichnungen, z. B. gelegentlich einer Reise Friedrich Wilhelms IV. nach Westfalen die Verleihung des Roten Adler-Ordens zweiter Klasse mit Eichenlaub, aber auch — einen empfindlichen Wechsel in den Anschauungen über die Kirchen- und Schulverwaltung, sowie nach der ersten Heitre des Frühlingsmorgens, die Schwüle eines dem Vaterlande drohenden Unwetters, dessen düstre Wolken dem Wetterkundigen am fernen Gesichtskreise des öffentlichen Lebens schon sichtbar werden mußten.

Der 23. März 1841 war für N. abermals ein Tag tiefer Trauer. Er entriß ihm seinen langjährigen treuen Freund G. D. Bädeker, ihn, den N. vor kurzem in dem oben mitgeteilten Briefe ermuntert hatte, mit ihm wieder jung zu werden und jugendlich heiter zu sein! — Den Anbruch des neuen Jahres hatte Bädeker noch seiner Gewohnheit entsprechend durch eine Familienfeier eingeleitet, diesmal aber, wie ein Augenzeuge, ein Freund des jüngsten Sohnes (Albrecht Schöler), erzählt, mit besonders rührendem Ernste. Während die Seinigen und das Hausgesinde um ihn versammelt waren, hielt er eine freundliche Ansprache an sie, — „ehrwürdig anzusehen wie ein Erzvater aus dem gelobten Lande, grau von Haaren, liebreich die Augen, feierlich die Stimme.“ Er erwähnte, wie das vergangene Jahr bedeutungsvoll für alle gewesen wäre, und sprach seine Freude darüber aus, daß er noch in der Mitte der Seinen weilte. „Der Todesengel ist noch einmal an meiner

Thür vorüber gegangen. Ich habe schon seine Stimme vernommen; aber — ich darf es freudig sagen — mit ruhiger Hingebung in den Willen Gottes. Wohl möchte ich gern auch noch eine Weile an der Seite Eurer guten Mutter und in Eurer Mitte bleiben, und unter meinen Bäumen und Blumen. Doch was wird's sein? Ich habe mein Haus bestellt in Gottes Namen, so weit es in meinen Kräften stand." — „Und auch," sprach er zuletzt mit stärkerer Stimme und glänzendem Auge, „auch allen treuen Freunden nahe und fern, deren Liebe mich so oft und tief ergriffen, und allem Volke sei gesegnet das neue Jahr!" Schon im dritten Monate dieses neuen Jahres ging er heim, getragen und gesegnet von der Liebe, die seines Lebens Kraft gewesen war.

Mächtig erschütternd trat der plötzliche Tod des Oberpräsidenten v. Vincke zu diesen schmerzlichen Verlusten.

Vincke und Natorp standen einander geistig so nahe, daß man, wie vielfach in den Lebensbeschreibungen geschehen ist, sie gern und mit Grund zusammen nennt. Dazu hatten sie eine lange Strecke des beiderseitigen Lebensweges gemeinsam vollendet. In allen Kirchen- und Schulangelegenheiten war Natorps Rat dem Oberpräsidenten die zuverlässigste Quelle seiner Entscheidungen gewesen. Kaum je fiel ein Tag der Freude oder der Trauer in Vinckes häusliches Leben, da nicht sein Freund, der ihm zugleich sein Prediger und Seelsorger schlechthin war, zur Teilnahme herbeigezogen wurde. Noch am 3. Februar 1844 konnte Natorp von einem hocherfreulichen Ereignisse in Vinckes Hause berichten. Er schreibt über dieses Ereignis an seine Kinder in Bremen: „Am Mittwoch Abend spät war der Herr Oberpräsident von seiner Reise nach der Ruhr zurückgekehrt. Nächsten Morgen erscheint vor ihm und seiner noch in der Wochenstube wohnenden (zweiten) Frau die älteste Tochter Karoline und stellt den Eltern den Vetter von Sierstorpff aus Braunschweig als ihren Bräutigam vor. Man hatte zwar die Zuneigung beider für einander schon wahrgenommen; aber die Verlobung kam doch wie vom Himmel gefallen. Der Oberpräsident ist über diese Verlobung höchst glücklich. Er eilte gleich nachmittags zu uns, um uns das fröhliche Familienereignis bekannt zu machen. Gestern fuhren wir nach dem Schlosse, um unsern Glückwunsch abzustatten.

Die Braut glänzte vor Wonne. Aber auch das ganze übrige Haus bis auf Kutscher und Bedienten ist voll Jubel und Freude; man öffnete uns mit lachenden Gesichtern die Thüre und freute sich, daß es seit dem vorigen Tage so lustig im Schlosse herginge. Das Fräulein Hinzpeter ist von der Überraschung so angegriffen worden, daß sie sich hat niederlegen müssen. Der Herr von Sierstorpff wird sich in dem ihm zugehörigen Bade Driburg niederlassen. Einer der v. Vinckeschen Bedienten freute sich über diese Verbindung sehr rührend, — nämlich in Beziehung auf die armen Leute in Driburg, die an der Karoline eine rechte Wohlthäterin bekommen würden. Der Vater des Bräutigams, der wie seine Frau vor einigen Jahren gestorben ist, war vormals in Braunschweigischen Hofdiensten. Er ist der ungenannte und lange unbekannt gebliebene Verfasser einer mit kolorierten Bildern ausgestatteten Beschreibung der Mönche. Diese hat er ad modum Linnaei sortiert und so beschrieben, als wenn er Pflanzen und Thiere vor sich gehabt hätte. Sein Bilderbuch ist durch einen seiner Freunde zu Wien dem Kaiser Joseph zu Gesicht gebracht, und dieser hat es, ohne des Verfassers Wissen, zum Drucke befördert."

So fröhlich, nach diesem Briefe, der Anfang des Jahres dem Vinckeschen Hause gelächelt hatte, so unerwartet schrecklich sollte es ihm enden. Der Oberpräsident traute den Kräften des höheren Alters immer noch zu, was es schließlich zu leisten nicht imstande war. Er trug sich in den letzten Jahren mit einem großen, schönen Plane, dessen Ausführung man in unsern Tagen wieder versucht, dem Plane einer Kanalisation der Ruhr, der wichtigsten Lebensader des damaligen Kohlen- und Eisenbetriebes, und opferte ihm manche Reise und Arbeit. Schon 1840 hatte er einen Aufsatz über das schwierige Werk fertig. Immer aber hinderten anderweitige Geschäfte ihn, die letzte Hand daran zu legen. So nahete der Dezember 1844 dem Nimmermüden. „Schon länger kränkelnd," schreibt Natorp an seine Enkel Gustav und Adelbert N. zu Halle, „kam v. Vincke kürzlich von der Gewerbeausstellung zu Berlin zurück; er klagte mir, es fehlte ihm irgendwo; er wüßte nur nicht, wo. Hier in Münster gönnte er sich trotzdem keine Ruhe, sondern unternahm wieder eine Dienstreise, um zu Marsberge die Irrenanstalt, zu

Benninghausen die Landarmenanstalt zu besichtigen. Gleich darauf sollte er mit dem Minister von Flotwell in Minden zusammentreffen. So unwohl er schon war, machte er sich auf den Weg. Zu Warendorf fuhr sein Wagen mit einem andern zusammen, was ihm eine heftige Kopferschütterung verursachte. Trotzdem setzte er seine Reise fort. Zu Bielefeld machte er beim Bürgermeister und beim Superintendenten einen geschäftlichen Besuch. Auf der Straße glitt er aus und geriet mit einem Bein unter das Rad eines glücklicherweise nur leicht beladenen Lastwagens. Als er in Minden anlangte, war er betäubt; man setzte ihm zweimal Blutegel an und fuhr ihn nach mehrtägiger Ruhe langsam nach Münster zurück. Hinterher vernahm man, daß er einen Schlaganfall gehabt hätte. Doch von den bangen Erwartungen wurde man noch einmal befreit, als Vincke sich nach zweitägigem Schlummer erholte und sogar wieder seine Pfeife rauchte. Indes sollte man sich dieser Hoffnung nicht lange freuen. Am 2. Dezember starb Vincke. — Zu Mülheim a. d. Ruhr ist eine schöne Kettenbrücke erbaut und vor etwa 14 Tagen eingeweiht worden. Als man am Tage vor der Einweihung ihn erwartete, hatte einer der Beteiligten einen scherzhaft witzigen Einfall, der übrigens von der Verehrung, mit der man in der Ruhrgegend Vincke zugethan ist, zeugte: „Morgen,“ sagte er, „wollen wir unsere Brücke gründlich probieren; ich schlage daher vor, den Oberpräsidenten hinüber fahren zu lassen; wenn diesen mit seinem großen Herzen und seinen schweren Verdiensten die Brücke tragen kann, dann ist sie gut, und dann brauchen wir sie nicht weiter zu probieren.“ Um jene Zeit rührte Vincke der Schlag. Wie nahe bei einander liegen doch im Leben Scherz und Ernst, Lachen und Weinen, Leben und Tod!“ — Natorps tiefen Schmerz um das plötzliche Abscheiden des verehrten Mannes bezeugt am lebendigsten ein Brief an Nonne: „Ihr könnt Euch wohl vorstellen, wie ich vor allen dadurch angegriffen worden bin, ich, der ich 42 Jahre in amtlicher und freundschaftlicher Verbindung mit Vincke gelebt habe. Ich wurde so erschüttert, daß mein Gefühl mich an das Gefühl, das ich vor zwei Jahren nach meinem Sturze hatte, lebhaft erinnerte. Ich war zum Denken und Arbeiten zu schwach und mußte mich deshalb einige Tage im Hause halten. Die Gräfin Lippe war eben bei uns,

bloß um sich zu erkundigen, wie es uns ginge; denn die Oberpräsidentin besorgte, ich wäre ernstlich erkrankt." —

Um dieselbe Zeit lag auch F. A. Krummacher zu Bremen siech darnieder, nachdem ihm im Frühjahre 1844, am Sonntage Cantate, seine Lebensgefährtin entrissen war. Er erholte sich zwar auf kurze Zeit und fing wieder an, die Stunden des Ruhestandes wissenschaftlichen Beschäftigungen zu widmen. Im Februar 1845 schrieb ihm Natorp noch einen Brief voller Humor: „An Freund Krummacher, majorem natu (den älteren) zu Bremen. Dein zu einsiedlerisches Leben hat mir die weise Lehre gegeben, daß man sich dem Leben unter den Menschen, auch insbesondere unter den natu minoribus (den jüngeren), nicht entziehen dürfe, wenn man in dem späteren major-Leben noch Freude haben will. Ich rate, daß wir diese weise Lehre beiderseits ernstlich zu Herzen nehmen. Du kannst sie leichter befolgen, als ich; Du bist ganz frei und unabhängig; ich aber bin noch an den Geschäftskarren gebunden und gezwungen, ihn durch die Akten und den Aktenstaub zu schleppen, während ich keine Lust dazu habe und lieber unter den Meinigen oder im Freundeskreise sitzen möchte. Ich muß die Seile abschneiden, wenn ich noch zu der amoenitas senectutis (Lieblichkeit des Greisenalters) mit gangsamen Beinen und empfänglichen fünf Sinnen gelangen will. Wie gern wäre ich einmal wieder in Bremen, bei Dir und unsern Kindern! Wie gern möchte ich mit Dir einmal über die Zeit und Unzeit der jetzigen Welt parlieren und spekulieren und phantasieren und judizieren! Wir würden ohne Zweifel recht viel Stoff finden, um uns über so manches Getreibe lustig zu machen, wie wir dies in unseren früheren Essener und Kettwiger Tagen oftmals gethan haben. Erinnerst Du Dich noch, daß wir einstmals auf dem Wege zwischen Essen und Kettwig es für zweckmäßig und heilsam erachteten, alle Bücher zu verbrennen? Es werden ja auch wirklich die meisten Verkehrtheiten durch libros und scripta hervorgebracht. Lebe wohl! Vive, vale, valetudinem et corporis et animi cura diligenter (habe wohl acht auf die Pflege der geistigen und leiblichen Gesundheit)! Dein Natorp." Es ist dies wohl das letzte Wort gewesen, das die alten Freunde austauschten. Am 4. April 1845 schlug dem Parabeldichter die letzte Zeitstunde. —

Der Sturz, dessen Natorp in dem vorhin mitgeteilten Briefe an Nonnes Erwähnung thut, wurde in Freundeskreisen ängstlich besprochen. Doch erfreute sich N. bis in den Sommer des Jahres 1845 wieder einer Gesundheit, die ihm die Fortsetzung seiner angestrengten Thätigkeit gestattete. Aus den letzten Jahren haben wir noch einige schöne Zeugnisse von seiner liebevollen Aufmerksamkeit auch für das aufblühende Geschlecht der jüngsten Nachkommen. So schreibt er den beiden Enkeln Gustav und Adelbert N. nach Wengern zum Tage ihrer Konfirmation folgenden großväterlichen Gruß: „Wie gern, geliebte Söhne, wie gern wäre ich Zeuge Eures Konfirmationsfestes und spräche ich mündlich meinen Segenswunsch über Euch aus! Ihr wisset von Euerm Vater, warum ich nicht kommen kann. Im Geiste aber bin ich bei Euch. Wenn ich am Palmsonntage hier von der Kanzel komme, dann trete ich mit Euerm Vater vor den Altar hin und vereinige meinen Zuspruch und Segenswunsch mit dem seinigen. Möget Ihr dann auch des Großvaters Wort mit einem feinen, guten Herzen vernehmen! Er spricht zu Euch das Wort, mit dem einst Jesus selbst das ausdrückte, was für die Jünger des Reiches Gottes das Höchste und Heiligste ist: Selig sind, die reines Herzens sind; sie werden Gott schauen! Und dann hat er in seiner Liebe zu Euch nichts weiter hinzuzufügen, als das herzliche Wort des Jüngers Johannes: Ich habe keine größere Freude, denn die, daß ich höre meine Kinder in der Wahrheit wandeln. Gott sei mit Euch! Sein guter Geist wolle Euch stets leiten auf rechter Bahn. Er bewahre Euch vor allem Argen. Er schütze Euch gegen die Macht der Versuchung. Sein Wort bleibe Euch das Licht auf allen Euern Wegen. Mit ihm haltet Euer Herz in Gemeinschaft. Jesus Christus sei Euch und bleibe Euch das Vorbild für Gesinnung und Wandel. Alles, was Ihr thut, geschehe in Liebe. Dann werdet Ihr zu jeder Zeit Euern Eltern und allen Euern Angehörigen zur Freude, allen guten Menschen zum Wohlgefallen, dem schönen Garten Gottes zur Zierde und der Welt zum Segen gereichen. Euer treuer Großvater.“ — Während ihrer Studienzeit erhielten die nämlichen beiden Enkel öfter einen Brief von seiner Hand. 1844 z. B.: „Was Ihr mir über Eure Studien schreibt, macht mir Freude. Ich erkenne daraus das lebhafte Interesse für Wissen-

schaft und künftigen Beruf, mit dem Ihre Eure Angelegenheiten betreibt. Fahret fort, fleißig zu studieren; bewahrt die Unschuld und Reinheit des Herzens, und bleibt demütig vor Gott dem Herrn; dann wird Gottes bester Segen Euch begleiten." Durch Einlage in einen Brief an Prof. Tholuck, — der in Verein mit seiner edeln Gattin sich des schwer erkrankten Enkels Gustav kurz zuvor mit elterlicher Freundlichkeit angenommen hatte —, schickte er den beiden Studenten zu Weihnachten 1844 noch einen heiteren Gruß und ein Geldgeschenk: „Kaufet Euch dafür ein Christkindchen, oder trinkt dafür auf unsere und Eure Gesundheit ein Glas Wein." Derselbe Brief enthielt eine Nebenbemerkung über persönliches Übelbefinden, das der Vorbote einer ernsten Erkrankung gewesen zu sein scheint. Im Juli des nächsten Jahres nämlich befiel den bislang so Widerstandsfähigen ein heftiges Fieber. Die Tochter Adelheid Krummacher, die gerade zu Münster war, schrieb hierüber an ihren Neffen Gustav N. zu Halle unterm 8. August: „Dein Großvater ist seit drei Wochen schwer krank an einem Nervenfieber. In den ersten neun Tagen zweifelte man an seiner Genesung. Niemand konnte vorgelassen werden, auch nicht mein Bruder Eduard, der gleich aus Bochum herüber gekommen war. Den übrigen Kindern mußte abgeschrieben werden. Jetzt hoffen wir auf langsame Genesung." — Diese Hoffnung ging schneller in Erfüllung, als man damals noch erwarten konnte. Schon im Herbste trat Natorp eine Erholungsreise an, die seinen Kindern in der Grafschaft Mark galt. Heiteren Sinnes verweilte er, von seiner Gattin begleitet, zu Wengern, Hattingen und Bochum. Wenn auf dieser Reise Christiane, die den ängstlichen Sorgen um die Zukunft leichter zugänglich war und oft „vom letzten Male" sprach, um Schonung für den Heißgeliebten bat, so wollte er selbst den Liebesbeweisen der Seinigen, der Freude des Wiedersehens und der fröhlichen Hoffnung keine unnötige Störung in den Weg legen; er blieb stets derselbe heitere und mutige Mann.

Schwach, wie er noch war, konnte er sich doch nicht enthalten, dem Gesangfeste seiner Lehrer, das gerade in Witten begangen wurde, seinen Besuch zu gönnen. Aber — „Wehmut erfüllte bei seinem Anblicke unsere Brust", schrieb Lehrer Balster über diesen Besuch. „Als die Glocken zur Feier riefen, sahen wir

ihn, geführt von zwei Geistlichen, grüßend in unsere Mitte wanken und an den Musikdirektor Engelhardt herantreten mit den Worten: „Guten Morgen, Herr E.! Ich freue mich, daß es mir noch einmal vergönnt ist, diesem schönen Feste beizuwohnen." Ein prophetisches Wort! — Dann nahm er, dem Sängerchore gegenüber, Platz auf dem Predigtstuhle, gleichsam als sollten wir, weil es das letzte Mal sei, seines ganzen Anblickes teilhaftig werden. So muß nach der Legende der Jünger, den der Herr lieb hatte, in der Gemeinde zu Ephesus gesessen haben, als er, in hohem Alter Abschied nehmend, die bedeutsamen Worte sprach: Kindlein, liebet einander! Auch an dem gemeinschaftlichen Mahle nahm er teil. Aber als nach dem ihm gebrachten Toaste seiner üblichen beliebten Antwort entgegen gesehen wurde, trat, von ihm dazu beauftragt, sein würdiger Sohn, der Pfarrer Natorp zu Bochum, für ihn auf. Ach, dem Manne, dem auch im Alter noch Reden eine Lust, ein Spiel war, dem versagten seine sonst so klangreiche Stimme den Dienst und seine Brust die Kraft! Wohl durchzitterte da bange Ahnung unser Gemüt, zumal er sich vor aufgehobener Tafel zurückzog; aber den baldigen Verlust, der uns treffen sollte, fürchteten wir nicht; ja, manche knüpften an die überstandene Krankheit neue Hoffnungen für ihn." — Die „bange Ahnung", die in diesem von so warmer Verehrung zeugenden Berichte aus dem Lehrerkreise sich aussprach, schien doch nur auf die begreifliche Schwäche nach schwerer Krankheit gegründet. Die nächsten Monate brachten N. weitere Stärkung, so daß er am 6. Januar 1846 seine Kanzel wieder besteigen konnte. Aber der neu erwachte Eifer bei der Erfüllung der Berufspflichten wurde verhängnisvoll. Ende Januar unternahm er eine wiederholt aufgeschobene Reise ins Tecklenburgische, um dort den neuen Superintendenten der Diözese einzusetzen und verschiedene Schulen zu besichtigen. Pfarrer Julius Krummacher, der damals in Tecklenburg stand, bemerkt in einem 1892 an seinen ältesten Sohn gerichteten Briefe: „Natorp war so freundlich, bei uns als Gast einzukehren und zu nächtigen; und es ist mir noch sehr erinnerlich, wie wohlthuend uns damals sein heiteres, zutrauliches und noch so jugendfrisches Wesen berührte." Diese Reise aber hatte ein Unterleibsleiden im Gefolge. Natorp erstarkte zwar abermals so weit, daß er das Bett täglich auf

einige Stunden verlassen konnte, ja, daß endlich alle Gefahr beseitigt schien. Da aber rührte ihn am 8. des Monats ein Nervenschlag, und ohne Schmerz und Kampf schlummerte Natorp (im 72. Lebensjahre) sanft hinüber.

Über die furchtbare Erschütterung, die das so plötzlich eingetretene Unvermeidliche im Hause hervorrief, lassen wir den Enkel Gustav N., der damals zu Münster seiner Dienstpflicht im Heere genügte, in einem Brief an den Bruder Adelbert, der zu Berlin studierte, reden: „Zwei Uhr nachts. Ich muß meinen Brief mit einer schrecklichen Nachricht beschließen, lieber A.! — Ach, es war ein großer Irrtum, wenn ich Dir schrieb, Großvater wäre auf der Besserung. Das schrieb ich Dir ja gestern morgen. Ach Gott! konnte ich ahnen, wie's am Abend aussehen würde! O, Adelbert, er ist nicht mehr! er ist nicht mehr, unser lieber, lieber Großvater ist nicht mehr! Gestern um 4 Uhr schied er plötzlich dahin, wahrscheinlich infolge eines Schlagflusses, als die Krankheit uns allen so unbedeutend vorkam, daß keiner auch nur im geringsten etwas Ähnliches vermutet hätte. Ich war leider nicht da, als er dahin schied, und kam erst eine Stunde später. Welch ein Jammer, welch ein Wehklagen! Er hatte plötzlich über Beengungen geklagt; da wurde in aller Eile zu Bönninghausen geschickt; doch der kam, als es zu spät war. Ohne uns ein Lebewohl zu sagen, ein ewiges Lebewohl, ohne uns noch etwas aufzutragen, schied er dahin. O, es ist etwas Fürchterliches um den Tod! Welche Verwüstung richtet er an! Das schöne Band, es ist zerrissen; in die Harmonie, die das ganze Haus durchklang, ist ein gellender Mißton gefahren: die Großmutter ohne ihn; Tante Alwina, die nur für ihn lebte, ohne ihn; Alwinchen (Lent) ohne ihn; wir alle ohne unsern Großvater! Überbringe doch Wilhelm Lent die Trauerbotschaft; er ist ja auch ein so großer Verehrer des Entschlafenen. Ach, wer sollte es auch nicht sein! Lebewohl! Ich kann nicht mehr schreiben. Gehe nur gleich auch zu Roß! Dein Bruder Gustav." — Dazu am 2. März 1846: „Wie schmerzlich fühlen wir alle die Lücke, die durch Großvaters Tod gerissen ist! Und wie wäre es anders möglich! Wir können ihn nicht vergessen! Er wird unter uns fortleben, und wir können stolz darauf sein, einen solchen Großvater gehabt zu haben. Und das ist wenigstens

ein Trost bei seinem schnellen und unerwarteten Tode, daß wir ein so schönes, lebensfrisches Bild von ihm haben."

Am 11. Februar, unter den kalten Schauern des Winterabends, trug man die Hülle des geliebten und verehrten Mannes hinaus auf den Lamberti-Gottesacker vor dem Herster Thore. Mit den Söhnen und mehreren Enkeln, den Brüdern und Schwägern, den Amtsgenossen und zahlreichen Gemeindegliedern bezeugten auch die höhere katholische Geistlichkeit der Bischofsstadt und die Generalität des 7. Armeekorps ihre Hochachtung vor dem Sinn und Werk Natorps an seinem stillen Grabe, das ihn, den allzeit fertigen Prediger des Friedens, mitten unter katholischen Mitbürgern, friedlich umschließt. Konsistorialrat Daub hielt ihm die Grabrede, deren Schluß lautete: „Was wir, als seine Gemeindeglieder, Kollegen und Freunde, bei seiner Aufrichtigkeit, Biederkeit, Anspruchslosigkeit, Dienstfertigkeit, Leutseligkeit in frohen und traurigen Tagen an ihm hatten, wir wissen es; aber wir schweigen, weil Thränen der trauernden Liebe das Weiterreden versagen. Er ist nun nicht mehr unter uns. Seine wohlklingende Stimme tönt nicht mehr. Sein treues Herz hat ausgeschlagen. Doch dringt aus der höheren, uns durch Jesum Christum aufgeschlossenen Welt in die Trauernacht des Todes das liebliche Saitenspiel der ewigen Gedanken, und die Töne der Grabesnacht schlagen gewaltig an unsre Brust."

In den Kreisen der westfälischen Geistlichkeit und Lehrerwelt vernahm man mit Wehmut die Nachricht vom Heimgange des ehrwürdigen Führers. Die Lehrer der Mark hatten mit den Behörden und der Münsterschen Gemeinde im stillen schon die Vorbereitung zu einer Feier des 3. August 1846, der Wiederkehr des Tages, an dem N. vor 50 Jahren sein Amt angetreten hatte, getroffen. Man wollte die Jubelfeier mit dem Gesangfeste in Altena verbinden und dazu eine Schrift über „Pestalozzi und Diesterweg", die mit einer Widmung an N. geziert war, überreichen.

Diesterweg richtete an die märkischen Lehrer ein schon früher teilweise angeführtes Schreiben: „Liebe und Verehrung sind ihm in die Gruft gefolgt, und Tausende bewahren ihm ein dankbares Herz. Einem solchen Manne stiftet man ein seiner würdiges Denkmal dadurch, daß man die Bestrebungen und Ziele seines Lebens zu den seinigen macht und sie nach Kräften

fördert. Er hat die Schule gehoben; er wollte für die Lehrer sorgen. Jenes kann nicht ohne dieses geschehen. Nicht alles ist ihm gelungen. Darum: treten wir in seine Fußstapfen; vereinigen wir, seine dankbaren Freunde, uns, ein Ziel seines Lebens weiter zu verfolgen! Darum ergeht hiermit die erste Mahnung an Euch, Ihr Lehrer in Westfalen! Sie ist der erste Zweck dieser Worte. Bildet einen Verein, der sich die Aufgabe stellt, für die Waisen verstorbener Lehrer zu sorgen, und nennt ihn „Natorp-Stiftung". Diese kräftigen Worte richteten aus, wozu sie gesandt wurden. Beim Gesangfeste zu Altena 1847 wurde in der dortigen Kirche eine Feier zum Gedächtnisse Natorps begangen. Nach einem ernsten Vorspiele der Orgel sangen die Lehrer eine Strophe des Liedes „Jesus, meine Zuversicht". Darauf hielt Lehrer Balster einen Vortrag über N.s Leben und Wirken. Eine Stiftung in Diesterwegs Sinne und mit dem von ihm gewünschten Namen trat ins Leben. Sinnig verband man von da an die jährliche Hauptversammlung dieser Stiftung mit dem Gesangfeste, und in regelmäßiger Wiederkehr gedenkt man bei der Sorge für Lehrer-Witwen- und Waisen des Mannes, der in gleicher Weise um die Aufbesserung des Lehrerstandes, wie um die Förderung des Unterrichtes, namentlich im Gesange, bemüht gewesen ist. Eine selten warme Verehrung in Lehrerkreisen folgte ihm über das Grab hinaus. Man tritt wohl kaum in die Wohnung eines Lehrers in der Grafschaft Mark aus der älteren Zeit oder eines seiner Nachkommen, wo nicht der Stein-Abdruck des von Kügelgen gemalten Ölbildes Natorps von der Wand des Besuchszimmers dem Gaste entgegenschaut. Nach jenem Bilde ist auch die Büste gefertigt, die eine Festversammlung von Lehrern und von den Enkeln des Verewigten gelegentlich einer Nachfeier seines 100. Geburtstages am 3. Juli 1875 in der märkischen Ruhmeshalle, einem Raume innerhalb des auf der herrlichen Höhe des Kaisberges bei Herdecke errichteten Stein-Turms, seinem Andenken zu Ehren gesetzt hat.

Hier möge nun auch noch beigefügt werden, was Bischof Dr. Eylert, einer der bedeutenderen Zeitgenossen, Kollegen und Freunde Natorps, in seinem Nekrologe vom 13. Febr. 1846 aus Potsdam über ihn hinterlassen hat. — „Als das Joch der Fremdherrschaft abgeschüttelt war," so heißt es in diesem Nachrufe,

„folgte N. seinem Freunde v. Vincke nach Münster und wurde daselbst Oberkonsistorialrat und späterhin, als Gehilfe des würdigen Bischofs Roß, Vize-Generalsuperintendent. In Westfalen, seinem Vaterlande, wo die Presbyterial- und Synodalverfassung zu Hause ist, bewegte sein klarer Geist sich freier, und großen Segen hat er in seinem weiten Wirkungskreise gestiftet. Er war in Lehre und Wandel ein erbaulicher Pastor, und darum wurde er gern gesehen und gehört. Seine Kanzelvorträge zeichneten sich durch Licht und Wärme in einer edlen und doch dabei populären Diktion, wie durch Originalität aus. Er war ein vorzüglicher Lehrer, der Sensation machte. Als Vorgesetzter der Prediger war er geschätzt und geliebt, weil er in Würde und Wohlwollen ihr herzlicher Amtsbruder war. In seinem ganzen Wesen lag offene Klarheit, edle Einfalt und ungeschminkte Natur; eine arglose, aufrichtige Redlichkeit gewann ihm alle Herzen. Gründlich und liberal in seinen theologischen Ansichten, neigte er sich mit den Jahren immer mehr zum positiven Christentum;*) doch blieb er rein von allem lieblosen Eifer. Nur das biblische Christentum hielt er fest, er huldigte keiner menschlichen Autorität, gehörte keiner Partei an und ehrte und hob hervor das Gute, wo er es fand. Darum lag Anschwärzen und Verdächtigmachen seiner reinen Seele fern. Er suchte nichts für sich, aber alles für die Wahrheit. In Lehre und Wandel hielt er den biblischen Grundsatz fest: Wir sind nicht Herren eures Glaubens, sondern Gehilfen eurer Freude; nur Einer ist unser Meister, Christus. Die große Idee der christlichen Union und ihrer Fortschritte hatte er in sich aufgenommen, und sein ganzes Leben und Wirken war Wahrheit und Tugend, so daß er nur in ihrer Atmosphäre atmete. Er war ein liebenswürdiger Mann, der den Einwohnern unserer Stadt, wo er stille und friedlich über sieben Jahre lebte, unvergeßlich, besonders seinen Kollegen, geworden ist. Der hochselige König Friedrich Wilhelm III. hatte ihn gern und hörte ihn gern, so oft er in der Garnison- und Hofkirche predigte; er sah ihn oft zu Tische und zeichnete, wie des jetzt regierenden Königs Majestät, ihn durch

*) Unseres Wissens stand Natorps Grundanschauung über theologische Fragen frühzeitig fest. Das oben angeführte Urteil Eylerts findet auch in dem gleich folgenden Satze seine Richtigstellung.

* *

Ehrenbezeugungen aus. — Natorp sah aus klar und offen, wie der Jüngling, den der Herr lieb hatte. Nun ist auch er heimgegangen, und wir sehen ihm mit Wehmut nach." — Über seine Verdienste um die Schulen in der Kurmark sagt derselbe Nekrolog: „Man kann in Wahrheit, ohne Übertreibung, sagen, daß er in die Stadt- und Landschulen der Kurmark ein neues und besseres Leben brachte."

Nach Natorps Scheiden gelangten an die Familie von mehreren Seiten Gesuche um Überlassung schriftlicher Quellen für eine ausführlichere Darstellung seines Lebens. Unter anderen hatte sich Herr Pfarrer Kerlen zu Dortmund erboten, seinem väterlichen Freunde ein Denkmal dieser Art zu setzen. Warum man sich zu Münster nicht entschließen konnte, auf diese Gesuche einzugehen, erhellt nicht zur Genüge. Kerlens Vorhaben ist denn leider ebenso wenig zur Ausführung, wie ein Aufsatz des Enkels Dr. Gustav Natorp in Schmids Encyklopädie über eine Lebensskizze hinaus gelangt. Der Verfasser vorliegender Arbeit mußte also fast auf allen Feldern von vorne anfangen. Um so mehr fühlt er sich zu innigem Danke gegen seine freundlichen Helferinnen und Helfer, die freudig auf seinen Plan eingegangen sind, sowie gegen die Meisterschaft Wilhelm von Kügelgens verpflichtet, die es verstanden hat, dem, durch einen Abdruck in unserm Buche vertretenen, Bilde des Verewigten jenen hellen Verstand, der stets in das Mark der Sache drang, die Milde und Herzensgüte, die sich überall Freunde erwarb, und das feste Vertrauen, das Natorp über des Lebens Wirren immer wieder zur Heiterkeit und zur Dankbarkeit gegen den höchsten Lenker unserer Schicksale emporhob, mit lebenswahrer Kraft einzuhauchen.

Index.

In der Anmerkung zu S. 16 ist noch ein sinnentstellender Druckfehler geblieben: „durch den“ muß heißen: „nach dem“; sodann ist auf Seite 171 Seitenverweisung S. 17 statt S. 30 zu lesen.

Druck und Verlag von G. D. Bädeker in Essen.

Natorp, Oskar

B. Chr. Ludwig Natorp ein Lebens- und Zeitbild aus der Geschichte des Niederganges und der Wiederaufrichtung Preußens in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts

Essen 1894